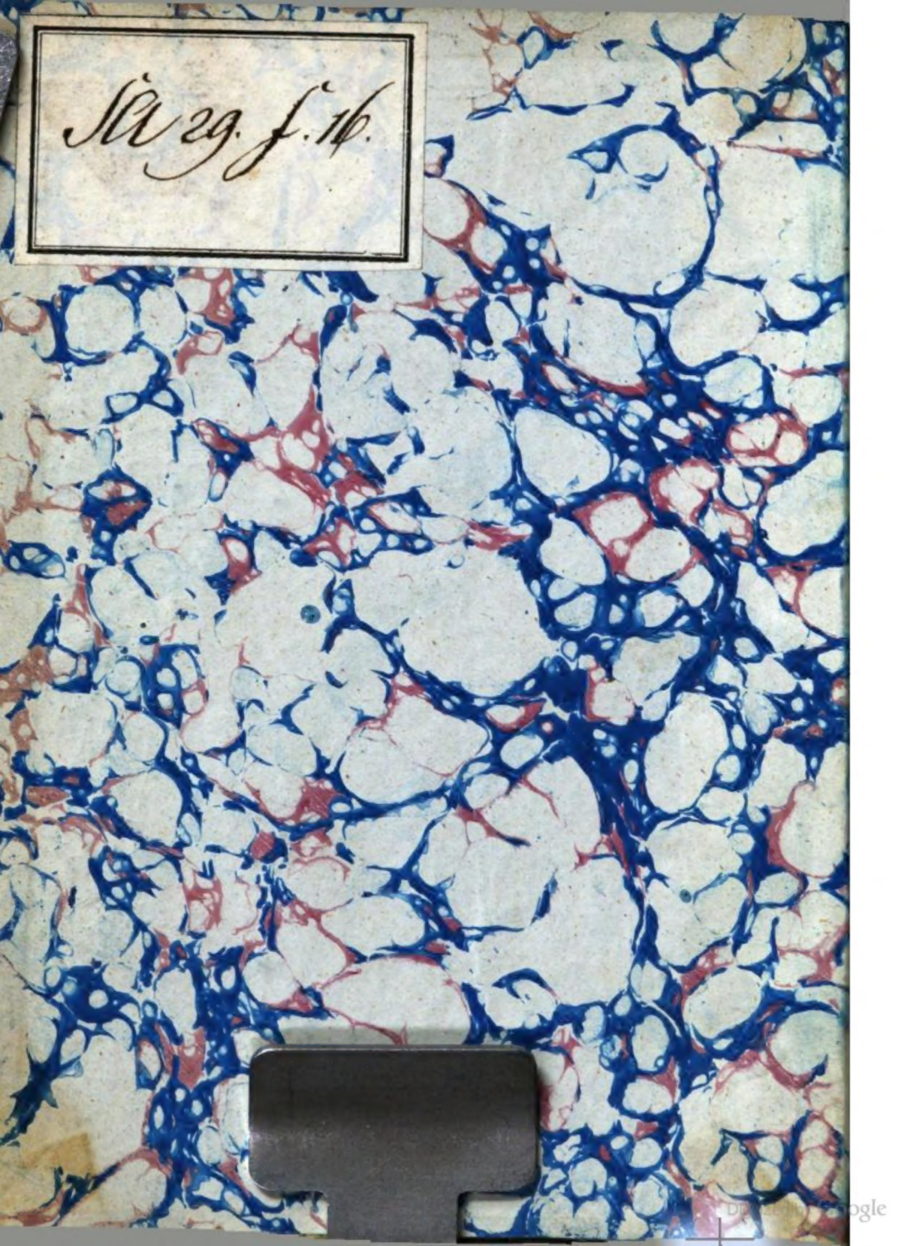
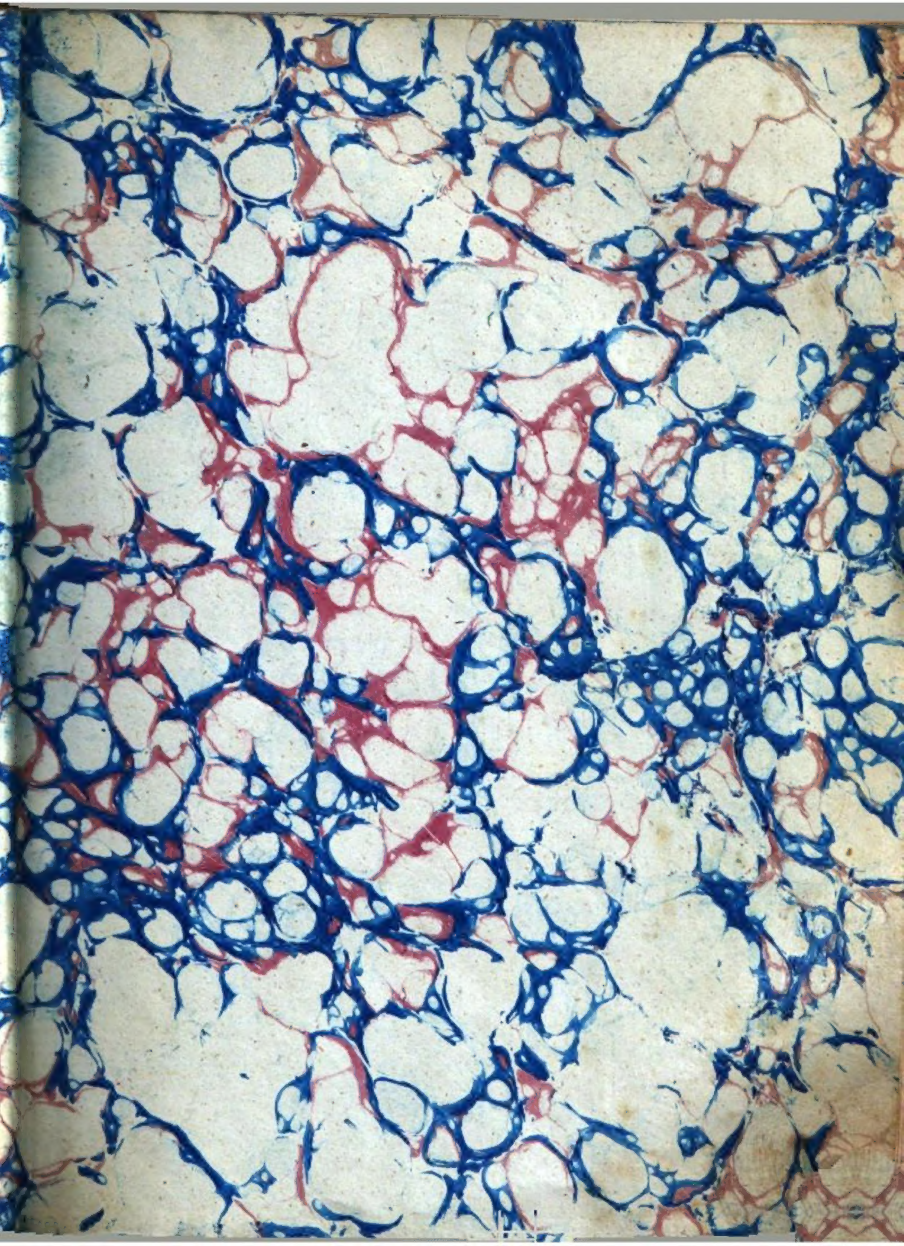
JOHANN ZABANIUS, SACHS VON HARTENECK. POLITISCHER ROMAN. -...

Daniel Roth

Digitized by Google


Slà 29. f. 16.



Digitized by Google

22780-A

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann Zabanius,

Sachs von Harteneck.

Politischer Roman

von

Dr. Daniel Roth,
ev. Pfarrer zu Kastenholz.

Hermannstadt.
Mart. v. Hochmeister'sche Buchhandlung.
Theodor Steinhaussen.

1847.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenn wir in Hermannstadt von dem großen Ringe in die Leichengasse einbeugen, haben wir zu unserer Rechten ein stattliches, in neuem und edelm Style erbautes Haus, welches die eine kürzere Fronte dem großen Ringe, die andere längere der Leichengasse zuwendet. Ein dazu gehöriger Garten, trennt es von einem zwar kleinen aber gleichfalls neuen und gefällig aussehenden Hause, das eine Seite gleichfalls der Leichengasse die andere aber der Wintergasse zukehrt. Zu jener Zeit, wo sich die hier zu erzählende Begebenheit zutrug, stand an dieser Stelle ein eben so weitläuftiges, im Geschmacke der frühern Zeiten erbautes Haus, welches man das Landhaus zu nennen pflegte. Der untere Theil des Hauses sprang in die damals noch ungepflasterte und unebne Straße vor, und bildete einen gedeckten Gang, ähnlich demjenigen, der noch heutzutage auf dem kleinen Ringe zu sehen ist; über diesem Gange erhob sich das alterthümliche Gebäude zu einem Stockwerke, von verschiedener Höhe und mit ungleichen Fenstern, und hatte mehrere hohe unter einem geringen Winkel sich erhebende mit Ziegeln gedeckte Dächer, spitze Giebel und eine Unzahl von hohen Schornsteinen zu tragen. Das Innere des Hauses entsprach seinem Aeußern.

Digitized by Google

Es fehlte nicht an geräumigen und wohnlichen Zimmern, doch konnte man zu diesen nur durch enge und dunkle Treppen und eben so dunkle Gänge und Vorzimmer gelangen; die Wohnzimmer selbst waren durch hohe Schwellen sogar, da sie nicht in gleicher Höhe lagen, durch emporsteigende Stufen getrennt, Ecken, finstere Kammern und Gänge, auf- und niederführende Treppen, verborgene Verschläge und Gewölbe sprachen aller Symetrie und Bequemlichkeit Hohn, entsprachen aber allerdings den frühern kriegerischen und wilden Zeiten, wo das Leben und Eigenthum der Bewohner in steter Gefahr schwebte. Abgesondert von dem Hauptgebäude hatte man den Ställen und Schuppen, so wie der Wohnung des Gärtners den Platz angewiesen, an welche sich der geräumige Garten schloß, der sich damals bis in die Wintergasse erstreckte und mit einem Planken umgeben war. Dieses Haus bewohnte damals Johann Zabanius, Sachs von Harteneck, der Königsrichter von Hermannstadt und Comes der sächsischen Nation.

In diesem Hause und in des Gärtners Wohnung, deren Fenster in den Garten giengen, saßen am Abend zu Anfang October im Jahre 1703 zwei Männer im vertraulichen Gespräch; der eine war Michel Lorenz der Gärtner, ein breitschultriger, stark gebauter Mann von etwa fünfzig Jahren, der andere war Johann Pap in Diensten Hartenecks stehend, schlank von Natur, schmächtig und leicht beweglich, ein Dreißiger. Auf dem Tische an dem sie saßen, stand ein Krug, den sie sich in kurzen Zwischenräumen und schweigend einander zuschoben. Beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und das Kinn wieder in die flachen Hände stützend, trieben sie aus einer kurzen Pfeife Wol-

ken von Rauch empor, der von einem sanften Abendwinde ergriffen kreisend zum offenen Fenster hinaus tanzte, denn der October-Abend war mild und lieblich.

Nach einer Viertelstunde tiefen Stillschweigens, welches die vorhergegangene ernsthafte Unterredung herbeigeführt hatte, begann endlich der Jüngere, den man wegen seiner ungarischen Herkunft Pap Janos zu nennen pflegte.

„Nach alle dem, Lorenz, meine ich, daß es nur zwei unfehlbare Mittel gibt, uns vor der verrückten Schwatzhaftigkeit des Mädchens sicher zu stellen.“ —

„Und welches wären denn diese Mittel, Janos? erwiederte der Gärtner.

„Entweder wir schicken sie ihrem Geliebten und Unvergeßlichen nach, oder — du gibst mir das Mädchen zum Weibe, damit ich als Ehemann ihre thörichte Zunge in den wohlthätigen Grenzen halten mag.“

„Pfui, pfui! du blutgieriger Mann! Ich denke an einer Schüssel Blut, das aus eines Menschen lebendiger Brust hervorgesprudelt, hätte man genug, um sein Lebelang daran zu waschen, damit kein Fleckchen mehr an den Händen klebe, wenn wir sie an dem Tage des Gerichts den Augen des Allwissenden entgegenhalten müssen! Und du kannst daran denken neue Quellen zu eröffnen, während dir noch das Herzblut des Gewissen von den Händen trieft? Kannst glauben, ich werde deinem Messer die Brust meiner Tochter so ruhig entgegenhalten wie jene des — — — Du bist ein Narr! — — Eine solche Aeußerung noch, und ich schlage dir den vollen oder leeren Krug an den knorrigen, ungrischen Schädel!“ — —

„Hm!“ erwiderte Pap Janos, — „Du hast eine eigen-bündige Art deine Meinung zu sagen, und deine Beweisführung ist so überzeugend, daß sich gar nichts dagegen einwenden läßt. — Gut! hast du mit der einen rothen Lacke genug, die wir dem Fußboden jenes Gewölbes aufdrangen, so bleibt nichts anders übrig, als du gibst mir Dorothe zum Weibe. So lange sie deiner Hut anvertraut ist, kann ich vor dem Zigeuner, der so ungeschickt das breite Schwert der Gerechtigkeit führt, nie vorübergehn, ohne ein eigenthümliches Jucken im Nacken zu spüren, und in Folge dessen den Hut so tief als möglich vor ihm zu ziehen ad captandam benevolentiam wie wir Ungarn lateinisch zu sagen pflegen.“

„Wo denkst du hin, Janos? — Vergissest du, daß wir nur die Hand waren? — der unsere Hand damals lenkte, hat auch die Macht die Hand jenes Zigeuners in Bewegung oder in Ruhestand zu setzen. Könnte ich nur mit meinem Gewissen einen billigen Vergleich treffen, — vor dem Gerichte der Menschen ist mir nie bangege wesen.“ —

„Mit dem Gewissen bin ich fertig!“ — erwiderte Johann Pap, — „ich würde aber ruhiger schlafen, ruhiger trinken, wenn mir der Priester auch eine Sicherheitskarte vor jenem unwiderstehlichen Arme der strafenden Gerechtigkeit gegeben hätte.

„So spricht das Kind der Welt — anders denke ich. — Ach! hättest Du nur das Eine nicht gethan — so ruft mir unaufhörlich mein Gewissen zu, — Aber wer konnte seinem Befehle widerstehn? —

„Darum was geschehn ist, ist geschehn, und wir haben darauf zu sehen, daß wir nicht unter das Messer kommen, wohin

uns dieses halbverrückte Mädchen gewiß noch bringen wird, wenn wir ihr nicht einen Riegel vor den Mund schieben."

Nach einigen Minuten stillen Nachdenkens, während welcher wohl tausend scharfe Schwerter durch das Gewissen des Gärtners gefahren sein mögen, erwiderte dieser in weichem Tone:

„Du hast Recht Janos! — Gut ist gut, aber besser ist besser. — Gut ist's, daß wir uns im Falle der Noth auf Ihn berufen können, der uns schützen wird und schützen kann — aber besser ist's, wir kommen gar nicht in diesen Fall der Noth. — Diese Berufung auf ihn würde ihm selbst nicht angenehm sein, da es ihm gewiß einige Verdrüßlichkeiten zuziehen würde. Daran möchte ich nun nicht selbst schuld sein. Bis auf dieses und jenes ist er ein guter und stattlicher Herr. — Darum willst du meine Tochter zum Weibe nehmen; nimm sie hin — Es ist wahr, in ihrer halben Verrücktheit spricht sie oft von Dingen, die nicht für fremde Ohren taugen. — Ich kann nicht hart mit ihr sein, — ach! ich habe ja dem guten lieben Kinde selbst den Kelch des Grames gefüllt, den es hat leeren müssen, und der ihm die Vernunft einigermaßen getrübt hat. — Die gute Alte, die mit mütterlicher Liebe des kranken Kindes sonst pflegte, konnte den seltsamen Bewohner des Gartens nicht länger in der Nähe dulden, und rückte etwas weiter — vor das Leichenthor hinaus. — Nun sitzt die mutterlose Waise den lieben ganzen Tag allein über ihrem Kummer brütend, und es wird alle Tage schlimmer mit ihr. — Nimm sie hin! Janos! sie werde dein Weib! — Nimm sie hin! — Bewache sie aber behandle sie gut und freundlich — Dorothea ist ein Engel von Güte und Sanftmuth!" —

„Das will ich, Vater Lorenz! Bei Gott! das will ich!“ entgegnete nicht ohne Rührung der Ungar, und strich sich den Schnurbart. —

„Dorothe! Dorothe!“ rief nach einer Weile neuen Nachdenkens der Gärtner, sich gegen eine Thür hinwendend, die in ein Nebenzimmer führte — „liebe Dorothe, komm heraus!“

Die Thüre öffnete sich, und Dorothea, die Tochter des Gärtners trat in das Zimmer, langsam, feierlich, geisterartig, über den Boden mehr hinschwebend, als gehend. Sie war hoch, schlank und zart gebildet, und ihr schönes Antlitz deckte Todtenblässe; — durch das Zimmer schreitend, und sich dem Tische nähernd, an dem die beiden Männer saßen, erhob sie ihre Augen nicht, sondern ließ sie starr auf dem Boden ruhend. Als sie sich dem Tische genähert hatte, und der Gärtner augenscheinlich in Verlegenheit, wie er beginnen sollte, sein Schweigen nicht brach, griff Dorothe in der Meinung den Willen des Vaters zu errathen, schweigend nach dem Kruge, um denselben aufs neue zu füllen. Der Gärtner ihre Absicht errathend, faßte ihre ausgestreckte Hand und sagte mit fast bebender Stimme:

„Nicht doch, liebe Dorothe! keinen Wein mehr! Setze dich ein wenig zu mir her.“

„Ihr seid nicht allein“ — erwiderte das Mädchen mit leisem Tone, ohne die Augen von dem Tische zu erheben. —

„Du hast nun dein zwanzigstes Jahr überschritten! — nahm der Gärtner abermals das Wort. —

„Als ich Hans Adam“ —

„Schon wieder nennst du diesen Namen?“ fuhr der Gärtner heftig auf — „Wie oft habe ich dir verboten, diesen Namen

auch nur zu denken? — Wie oft es dir zur strengsten Pflicht gemacht zu vergessen, daß es jemals einen Mann gegeben, der diesen Namen führte!“

„Als ich Ihn, den ich nicht nennen darf, an den aber meine Seele immer denkt, zum erstenmale sah“ — fuhr das Mädchen in Gedanken rechnend mit kaum hörbarer Stimme, als spräche sie nur mit sich selbst, fort — war ich sechzehn Jahre alt, und siebzehn vorüber, als ich ihn das letztemal — Hu!“ — schrie sie mit allen Zeichen des Entsetzens auf, und verbarg das Angesicht in die Hände — „das war ein grausenerregender, herzzerreißender Anblick!“

„Immer und ewig die alte Leier!“ — hob jetzt Pap Janos an, indem er ärgerlich und ungeduldig auf seinem Sitze hin und her rückte — „das verrückte Mädchen wird uns noch verrathen.“ —

„Ja, siebzehn vorüber!“ — lispelte Dorothea, wieder ruhig geworden, und die hervorgestoßenen Worte des Freundes ihres Vaters nicht beachtend — „die gute Mutter lebte noch, sie hatte mir zu meinem siebzehnten Geburtstage drei Reihen schöner Perlen geschenkt, und bald darauf — Oh! oh! — wie fürchterlich beleuchtete der helle Mondstrahl sein blasses fleckiges Gesicht!“

„Dorchen! — fuhr sie der Vater an — „du zwingst mich hart gegen dich zu sein!“

„Ja, ja! ich irre mich nicht,“ — fuhr das Mädchen fort, durch die Worte des Vaters ebenso wenig als durch jene des Pap Janos in ihrem Ideen-Gange gestört — „es war mein siebzehnter Geburtstag — und nun schon zwanzig vorüber? — „Ist es“ — fuhr sie mit erhobener Stimme, und die Augen

zum erstenmal erhebend fort, — „ist es schon so lange seit jener mondhellen Nacht? — Und Hans Adam kommt noch immer nicht zurück? —

„Schon wieder nennst du diesen Namen! — fort in dein Zimmer, und verlasse es nie wieder!“

„Ihr hattet mir gerufen, Vater!“ — sagte nun das durch die rauhen Worte des Vaters erschreckte, und zum Bewußtsein gebrachte Mädchen.

„Wenn du vernünftig sein willst — so hätte ich dir allerdings eine Mittheilung zu machen.“ —

„Vater! ich wollte recht gern vernünftig sein, wenn es nur hier“ — indem sie mit dem Finger auf die Stirne deutete — „nicht so verworren wäre.“

„Du sollst heirathen; — dann wird es schon klarer in deinem Kopfe werden.“

Bei diesem Antrage ging das melancholische Mädchen plötzlich zur heftigsten Lustbarkeit über. Lachend und die Hände zusammenschlagend, rief sie mehrmals „Heirathen! Heirathen!“ aus. — „Das wird schön sein! Der verwelkte Brautkranz wird lieblich auf meiner Stirne prangen! — Und der Hans Adam mit dem blaßen fleckigen Antlitze — das wird ein lustiger Bräutigam sein! — Mit allen Glocken soll man zur Feier läuten, und die schwarzgekleideten Studenten mit dem Stadt-Cantor sollen singen — und Abend beginnt im weißen Mondscheine der lustige Reigen, — und die Gäste tanzen und springen, daß die weißen Gewänder wie Silberwolken umherflattern — und wir tanzen bis zur Stunde der Mitternacht — und dann verstummt plötzlich die Musik; die Kerzen und Lampen verlöschen, die tol-

len Gäste sind plötzlich verschwunden — und Hans Adam führt mich ins Kämmerlein — Oh das wird eine lustige Hochzeit werden! — Ich weiß nur nicht, wo der Hans Adam so lange verweilt!“ —

„Wenn du tolles Mädchen“ — nahm jetzt Pap Janos das Wort, nachdem Dorothe erschöpft auf einen Stuhl hingesunken war — „die Brautfahrt mit dem Hans Adam machen willst, so mußt du schnell und weit schwimmen, wenn du ihn noch einholen willst!“ —

„O Ihr Grausamen, wo habt ihr ihn hingebracht?“ — sagte Dorothea mit vollem Bewußtsein — „Warum habt ihr ihm denn Ruhe im Garten nicht gegönnt? — Ich werde nicht ruhen, bis ich nicht die Stelle gefunden habe, wo Ihr ihn hingelegt habet. — Es verlangt mich auf seinem Grabe zu weinen Ihr müßt mir es sagen, wo Ihr meinen Bräutigam begraben habt. — Ich will nicht länger ferne von ihm weilen und weinen!“

„Jetzt wird es doch zu arg! Lorenz! — Mache dem Dinge ein Ende!“

„Verrücktes Mädchen! — Wer denkt daran, dich mit einem Todten zu vermälen? — Sieh hier deinen Bräutigam! Pap Janos freit um dich — ich habe ihm deine Hand zugesagt.“

„Hu!“ — schauderte Dorothea hervor, indem sie das Gesicht abwendete, und die beiden Hände abwehrend gegen den bezeichneten streckte — Hu! Meine Hand sollte ich in die Hand dieses Mörders legen! — Siehst du nicht, wie seine Hände vom Blute meines Bräutigams triefen?“

Wüthend sprang bei diesen Worten Pap Janos auf, zog mit der rechten einen verborgenen Dolch hervor, während er mit

der Linken das Hauptthaar des unglücklichen Mädchens faßte, und hätte, ehe der Vater hinter dem Tische her hätte herbeieilen können, den Dolch in den weißen Busen des Mädchens gesenkt, wäre nicht ein Dritter, der unbemerkt während des letzten Auftritts in die offne Thür getreten war, als er sah, was vorging, herbeigesprungen, und dem wilden Manne in den hochgeschwungenen Arm gefallen.

Sobald Pap Janos den Widerstand fühlte, der seinem Werke der Vorsicht Einhalt that, ließ der gereizte Freier Dorotheen fahren, die sich augenblicklich in das Nebenzimmer zurückzog, und richtete dem ungebetenen Gaste sich zuwendend, ohne Bedenken den gezückten Dolch auf dessen Brust, um den unwillkommenen Zeugen der vorhergegangenen Scene unschädlich zu machen. Als er jedoch in demselben eben noch zur rechten Zeit einen Bekannten erblickte, ließ er die Hand mit dem Dolche sinken, und sagte mit vor Wuth erstickter Stimme.

„Bist du es Endres? du bist zu unglücklicher Stunde gekommen.“ —

„Ich denke nicht, erwiderte Endres „da mein Kommen die Ursache ist, daß eine abscheuliche That die du beabsichtigtest, nicht vollbracht worden ist“

„Abscheulich? — Ja, aber nothwendig!“ entgegnete Janos.

„Das finde ich nicht erwiderte Endres — Jungfer Dorothe weiß schon lange um das Geheimniß, und hat es bis jetzt treu bewahrt, — Sie wird es nicht ausschwatzen.

„Das Mädchen redet oft ohne zu wissen was sie spricht, und das ist gefährlich“ sagte Pap Janos und zeigte mit dem

Finger auf seine Stirne, um damit anzubeuten, daß Dorothe bisweilen nicht recht bei Sinne sei.

„Nicht doch entgegnete Endres — „das Mädchen ist nur schwermüthig — nicht wahnwitzig, sie spricht ja oft klüger als ein Pfarrer.“ —

„Nun wir werden es noch erleben.“ — Mit diesen Worten ließ sich Pap Janos auf seinem Platze nieder, und lud den zuletzt Eingetretenen neben ihm Platz zu nehmen, und dem Kruge zuzusprechen.

Nachdem Endres der Aufforderung Paps Genüge gethan hatte, nahm er das Wort.

„Gewiß Janos! hat dich die Eifersucht dermaßen in die Hitze gebracht!

„Eifersucht!“ — erwiderte Pap. — Ja, ja! es ist einer da, den ich ihr nicht aus dem Sinne bringen kann.

„O Freund Janos!“ entgegnete Endres „Ich sage dir, wenn dich die Eifersucht plagt, so nimm kein so schönes Weib. — Ein Herrendiener wie ich und du, kann kein schönes Weib für sich allein haben. — Ich denke unser Herr, der Königsrichter hat in dieser Beziehung mit allen andern Herrn gleiche Grundsätze.

„Du irrst dich, Bursche!“ — nahm jetzt der Gärtner das Wort, der seinen Platz wieder eingenommen, und den Zorn, den Paps rasche ,wilde That erweckt, wieder gedämpft hatte — „Dorothea ist ein edles und tugendhaftes Mädchen, erzogen in Frömmigkeit und Gottesfurcht, sie wird stets nur ihres Ehemannes Weib sein. — Doch lassen wir das! — Nimm und trink, und laß uns von andern kurzweiligern Dingen reden!“

Endres nahm den Krug zur Hand, trank, und denselben dem Pap Janos zuschiebend, sagte er: Ich gehe, Ihr seid beide verstimmt, habt vielleicht wichtige Dinge mit einander zu besprechen — darum besser ich gehe. Spreche ich ein andermal bei Euch ein, finde ich Euch bei besserer Laune.“ Hiemit stand er auf und verließ ohne Umstände das Zimmer.

„Ich wollte“ — sagte nach einer Weile Pap — der wäre auch für immer stumm gemacht, der weiß auch um unser Geheimniß!“

„Was thuts“ — antwortete der Gärtner. Ob einer mehr oder weniger darum weiß, ist im Grunde gleichgiltig. Wenn du Alle, die darum wissen, stumm machen willst, würde dein Arm zu thun haben.“

„Ich wollte, ich thät es!“

„Würde dein Haupt dann sicherer auf dem Rumpfe stehn? — Ich baue auf Einen, — so lange der steht, stehn auch wir und möchten die Sperlinge auf den Dächern sich die That einander zuzwirschern. Sieh da, unser Herr der Königsrichter in dem Garten, mit welchem weidlichen Vergnügen betrachtet er den Asterflor! — Komm mein Freund! — Meine Gegenwart dürfte in dem Garten nöthig sein. Geh suche deine Wohnung, und bringe durch einen gesunden Schlaf dein aufgeregtes Blut zur Ruhe!“

„Und was wird's nun mit Dorotheen?“ —

„Dein Weib wird sie nicht! Du stießest dem armen Mädchen beim ersten Gedanken an ihn den Dolch ins Herz. — Sie mag wie bisher einsam in ihrem Zimmer weilen, und an ihn denken, damit verräth sie uns nicht.

„Ich wollte, sie hätte in jener Nacht geschlafen!“

„Dummes Geschwätz, ich wollte, ich wäre an jenem Tage im Pfefferlande gewesen, und nicht in jenem fluchvollen Gewölbe! Aber nun es geschehn ist, was nützt all' das unvernünftige Wollen?“ Hiemit schob er den immer zögernden Pap zur Thür hinaus, verschloß dieselbe und begab sich zu seinem Herrn in den Garten. Sobald aber der Gärtner und sein Freund die Wohnung verlassen hatten, öffnete sich leise die Thür zu Dorothes Zimmerchen, und Endres und eigentlich Andreas Sift wie der vollständige Name des Burschen lautete, der das angenehme Amt eines Kellners im Hause des Königsrichters verwaltete, trat schüchtern auf die Schwelle.

Jungfer Dorothe! Schöne Jungfer! rief der Kellner mit flüsternder Stimme, denn das kummervolle Mädchen saß am offnen, von dichtem Rebenlaube umschatteten Fenster, dem Eintretenden den Rücken zukehrend in trauriger Erinnerung verlornen Glückes da, und hatte sein Eintreten nicht bemerkt. —

„Was ist's? Wer ruft mir? Wer ist hier? fuhr Dorothe erschrocken auf — „Ach seid Ihr es Endres? Was wollt ihr von mir? Warum kommt Ihr wenn mein Vater abwesend ist? Warum kommt Ihr jetzt, wo es in meinem Zimmer schon zu dämmern anfängt?“

„Verzeiht Jungfer, daß ich Euch erschreckt habe und daß ich so zudringlich bin, aber ich konnte es nicht unterlassen Euch zu warnen, ich bitte Euch, nehmt den Pap Janos nicht, er ist ein böser, verwegener, schurkischer Kerl, und verdient Euch nicht.

„Nun ich denke, damit hat es noch gute Weile.“ —

„O laßt es damit immer — hört Ihr? immer gute Weile haben. — Er ist der Schurke, der den armen — — Ihr wißt schon, wen ich meine. —

„Wie, wißt auch Ihr um die böse That?

„O ich weiß Alles, ich bin dabei gewesen, aber wahrhaftig ich bin unschuldig, ich konnte es nicht hindern. — Ach! der Arme schrie jämmerlich bis er — —“

„Weh, weh, schweige jetzt davon, Ihr sollt mir das ein andermal erzählen, wenn ich darauf gefaßt bin, es anzuhören. — Sage mir jetzt nur, weißt du wohin sie seinen Leichnam gebracht haben?“

„Ich war nicht dabei, als sie ihn wieder ausgruben und fortführten, aber der Mihaly — der, den sie in Reußen gehängt haben, hat mir alles umständlich erzählt. — Sie haben ihn in den Altfluß geworfen.

„Mein Gott!“ rief das Mädchen jammernd aus, und bedeckte das Antlitz mit beiden Händen. — „Mein Gott! nicht einmal ein Grab haben sie ihm gegönnt! — Weißt du an welcher Stelle sie ihn in den Fluß geworfen haben?“

„Ja, unterhalb Girelsau, dort wo die Berge von beiden Seiten so nahe zusammentreten, daß der Alt kaum Platz hat durchzukommen. — Ich kenne die Stelle genau, ob ich gleich damals, als es geschah, nicht dabei war. —

„Willst du mich einmal an diese Stelle hinführen, und mir gerade den Ort zeigen, wo sie ihn hineingeworfen haben? —

„Ihr Jungfer? Ihr wollt dahin gehen? Was wollt Ihr denn dort machen?“ —

„Frage nicht darnach. — Sprich willst du mir diesen Gefallen thun?“ —

„Nun wenn ich Euch damit einen Gefallen thue, und ich einmal vom Hause abkommen kann.“ —

„Gut! ich will Euch dafür reichlich belohnen, — Jetzt geht aber, laßt mich allein. —

„Ihr reichet aber dem Pap Janos nicht Eure Hand. —

„Eher dem Tode, verlaßt Euch darauf.“ — Andreas Sifft entfernte sich hierauf, und Dorothea nahm wieder ihren Platz am Fenster ein, um ihn vor Mitternacht nicht wieder zu verlassen. —

2.

Als der Gärtner in den Garten trat, fand er seinen Herrn noch immer in dem Anschaun des Asternflores verloren, da er aber in der Nähe desselben eine andere Person bemerkte, so begab sich Lorenz auf eine andere Seite des Gartens, daselbst den Wink seines Herrn erwartend.

„Euer Edlen scheinen eine besondere Vorliebe für die Astern zu haben“ — unterbrach diese andere Person, die Niemand anders, als Kinder, der Geheimsecretär des Königrichters war, das Schweigen.

„In der That lieber Kinder“ — erwiderte Harteneck — „sind mir diese Astern, welche unser Auge noch erfreuen, wenn alle andern Blumen von dem Felde verschwunden sind, stets eine willkommene Erscheinung, indem sie uns freundlich von die-

ser irdischen Natur, wenn sie sich zu ihrem langen Winterschlafe bereitet, nach jenen himmlischen Gefilden hinweisen." —

„Ich habe nie diese Bedeutung in diesen Blumen gefunden."

„Doch sollen die Astern in der Blumensprache des Orientes diese Bedeutung haben. Ich habe zwar nie ein Studium aus der Blumensprache gemacht, — doch lernte ich in einem entscheidenden Momente meines Lebens die Bedeutung dieser Blumen kennen. Mein Herz hatte sich zum erstenmal sanften und tugendhaften Empfindungen der Liebe erschlossen. — Als ich in der Stunde des Scheidens zum letztenmale mit dem Gegenstande meiner Anbetung im Garten wandelte, und ich in tiefem Schmerze ob der unvermeidlichen Trennung erbebte, da brach Sie eine Aster und übergab dieselbe mir mit zitternden Worten: „Merken Sie jedesmal auf das Erblühn dieser Blumen, mein Freund, die Bedeutung, welche der sinnige Morgenländer in dieselbe gelegt hat, ist trostreich und erhebend. Sie kennen wohl die Bedeutung? — Als ich mit stummer Miene dieses verneinte, sagte sie: „Dieser Blume Bedeutung ist: in einer andern Welt sehen wir uns wieder." — Ich nahm die Blume und schied, und seit dieser Zeit harre ich auf das späte Erblühen dieser Blumen mit mehr Sehnsucht, als auf das Erscheinen des ersten Veilchens beim lieblichen Erwachen der Natur nach ihrem Todesschlummer."

„Jene Blume war zugleich ein Absagebrief für dieses Leben."

„Sie war es, — ich nahm es dafür und stellte meine Hoffnung auf Jenseits."

Nach einigen Minuten Nachdenkens oder des seeligen Verlierens in die goldenen Tage einer längstverflossenen Zeit, nahm

Harteneck wieder das Wort, mehr für sich hinsprechend, als zu seinem Geheimschreiber gewandt: „Es wäre doch wirklich schön, wenn das Alles in Erfüllung ginge, was wir hier glauben und hoffen, und so in Erfüllung ginge, wie wir es glauben und hoffen.“ —

„Euer Edlen werden doch gewiß an dem nicht zweifeln, was uns unsere heilige christliche Religion als Gegenstände des Glaubens darbietet?

„Nein! nein! — Ich zweifle nicht daran! Ich bin ein gläubiger Christ, und ein treuer und warmer Anhänger unseres evangelischen Glaubensbekenntnisses. — Mein Vater, der orthodoxe Lutheraner hat Sorge dafür getragen, mich in den Grundsätzen des apostolischen Bekentnisses und der symbolischen Bücher zu erziehen, sobald aber der Geist des Menschen sich aus den engen Banden, in welche ihn die geoffenbarte Religion geschmiedet, losmacht, und frei und ungefesselt durch die Schöpfung hinstrebt in die Tiefe der irdischen Natur sich drängt, und in die Geheimnisse des unendlichen Himmels sich verliert, so fühlt er bei dem felsenfestesten Glauben und unwillkührlich, daß ein starker Glauben dazu gehört, Alles was man uns lehrt, auf das Wort ebenhin zu glauben. Kein denkender Geist kann von dem Schatten eines zaghaften Zweifels wenigstens unberührt bleiben. — Nun der Vorhang wird auch für uns fallen, und ich hoffe aufrichtig dann zu sehen was ich hier geglaubt habe.“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dieser Vorhang für Euer Edlen noch lange unaufgerollt bleiben,“ — erwiderte Kinder, mit einer Miene deren Ausdruck verrieth, daß er glaubte

demjenigen, an den er diese Worte gerichtet hatte, etwas Angenehmes gesagt zu haben.

„Meint Ihr Kinder? — Meinet das, weil Ihr mich in der Fülle des Mannesalters vor Euch stehen seht? — Wie schnell kann die stolzeste und festeste Eiche zusammenbrechen!

„Wohl! unter dem Hauche eines unwiderstehlichen Sturmes. — Aber?“ —

„Oder unter der Axt des verrätherischen Walddiebes!“ — unterbrach ihn Harteneck,

„An die königliche Eiche mitten im Parke des Herrn wagt der Dieb seine Axt nicht anzulegen.“

„Kinder! Ihr versteht Euch wenig auf die Zeichen der Zeit, und auf die Gesichter der Menschen, sonst würdet Ihr mit weniger Zuversichtlichkeit solche Reden führen. Ich stehe auf einer schlüpfrigen Höhe, und wenn gleich mein Auge frei von allem Schwindel, von dieser Höhe herabblickt; so fühle ich doch die Schlinge, welche mir die Bosheit meiner Feinde an den Fuß geworfen hat. — Dieser falsche Bethlen ist eben jetzt ungemein freundlich und süß, und sprudelt über von Versicherungen ewiger Freundschaft. — Hundertmal in einer Stunde nennt er mich: Domine compater! Carissime Domine Comes! — Sein freundliches Lächeln ist das Fletschen des Tigers, der sich seiner Beute gewiß glaubt,“ —

„Was vermag der Bethlen, so lange Ihr der Freundschaft Seiner Excellenz des Herrn kommandirenden Generals nicht entsteht?“ —

„Ja, so lange! — Ist es der Bosheit nicht leicht alle Bande der Freundschaft und Liebe wie Spinngewebe zu zer-

reißen? — Steht ihm nicht das Gift der Verläumdung zu Gebote?" —

„Sei es! dürft Ihr Euch nicht eines höhern, des allerhöchsten Schutzes rühmen? wird Seine apostolische Majestät, der Kaiser Leopold, unser allergnädigster Herr und Fürst es gestatten, daß Gemeinheit und Bosheit an den die Hände lege, den er mit den unzweideutigsten Zeichen seiner Gnade gleichsam geheiligt hat?"

„Dies, Kinder, ist meine einzige Zufluchtsstätte! Dieß gibt mir Muth und Stärke am begonnenen Werke fortzufahren, was nichts anders ist, als dies Land dem Hause Oestreich zu erhalten durch Niederhaltung der selbstsüchtigen und engherzigen Willkürlichkeiten unserer Bureaukraten die Nation stark zu machen diesen gewaltthätigen, feindseligen Ungarn gegenüber, und unsere evangelische Religion zu schirmen gegen die Angriffe, die unverholen von den Reformirten auf sie gemacht werden. Se. Majestät wird mich hören, und vermöge der göttlichen Weisheit die ihr als dem Gesalbten Gottes inne wohnt, seine Freunde und Feinde zu unterscheiden wissen."

„Ich meine, der Herr Commandirende wird nicht ermangeln Euer Edeln im Gedächtnisse Sr. Majestät zu erhalten!" —

„Ich läugne es nicht: Se. Excellenz sind mir gewogen, und ihm verdanke ich es, daß der Sturm noch nicht losgebrochen ist. Mein Untergang ward schon auf dem Landtag zu Weißenburg vor zwei Jahren beschlossen. Graf Bethlen, dieser eingefleischte Feind unserer Nation, der mich seinen christlichen Herrn Gevatter nennt, sagte es mir in das Gesicht, daß ich meinem baldigen Untergange entgegen strebe, wenn ich nicht meine Nation auf- und mich zu Realisirung seiner hochverräthe-

rischen Pläne unbedingt hergäbe; der Gouverneur selbst warnte mich damals vor meinen Feinden in einer Anwandlung von Gutmüthigkeit. Der Herr Commandirende hat diesen Sturm beschworen. Bethlen und seine Partei sind sich des Erfolges nicht gewiß, so lange der tapfere General sein Gegengewicht in meine Schaale wirft — aber der Sinn der Menschen ist wandelbar!" —

„Ich denke, daß Eure Sonne nie heller leuchtete, als eben jetzt." —

„Nein! nein! dem ist nicht so! — Es kommt eben jetzt Mehres zusammen, das mein Bedenken erregt. Die Hinrichtung des ehemaligen Bürgermeisters von Schäßburg hat eine üblere Sensation gemacht, als ich erwartete."

„War sie ungerecht, wird sie der Magistrat von Schäßburg verantworten müssen, Ihr habt sie nicht befohlen."

„Ich habe sie nicht befohlen, und konnte sie nicht befehlen; aber in der Hand der Bosheit verwandelt sich alles in eine Waffe des Verderbens. Ich wollte Hadnagy säße noch wohlbehalten in dem Rathhause zu Schäßburg."

„Wahrhaftig! ich habe nicht gedacht, daß die Hinrichtung dieses Schurken Euer Edlen beunruhigen könnte."

„Alles, alles, auch die unsichtbare Welt vereinigt sich, um mir anzudeuten, daß mir Gefahr, wenn nicht der Untergang bevorsteht." —

„Wie Herr Königsrichter! — Ich dachte Euer klarer Verstand hätte kein Organ, das geeignet wäre Offenbarungen aus einer unsichtbaren Welt zu empfangen. Diese Euch so unnatürliche Stimmung der Seele befremdet und beunruhigt mich!"

„Wer besitzt einen so klaren Verstand, um zu sagen, was ist, und was nicht ist? — Glaubt Ihr Kinder, daß dem Menschen bisweilen durch Träume die Zukunft, oder überhaupt verborgene Dinge enthüllt werden?“ —

„Nie habe ich daran geglaubt, — es sei denn ein Spiel des Zufalls“ — —

„Was ist Zufall? Und wieder, wer kann sagen, das war Zufall und Jenes Fügung Gottes? — Doch ist der Glauben an Träume in der heiligen Schrift begründet. — Denket nur an die beiden Träume Josephs des Mannes Marias.“

„Ich bin in der That kein Schriftgelehrter, und habe mich mit der Erklärung der unbegreiflichen Dinge, die darin vorkommen nicht abgegeben.“

„Das Studium der Theologie, dem ich mich zuerst gewidmet hatte, führte mich zu einer genauen Kenntniß der Bibel. Es ist doch nicht anzunehmen, daß bei so wichtigen Begebenheiten, wie die Rettung des Kindleins Jesu aus den Händen der von Herodes nach Bethlehem abgesandten Mörder der Zufall sein Spiel getrieben haben sollte. — Auch sonst hat man Beispiele, daß Träume in Erfüllung gegangen sind.“

„Zufällig — wie gesagt“ —

„Zufällig oder nicht, genug sie können in Erfüllung gehen, und wer kann sagen, dieser oder jener Traum werde nicht zufällig in Erfüllung gehn? wer kann mir die Versicherung geben, daß dieser Traum nicht zufällig in Erfüllung gehen werde? —

„Welcher Traum gnädiger Herr?“

„Als ich heute Morgens meinen alten Vater besuchte, fand ich ihn in ungewöhnlicher Aufregung, in ungewöhnlich düsterer

Stimmung. Was hatte den gottesgelehrten Herrn, den Magister der Philosophie und der freien Künste in diese Stimmung versetzt? — Ein Traum wie ich erfuhr. — Ich lächelte anfangs über die kindische Unruhe des Alten, nachdem er mir aber seinen Traum mitgetheilt hatte, ward ich ernsthaft und nachdenkend; er kommt mir den ganzen Tag nicht aus dem Sinne, und als ich eben in Betrachtung der Astern verloren da stand, so war es mir, als ob die Verheißung, mit der mir einst eine Aster gegeben wurde, bald in Erfüllung gehen werde. — So sind wir; Jahre lang belächeln wir das Vorurtheil anderer Menschen, und müssen am Ende mit Beschämung gestehn, daß wir auch nicht besser sind.“

„Was war das für ein Traum mein edler Herr?“

„Mein Vater träumte, er sähe in seinem Garten einen herrlichen Baum schnell und hoch emporwachsen; mit wunderbarer Geschwindigkeit schloß sich Ring an Ring, bis derselben vierzig zu zählen waren. Hoch in hellem Sonnenstrahle erglänzte der Wipfel und unter den weit gestreckten Aesten erquickte sich der Greis im lieblichsten Schatten. Da findet er ihn eines Morgens entlaubt, verwelkt, entblättert am Boden liegen. Räuber hatten sich in der Nacht unter demselben gesammelt und den herrlichen Baum gefällt.“

„Ich finde in diesem Traume keine Beziehung auf Euch.“

„Nicht mein Freund? — Nun es ist möglich, daß der Traum keine Beziehung auf mich haben soll; aber bemerkenswerth ist es immer, daß der Baum gerade vierzig Ringe anschoß, und ich gerade vierzig Jahre alt bin, und daß mein Vater gerade jetzt so etwas träumt, wo ich weiß, daß meine

Feinde ungewöhnlich geschäftig sind, und mein christlicher Herr Gevatter ungewöhnlich freundlich thut.“

Kinder wollte eben noch eine Bemerkung machen, als ein Diener erschien und meldete, daß Se. Excellenz der Herr Commandirende in das Haus getreten sei, worauf sich Harteneck alsogleich in das Haus begab, um seinen hohen Gast zu bewillkommnen. —

3.

Als Harteneck in das Besuchzimmer trat, fand er daselbst den Commandirenden von Siebenbürgen Rabutin, Grafen von Bussy und dessen Adjutanten den Rittmeister Acton in Gesellschaft seiner Gattin, der schönen Elisabeth.

„Herr Comes“ — begann der tapfere General, sobald Harteneck eingetreten war, — „ich habe Ihre Abwesenheit dazu benützt, das christliche Werk der Versöhnung zwischen der schönen Dame Elisabeth und Ackton zu stiften, der sich schon längst bitter gegen mich darüber beklagt hat, daß es ihm auch durch die angestrengtesten Bemühungen nicht mehr gelingen wolle die verscherzte Gunst derselben wieder zu erringen. Ich fand die Dame indessen nicht so unversöhnlich und bin geneigt das Mißlingen der Bemühungen meines Adjutanten mehr seiner Ungeschicklichkeit, als dem Herzen der Dame zuzuschreiben.“

Mit einem Lächelu das die schmerzlichste Empfindung, welche durch diese unerwartete Rede im Busen Hartenecks aufgeregt wurde verbergen sollte erwiderte dieser: „Allerdings habe ich bemerkt, daß Herr Rittmeister Ackton seit längern Zeiten unser

Haus vermeidet, doch war ich weit entfernt den Grund hievon in einer Mißhelligkeit der Art zu suchen."

„Der Herr Rittmeister" — nahm Frau Elisabeth das Wort. — „traut auch in der That seiner Ueberredungskunst zu viel zu, wenn er es unternimmt mich glauben zu machen, daß er den Verlust einer Gunst, in deren Besitz Herr Ackton gewesen zu sein, Euer Excelleuz behaupten, wirklich empfunden habe."

„Wie, gnädigste Frau!" — sagte Ackton. —

„Den Verlust Eurer Gunst sollte irgend ein sterbliches Wesen nicht empfinden! — Ueber den Verlust derselben konnte ich mich freilich nicht grämen" — setzte er mit einem ironischen Lächeln hinzu, welches das Gegentheil des Gesagten glauben machen sollte, — „da ich mir niemals schmeicheln konnte dieselbe zu besitzen — wohl aber darüber, daß ich so unglücklich war, sie nie zu besitzen." —

„Ein Unglück" — entgegnete Elisabeth mit einem stechenden Blicke und mit sichtbarer Erregung — „worüber sich Herr Ackton bisher stets zu trösten wußte, und wahrscheinlich auch nicht in Verzweiflung gerathen wird, wenn ich es für gut befinden sollte, ihm dieselbe auch fernerhin zu entziehen."

„Aus welchem Grunde" — fiel Harteneck mit einem ähnlichen höhnischen Blicke auf Ackton und seine Gattin ein — „sollte auch ein junger Offizier die Gunst einer tugendhaften Frau so sehnlichst wünschen, die ihm doch nicht mehr gewähren kann als die Brosamen, die von ihres Gatten Tische fallen?"

Ackton und Elisabeth wurden durch diese Rede des Königsrichters in sichtbare Verlegenheit gesetzt und schwiegen. Es entging dem Grafen Rabutin nicht, daß er eine emfindliche Seite

Digitized by Google

berührt habe, und es an der Zeit sei, dieses Gespräch zu enden. Sich vom Stuhle erhebend sagte er: „Lieber Harteneck, lassen wir die beiden ihren Zwist mit einander auskämpfen, der in der That nicht tief zu liegen scheint. Wenn Sie mich in Ihr Cabinet begleiten wollen, werde ich Ihnen einige Mittheilungen ernster Natur zu machen haben." —

Sobald Rabutin und Sachs von Harteneck in das Cabinet grtreten waren, und die Thür hinter sich zugemacht hatten, nahm der Erstere abermals das Wort; „Die Mittheilungen, die ich Ihnen zu machen habe, sind wahrhaftig sehr ernster Natur. — Ich habe schlimme, sehr schlimme Nachrichten." —

„Aus Ungarn?"

„Aus Ungarn und Siebenbürgen. In Ungarn streifen die Rebellenhaufen des Rakotzi bis Presburg; die Bergstädte, Hußt, Munkats und Köwar sind in ihre Hände gefallen; General Schlick ist vor ihnen geflohn, Bertsenyi ist mit polnischen Hülfsvölkern zu Rakotzi gestoßen, und Otskai und Karoly haben dem Kaiser den Eid gebrochen und sind zu den Rebellen übergegangen. In Siebenbürgen verbreitet sich der Aufruhr nach allen Seiten hin; bereits sind die Rebellen in der Nähe von Weissenburg erschienen, und halten den Grafen Seeau und das Gubernium daselbst fest in Blokade, die Comitate Inner-Szolnok, Doboka, Kollos, Zarand und Kövar haben sich gegen den Kaiser erklärt, und die Szekler rüsten und verstärken sich durch Moldauische und Tatarische Haufen."

„Diese Nachrichten sind in der That schlimm. Die kaiserlichen Feldherrn in Ungarn sind nicht eifrig genug."

„Sie sind vielmehr zu schwach um dem wachsenden Strome Einhalt zu thun, und auf Verstärkungen die hinreichend wären mit einem Schlage den Aufruhr nieder zu schlagen, warten wir vergebens. Die besten Truppen sind in Italien und Spanien und haben vollauf zu thun um den Ansprüchen Oesterreichs auf die spanische Erbfolge Geltung zu verschaffen. Meine einzige Hoffnung Siebenbürgen dem Hause Oesterreich zu erhalten, beruht auf den Sachsen.“

„Ich verbürge mich für deren Treue.“

„Die Treue und Anhänglichkeit der Sachsen an unser erhabenes Kaiserhaus ist mir nicht unbekannt, aber ein solches passives, wenn auch treues Verhalten ist bei gegenwärtigen Umständen nicht genug. Ich werde ins Feld rücken müssen.“

„Wir wollen Hermannstadt bis auf den letzten Mann vertheidigen.“ —

„Werden das auch die andern Städte thun?“

„Ich zweifle nicht daran.“

„Werden sie aber auch mit Glück widerstehn? — Werden sie nicht der Uebermacht unterliegen?“

„Wer kann das voraus sehn?“

„Geschieht dies, so ist Siebenbürgen dem Kaiser verloren, dies muß verhindert werden! Sie müssen es verhindern!“

„Wenn es mit der Aufopferung meines Herzblutes geschehn kann, soll es an mir nicht fehlen! — Ja ich will es hindern Herr Graf! Ich könnte es hindern wenn“ —

„Nun wenn? — fahren Sie fort!“

„Wenn ich nicht gebundene Hände hätte; — wenn ich mehr Macht, mehr Einfluß auf die übrigen Sächsischen Stühle hätte.“

Digitized by Google

„Sind Sie nicht das Haupt der Nation?“

„Heute bin ich es, morgen könnte ich es nicht mehr sein. — Dies schwächt mein Ansehn und hebt meine Macht gänzlich auf. Hermannstadt will ich vertheidigen, und dem Kaiser Leopold erhalten, auch die übrigen sächsischen Städte werden in ihrer Treue nicht wanken, — aber sie können der Uebermacht unterliegen, und dann das preisgegebene Volk gezwungen werden, den Fahnen Rakotzis zu folgen. Das muß verhindert werden, wie Euer Excellenz selbst sagen, kann aber nur verhindert werden, indem wir die sächsische Nation in die Waffen rufen, und den Rellellen im Felde begegnen.“

„Thun Sie das!“

„Gut ich will diesen Befehl ausschreiben. — Wissen Euer Excellenz was geschehen wird? — Kein Fuß wird sich rühren! — Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Mühlbach und alle übrigen Stühle werden sich wenig durch einen solchen Befehl beirren lassen, Jeder wird zu Hause bleiben und ruhig zusehen, wenn der Andere geängstigt wird, bis die Reihe auch an ihn kömmt. So haben sie es immer gemacht, und dadurch Einer nach dem Andern die größten Unbilden erleiden müssen, während sie unter einem Haupte vereint mit leichter Mühe alle die maßlosen Eingriffe in ihre Rechte und ihr Eigenthum hätten zurückweisen können.“

„Der Grund des Uebels liegt in der Verfassung der sächsischen Nation, und diese will Se. Majestät unangetastet wissen, wie sie es bei der Uebernahme des Landes huldreichst zu beschwören geruhten.“

„Die Verfassung ist vortrefflich und dieselbe untergraben zu wollen wäre Hochverrath an der Nation, aber sie leidet an einem großen Gebrechen, das ist: es fehlt ihr der eiserne Ring welcher die einzelnen Stühle zu einem festen Ganzen verbindet. Sie hängen nur lose zusammen und immer deutlicher wird das Bestreben der einzelnen Stühle und Distrikte sich unabhängiger von Hermannstadt zu machen, um desto ungehinderter ihr Einzelinteresse verfolgen zu können. Das mag nun allerdings bequem und angenehm sein für die regierenden wohlweisen und namhaftweisen Herrn derselben; aber in gefahrvollen Zeiten, wo wir entweder dem Feinde im Felde oder auf dem Landtage die Stirne zu bieten haben, erscheinen wir dadurch schwach, und überliefern uns fast ohne Wehr der Gnade desselben."

„In der Union mit den beiden übrigen ständischen Nationen findet die sächsische Nation diesen Einigungspunkt."

„Gerade um diese Union zur Wahrheit und auch für die sächsische Nation vortheilhaft zu machen, ist eine solche Einigung dieser nothwendig. Die beiden anderen ständischen Nationen bilden uns gegenüber ein kompacktes Lager, — und wir? — welches Schauspiel der Zerrissenheit bieten wir ihnen dar? — Nur der Starke ist vor dem Angriffe des Starken gesichert; die offen dargelegte Schwäche reizt diesen immer zu erneuten Angriffen und Anmaßungen, und bis wohin diese gehen können, habe ich in Wien, als ich daselbst der Deputation beigesellt war, zur Genüge erfahren, haben Euer Excellenz auf dem Landtage zu Weißenburg selbst mit angesehn, wo man es der sächsischen Nation nicht einmal gestatten wollte, diejenigen Mitglieder, welche aus ihrem Mittel der beabsichtigten Deputation an

den Allerhöchsten Hof beigegeben werden sollten, selbst zu wählen. Der Allerhöchste Hof selbst wird nicht im Stande sein, den Untergang seiner treuen sächsischen Nation abzuwenden, wenn er sie nicht durch Einigung stark macht.“

„Ich habe in diesem Sinne mehrmals an den allerhöchsten Hof berichtet, und namentlich darauf angetrageu, daß man sie für lebenslang in Ihrer Würde bestättige — in gegenwärtigen Umständen, muß ich sehr bedauren, daß meine Vorstellungen nicht beachtet worden sind.“

„Dieser Umstand allein würde mächtig dazu beigetragen haben mir das Ansehn zu verleihn, dessen ich jetzt so sehr bedürfte, um mit Kraft und Erfolg gegen die Rebellen auftreten zu können. Ohne der Verfassung Gewalt anzuthun, würde es mir dann nicht schwer werden mit nach und nach die übrigen Stühle in diejenige Abhängigkeit von Hermannstadt zu bringen, welche für den Bestand und das Wohl der Nation unerläßlich und auch, mit Ausnahme Kronstadt's und Bistritz's in unserer ursprünglichen Verfassung begründet ist.“

„Ich zweifle nicht daran, daß der Allerhöchste Hof endlich meine Vorstellungen, die ich in dieser Hinsicht unmaßgeblich zu machen gewagt habe, berücksichtigen werde, indessen drängen die Umstände, und wir müssen einen Entschluß fassen.“

„Noch einmal Excellenz! für die Treue der Sachsrn verbürge ich mich, die Städte werden sich halten, aber das offene Land müssen wir der Wuth der Rebellen preisgeben, wenn es nicht Euer Excellenz mit Dero tapfern Truppen zu beschützen vermögen.“

„Ich erwarte jeden Augenblick den gemessenen Befehl nach Ungarn aufzubrechen, um daselbst den reißenden Fortschritten der Rebellen Einhalt zu thun, Siebenbürgen muß ich sich selbst überlassen, bis neue Verstärkungen aus Oesterreich meine Gegenwart daselbst überflüßig machen."

„Indessen gehen unsere Dörfer in Flammen auf, werden unsere blühenden Gefilde in Wüsteneien verwandelt, die treuesten Unterthanen Sr. Majestät hingemordet."

„Bringen Sie zum Schutze des Landes ein Korps aus dem Mittel Ihrer Nation auf die Beine, — ich will Alles bei Allerhöchst Sr. Majestät verantworten."

„Auch wenn ich die gesetzlichen Befugnisse meiner Würde überschreite?"

„Alles was Sie zu thun für nöthig erachten werden, um das Fürstenthum Sr. Majestät zu erhalten."

„Ich werde dadurch eine furchtbare Waffe in die Hände meiner Feinde liefern."

„Fürchten Sie nichts; — Se. Majestät soll seinen treuesten Diener kennen lernen."

„Ein Korps von sechstausend Mann wird vor der Hand hinlänglich sein, um das Feld gegen die Rebellen zu behaupten; diese sollen bis zu nächsten Ostern eingeübt und schlagfertig da stehn. Von Euer Excellenz bitte ich mir einen General und einige Officiere aus, das Uebrige will ich besorgen."

„Wir wollen darüber weiter sprechen — jetzt wird es Zeit sein zu unserer Gesellschaft zurückzukehren."

4.

Als Graf Rabutin und Harteneck in das Besuchzimmer zurückkehrten, fanden sie die daselbst zurückgelassene Gesellschaft durch den Geheim-Sekretär Kinder vermehrt. Während nämlich die beiden hochgestellten Männer im Kabinete die höchst wichtige Unterhaltung pflogen, war Ackton vergebens bemüht gewesen, die Unterhaltung in das seichte Gleise gleichgültiger Gegenstände zurückzuführen: Elisabeth, durch Erinnerung früherer Begebenheiten tief aufgeregt, so wie durch die ihr wohlverständliche Ironie des Königsrichters gereizt, vereitelte alle Bestrebungen des Rittmeisters in dieser Hinsicht.

Nachdem Elisabeth eine Zeit lang Herrn Ackton sich hatte abmühen lassen, durch Herbeiziehung aller erdenklichen Gemeinplätze der Unterhaltung die angeregten Erinnerungen in ihrem Herzen zurückzudrängen, und bemerkte, daß derselbe bei dem Scheitern dieses Unternehmens immer in sichtbarere Verlegenheit gerieth, sagte sie endlich mit mitleidigem Blicke:

„Ackton! wenn Sie nicht aus Lethes Strome einen Trunk zu viel gethan haben, so müssen Sie einsehn, daß wir Beide unter vier Augen, wie es heute, ich denke wider Ihren und meinen Willen, seit langer Zeit zum erstenmal geschieht, entweder gar nicht, oder nur von höchst wichtigen Angelegenheiten die Vergangenheit betreffend, sprechen können."

„Ich bin in der That erstaunt in Euer Gnaden den Wunsch wahrzunehmen, von diesen vergangenen Dingen mit mir sprechen zu wollen," —

„Ich habe immer darauf gewartet den Herrn Rittmeister Ackton erscheinen zu sehn, um mir zu Füßen den Schimpf abzubitten, den er mir zugefügt, indem er mich aus Leichtsinn oder Bosheit dem Gespötte der Welt durch Enthüllung gewisser Vertraulichkeiten, die nie zur Wissenschaft eines Dritten gelangen sollten preisgegeben.

„Wie meine Gnädige! auch dann noch, als Sie mir den bewußten Liebestrank reichen ließen?

„Wenn ein solcher, wie Sie anzudeuten belieben, und wie man sich vor einigen Jahren erzählte, Ihnen in der That gereicht worden ist, so dürfte er wohl nach dieser nicht zu entschuldigenden Indiscretion von Ihrer Seite von andern Händen gebraut worden sein, als den Meinigen. Acktons Liebenswürdigkeit hat schon die Gunst manches schönen Weibes errungen, aber durch seine Flatterhaftigkeit und Geschwätzigkeit auch deren Haß und Rachsucht geweckt.

„Keine konnte so weit gehn! so weit ihre Rache treiben! Keine, als Sie und Er! sagte Ackton racheglühende Augen nach dem Kabinet werfend, in welches der Königsrichter mit dem Commandirenden getreten war.“

„Sie meinen damit meinen Gemahl, Herr Rittmeister? Und wahrscheinlich aus dem Grunde, weil Ihnen Ihr Gewissen sagt, daß Sie Niemanden so tödtlich beleidigt haben, als Ihn und Mich.?“ —

„Ist es nicht schändlich einen Mann bis zum Tode zu verfolgen, weil er seiner Gattin einige Aufmerksamkeit erwiesen?“

„Und seine Gattin über diese Aufmerksamkeiten die Ehre des Gatten vergaß?“

„Von dieser Vergeßlichkeit seiner Gattin wußte er nichts, so viel mir bekannt ist."

„Bis Sie, undankbarer Thor durch ein plumpes Epigramm ihm die Augen öffneten."

„Es kitzelte mich der Witz — ich mußte es von mir geben."

„Sehr verzeihlich demnach, wenn mich und meinen beleidigten Gatten die Lust angewandelt hätte, solchem Witze mit Dolch und Gift zu begegnen! — Doch aufrichtig gesprochen, Herr Ackton, ich habe nie an die Wahrheit jener Vergiftungsgeschichte geglaubt."

„Nie daran geglaubt?" — fragte Ackton mit höchstem Erstaunen. —

„Nein! Alles war nur ihre Ersindung."

„Und zu welchem Endzwecke, wenn ich bitten darf?"

„Welch andern Endzweck konnte ein solch leichtfertiger Offizier und Gatte, als Herr Rittmeister Ackton mir wenigstens erscheint, dabei haben, als bei den Damen Hermannstadt's in einem neuen romantischen Lichte zu erscheinen, da es mit der alten Beleuchtung nicht mehr gehen wollte?"

„Gnädige Frau! — Ich bin in der That über diese ganz neue und originelle Wendung, welche Sie dieser so ernsthaften Sache zu geben belieben, mehr als über die Maßen erstaunt! — Und Hans Adam? — Was sagen Euer Gnaden zu dessen Verschwinden?"

„Eben das plötzliche und unbegreifliche Verschwinden dieses Mannes setzt die Sache außer Zweifel. — Er mußte wohl verschwinden, da sich der Herr Rittmeister durch dessen Ausplaudern nicht der Gefahr aussetzen wollten höchst lächerlich zu werden."

„Ah, das ist wahrhaftig originell! Ich dachte bis jetzt immer Hans Adam sei zu Gunsten anderer Leute so schnell und so spurlos verschwunden, als habe er nie seine Fußsohlen auf deu Erdboden gedrückt."

Elisabeth, welche wohl verstand, auf wen der Rittmeister diese letzten Worte bezog und ihr Wissen um die Sache den Blicken Acktons, die forschend auf ihren Augen hafteten, nur mit Mühe verhehlen konnte, war sehr froh, als sie Kinder eintreten sah. Mit der größten Unbefangenheit wandte sie sich an diesen, als er den ihm angewiesenen Platz eingenommen hatte:

„Gut, daß Sie kommen, lieber Kinder! Wir sprechen eben von Hans Adam, der einst so viel Stoff zum Sprechen und nachdenken gab. — Ist von seinem gegenwärtigen Aufenthalte Nichts bekannt worden?"

Diese unerwartete Anrede der Dame war der Art, daß sie auch diesen feinen und sichern Mann einigermaßen aus der Fassung brachte. — „Hans Adam? Hans Adam?" — wiederholte er bei sich selbst, als gäbe er sich Mühe des Mannes erinnerlich zu werden. — „Ja doch — Euer Gnaden meinen doch den Hans Adam, der vor etwa drei Jahren so oft in Verbindung mit dem Herrn Rittmeister genannt wurde?"

„Denselben, Herr Kinder."

„Bestimmte Auskunft," — fuhr nun Kinder mit der größten Zuversicht und Frechheit fort, — „kann ich nicht geben; doch soll er sich, wie ich vor einiger Zeit vernommen zu haben mich nun entsinne, irgendwo in der Nähe des schwarzen Meeres in der Türkei aufhalten, wohin er glücklicherweise zu Wasser auf dem Altstrom gelangt sein soll. Wie die Dienstboten des Hau-

ses sich erzählen, soll Hans Adam an des Gärtners Tochter Dorothea eine Kunde haben gelangen lassen, doch da dieses Mädchen, einst die Braut Adams, nicht recht bei Troste ist; so kann man zu keiner Gewißheit hierüber gelangen, indem man nicht unterscheiden kann, was bei ihr Ergebniß des klaren Bewußtseins, was Erzeugniß ihrer getrübten und verworrenen Einbildungskraft ist."

„Dem sei, wie ihm wolle," — nahm Ackton das Wort — „doch kann ich Euer Gnaden bei meiner Ehre versichern, daß jene Vergiftungsgeschichte nichts weniger als eine müßige Erfindung ist, und daß ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe das Geheimniß, in das diese Sache gehüllt ist, aufzuhellen, und die Urheber dieser Schandthaten nach Gebühr bestraft zu sehen." —

„Auch dann, Herr Rittmeister" — erwiderte Frau Elisabeth in scherzendem Tone — „wenn Sie als Urheberin dieser That eine Dame entdecken sollten, welche durch Ihre Treulosigkeit und unverzeihliche Indiscretion zu einer solchen That der Rache und verzweiflungsvollen Liebe getrieben wurde?"

„Auch dann!" antwortete Ackton kalt und streng.

„Es muß in der That ein ergötzender Anblick für den Herrn Rittmeister Ackton sein, ein Haupt, das er einst voll Liebe und Entzücken an seinen Busen preßte, unter dem Schwerte des Henkers in den Sand hinrollen zu sehen!"

„Euer Gnaden treiben den Scherz zu weit" — fiel Kinder mit einiger Aengstlichkeit ein — „und es ist besser wir lassen diesen Gegenstand fallen, der das sanfte Herz des Herrn Rittmeisters zu solchen blutigen Wünschen anregt."

„Ja wohl!“ — entgegnete mit Bitterkeit Ackton — „wir hätten nie davon sprechen, noch weniger aber hätte sich Jemand von uns erlauben sollen damit einen Scherz zu treiben. Die Sache ist wirklich sehr geeignet noch ein höchst tragisches Ende zu nehmen und läßt keine scherzhafte Wendung zu.“

Bei diesen Worten trat Rabutin und Harteneck in das Zimmer, und die unerquickliche Unterhaltung hatte ein Ende.

5.

Während dieses in dem Hause des Königsrichters vorging, wurde in dem Hause des Bürgermeisters Weber von Hermannsburg über das Lebensglück einer der uns schon vorgeführten Personen entschieden. Dem Geheim-Secretär des Königsrichters, Kinder, war es gelungen das Herz der lieblichen Tochter des Bürgermeisters, Sabinens, zu rühren. Aber ob jener gleich durch seine Geschicklichkeit und Brauchbarkeit in den Geschäften, wie auch durch die hohe Gunst des vielvermögenden Königsrichters, deren er sich in vollem Maße rühmen durfte, zu den höchsten Ehrenstellen berufen zu sein schien, so hatte dennoch der Bürgermeister die Bewerbung Kinders um die Hand seiner Tochter stets zurückgewiesen, und eine offenbare Abneigung gegen diesen an den Tag gelegt. Vergebens hatte bisher sein Eheweib die Wahl ihrer Tochter billigend den Widerstand des Gatten zu brechen gesucht. Die Hoffnung nicht aufgebend hatte sie sich heute vorgenommen einen abermaligen Sturm auf die Grundsätze und das Herz ihres Gatten zu wagen, und zu ihrer Unterstützung den Taufpathen Sabinens und geliebten Jugend-

freund des Bürgermeisters, Valentin Reichhart, einen wohlhabenden und angesehenen Bürger der Stadt, gebeten. Diese drei würdigen Personen saßen an jenem Abende, wo wir unsere Erzählung aufgegriffen haben, in einem wohnlichen, einfach eingerichteten Zimmer in des Bürgermeisters Hause, und behandelten mit abwechselndem Glücke den Gegenstand, der der Frau Bürgermeisterin so sehr am Herzen lag, schon seit geraumer Zeit.

„Das schmerzt mich sehr von dir, du treue Gefährtin meines Lebens" — sagte mit wehmüthigem Tone der Bürgermeister — „daß du mir zutraust, ich könnte aus thörichtem Eigensinne dem Glücke meines Kindes hinderlich sein. Nicht minder theuer meinem Herzen als dem deinen ist Sabine, und ich widerspreche, weil ich überzeugt bin, daß Sabinens Glück durch die Verbindung mit Kinder nicht gegründet wird."

„Lieber Mann! wenn du auch nur einen einzigen vernünftigen Grund für deine Befürchtung angeben könntest, wollte ich mich bescheiden; aber was führst du an? — dunkle Vorgefühle, unklare Ahnungen künftiger Begebenheiten, welche der Mensch weder mit seinem Verstande vorhersehn, noch mit seinen Gefühlen vorempfinden kann. Was der Mensch Ahnungen künftigen Unglücks nennt, ist nichts als eine trübe Stimmung des Gemüths, welche die Gegenwart erzeugt aus Ursachen, denen wir nicht aufmerksam nachgespürt haben und die uns also selbst noch unbekannt sind."

„Du thust mir Unrecht, liebes Weib! — Ich habe Gründe, nicht Ahnungen angegeben."

„Lieber Freund und Gevatter!" — hub Herr Valentin Reichhart an, — „ich denke denn doch, daß die hochverehrteste

Frau Gevatterin nicht so ganz Unrecht hat. Das, was du deine Gründe nennst, sind, wenn wir sie nicht Ahnungen nennen wollen, zum höchsten nur Vermuthungen. Der Hauptgrund, warum du deine Tochter Herrn Kinder verweigerst, ist, daß er das Vertrauen des Königsrichters genießt?"

„Und mit diesem früher oder später in seinen Sturz verwickelt werden muß."

„Es dürfte dir schwer werden, irgend Jemanden von diesem möglichen Sturze zu überzeugen."

„Weil Ihr alle von der Höhe geblendet, die Sachs so schnell erstiegen hat, den schlüpfrigen Pfad nicht beachtet, den er wandelt."

„Wer in so hohem Grade die Gnade seines Monarchen besitzt, wie Herr Sachs, der, sollte ich meinen, wandle auf keinem schlüpfrigen Pfade."

„Schon dieses schnelle Emporsteigen, dieses ungewöhnliche Glück, das ihn verfolgt, muß jeden denkenden Mann mit Schauder erfüllen, — Der Sohn eines evangelischen Geistlichen, vor zehn Jahren noch Provinzial Notär, ein Fremder, — jetzt Ritter des heiligen Römischen Reichs, Geheimer Regierungsrath, Königsrichter von Hermannstadt, und Comes der sächsischen Nation! — Es ist beispiellos!"

„Seine ungewöhnlichen, außerordentlichen Talente sind dem Kaiser Leopold bekannt geworden, da Sachs als Abgesandter der sächsischen Nation die Gnade hatte, sich der geheiligten Majestät zu nahen. — Ist es ein Wunder, daß unser allergnädigster Kaiser und Landesfürst den anerkannten Mann von Ta-

lent an den Platz stellt, wo er im Interesse des Kaisers und des Vaterlandes am meisten wirken kann?"

„Diese Höhe, zu der ihn die Gnade des Kaisers so schnell erhoben, hat die Harmonie der Kräfte seines Geistes gestört, — er ist stolz, gewaltthätig, habsüchtig und wandelt so sicher auf seiner Höhe, als ob er vergessen hätte, daß der nächste Nachbar der Höhe die Tiefe ist. Dieß ist schon hinlänglich ihm den Haß derer zuzuziehen, die sich des Neides nicht erwehren können — sein sittenloser Lebenswandel entfremdet ihm auch die Herzen der Guten."

„Sachs hat einen harten und strengen Richter in dir gefunden, lieber Mann?" — bemerkte besänftigend die Hausfrau.

„Nicht einen Richter, liebe Gertrude! aber wohl einen Beobachter seines Thuns, und je gewisser ich hoffte, in ihm eine Säule unserer Nation zu finden, je mehr seine Talente und sein Glück, das ihn so jung in die Nähe des Kaisers brachte und ihm dadurch Gelegenheit gab sich den Augen Allerhöchstdesselben bemerkbar zu machen, zu dieser Hoffnung die ganze sächsische Nation berechtigten, desto tiefer schmerzt es mich vorauszusehen, daß Sachs von seiner Höhe in die Tiefe stürzen muß, ehe er diese Hoffnung erfüllt haben wird."

„Herr Gevatter! ich kann mich dennoch des Gedankens nicht erwehren, daß du die Sache ein wenig mit zu düstern Farben malst. Es ist wahr, man kann den Königsrichter nicht von allen diesen Fehlern freisprechen, — aber wenn er ein wenig schwindelt auf seiner Höhe, wenn er nicht immer die rechte Bahn einhält, wenn er selbst durch seinen unkeuschen Lebenswandel Aergerniß gibt, — so will ich zwar Alles dieß nicht gut heißen

— aber dem Manne von seinem Geiste und Charakter, dem kräftigen, sich seines Werthes bewußten Manne von vierzig Jahren, der an ein lasterhaftes Weib gekettet die Freuden einer tugendhaften Ehe nicht kennen gelernt hat, — sollten wir billig auch etwas durch die Finger sehen; dem Manne, der ehe er dreißig Jahre alt war der Nation schon so bedeutende Dienste in diesen kritischen Zeiten geleistet hat, und von dem sie noch bei weitem mehr erwartet, der vielleicht der Einzige ist, der das lecke Schifflein der sächsischen Nation durch diese Wirren in den sichern Hafen zu leiten vermag — dem Manne, meine ich, sollten wir etwas zu Gute halten.“

„Das Böse bleibt böse, möge es vom Bettler oder vom Könige, von unserem Feinde oder von unserem Freunde und Wohlthäter verübt werden.“

„Allerdings vor dem Richterstuhle der Religion und Moral — aber wir Menschen machen, glaube ich, hierin oft einen Unterschied.“

„Was nützt es, wenn wir, seine Freunde, diesen Unterschied machen? seine Feinde machen ihn auch, und dies wird nicht zu seinem Vortheile ausfallen.“

„Vor der Hinterlist und Boßheit seiner ungarischen Feinde wird ihn die Nation zu schützen wissen.“

„Die Nation? o mein Freund, nicht nur diesen Bethlen und seinen Anhang hat Sachs zu fürchten; unter denjenigen, die im Namen der Nation die Nation am Gängelbande haben und in allen Angelegenheiten sich allein berechtigt glauben, das große Wort zu führen, unter diesen Mächtigen in der Nation hat Sachs sehr mächtige und erbitterte Feinde! Wehe ihm

wenn er einst den Schutz der Nation in Anspruch zu nehmen gezwungen wäre!"

"Was hat aber mit allem diesem Kinder und das Glück unseres Kindes zu schaffen?" — fiel die ungeduldige Hausfrau ein.

"Viel, liebe Gertrude, sehr viel! Stürzt Sachs, so wird Kinder in dessen Sturz mit hineingezogen. Kinder ist des Königsrichters Vertrauter, vielleicht oft sein Rathgeber. Kinder muß mit Sachs fallen."

"So will ich für mein armes Kind den Sarg bestellen" — entgegnete schluchzend die zärtliche Mutter. — "Wenn Sabine die Hoffnung mit Kinder vereint zu werden aufgeben muß, so bricht Ihr das Herz."

"Hast du deine Tochter so erzogen, daß ihr das Herz brechen muß, wenn ein thörichter Wunsch ihres Herzens nicht erfüllt wird? fragte der Bürgermeister mit Strenge.

"Ach! ist die Liebe nur ein thörichter Wunsch des Herzens?"

"Und wenn es mehr ist als ein solcher Wunsch des Herzens, so hättest du deine Tochter wahren sollen, daß die Liebe nicht Zugang in das Herz deiner Tochter hätte finden können, bis sie nicht die Weihe vom Vater erhalten haben würde." —

"Ach! wie war es möglich in diesem Falle an der Einwilligung des Vaters zu zweifeln? — Alle Mädchen und Mütter der Stadt beneiden Sabinen um diesen Freier! — Ach! und nun ist es zu spät! — Nun soll ich mein liebes Kind langsam hinschmachten sehn — und im Grunde doch nur deswegen, weil der Vater eine Grille im Kopfe hat, die ihm theurer ist als sein Kind."

„Weib!“ — erwiderte auf dieses der Bürgermeister unwillig — „Ich mache so eben die Erfahrung, daß Vernunftgründe bei dir ebenso wenig Eingang finden als bei allen andern Weibern, wenn euer thörichtes Herz einmal von einem Gegenstande besessen ist. — Gut! Nehmt ihn hin! und mögen meine Prophezeiungen nie in Erfüllung gehn!“

Mit diesen Worten verließ der Bürgermeister tief verletzt das Zimmer, und wir sehn, daß das Ergebniß dieser Unterredung ein ganz anderes war, als der Anfang derselben ahnen ließ. — Sie begann mit dem festen Entschluße des Bürgermeisters auf der Nichteinwilligung zur ehelichen Verbindung seiner schönen Tochter Sabine mit Kinder zu beharren, und endigte mit der gänzlichen Niederlage des ehrenfesten Provinzial Bürgermeisters. — Wie oft hat sich das schon seit dem Jahre 1703 auf Erden wiederholt? Wie oft schon der wohlüberlegte, auf Gründen der Vernunft beruhende Entschluß des Staatsmannes, des Philosophen, des Ehegatten, des Vaters vor dem Kneifen, Schmollen, Weinen und Seufzen des Weibes schmählich die Segel streichen müssen, — wir können nicht entscheiden, ob zum Nutzen oder Schaden der Menschheit? — So viel scheint aber aus der Geschichte der Menschheit, der Völker und der Familien mit Gewißheit hervorzugehen, daß Thorheit und Unverstand, pfiffige Schlechtigkeit, Weiberlist und Weiberthränen von jeher auf die Schicksale der Menschheit, der Völker und Familien einen mehr als billigen Einfluß gehabt haben, und der Verstand der Verständigen, die Vernunft der Vernünftigen immer nur als ein hinkender Bote hintendrein geholpert sind um noch ein Pflaster auf die Wunden zu legen, die jene zu schlagen wußten.

Der Verfolg unserer Geschichte wird zeigen, auf wessen Seite bei der dargestellten Streitsache Vernunft und Einsicht war. — Für diesmal endete der Abend in dem Hause des Bürgermeisters Weber zur allgemeinen Zufriedenheit. In einem Augenblicke hatte die bis zum Tode betrübte Hausfrau und Mutter die schmerzverzerrten Züge in das süßeste Lächeln der Selbstzufriedenheit und des Triumphes verwandelt, das Antlitz des wahrhaft schönen, engelgleichen aber schwärmerischen Mädchens, das wir leider in seiner entzückenden, schmachtenden Resignation kennen zu lernen nicht Gelegenheit hatten, aber wohl in der Verzweiflung an allem irdischen Glücke werden kennen lernen, ging in wenigen Minuten von der trübseligen Miene einer im Anfang eines Lafontainischen Romans erscheinenden Heldin in die himmlische Entzückung derselben zu Ende des dritten Bandes über. — Der Herr Gevatter und Freund des Bürgermeisters lachte vergnügt in sich hinein, nicht ohne einige empfundene Beschämung, die ihm das Bewußtsein einflößte, daß er eigentlich zur glücklichen Entscheidung der Sache nichts beigetragen habe, und diese ganz allein dem letzten thränenreichen, von der hochgeehrtesten Frau Gevatterin auf das Herz des Ehegatten gemachten Sturme zuzuschreiben sei. — Kinder, der bald bei der Hand war, schwamm in einem unergründlichen Meere von Wonne und Entzücken, denn er liebte Sabinen in der That mit aller Gluth eines ins Mannesalter tretenden Jünglings, der bei der Wahl seiner künftigen Lebensgefährtin nicht nur seiner Phantasie, sondern auch der Stimme der Vernunft ein Wort mitzusprechen erlaubt. — Und der Vater, der nahmhaft weise Herr Provinzial-Bürgermeister? — Ja nun, als er sah, daß er durch

seine Einwilligung vier Menschen so glücklich gemacht hatte, — als er die glänzenden Freudenthränen und das stolze Lächeln der Mutter, die zufriedene und billigende Miene seines vieljährigen bewährten Freundes und Gevatters, den seeligen leuchtenden Blick des Mädchens, der bald dankesvoll auf ihm selbst, bald liebeglühend auf dem Bräutigam ruhte, und die seit lang verschwundenen Rosen auf den Wangen derselben wie von einem plötzlich erwachten Frühlingshauche hergezaubert sah, — als er das ungeheuchelte Glück, die aus tief empfundenem Glücke entspringende stille Fröhlichkeit Kinders gewahrte, da wich Wolke um Wolke von der finstern Stirne. Auch sein Blick erleuchtete immer mehr im Strahle der Freude; bald überredete er sich, daß er Unrecht gehabt — so lange zu widerstehn, und daß der Ehemann wohl thue manchmal auch gegen seine bessere Ueberzeugung dem Weibe nachzugeben, das vermöge seines innigeren Zusammenhanges mit der Natur auch für Offenbarungen von derselben empfänglich sei, und die befolgt oft zu schönerm Ziele führten, als die Wege auf die uns Einsicht und Erfahrung hinweisen — und als sich die Gesellschaft trennte, fügte er mit väterlicher Rührung und voller Einstimmung seines Herzens die Hände der beiden Liebenden segnend in einander.

6.

Wir bitten jetzt die freundlichen Leser uns in die Wohnung des damaligen Kanzlers von Siebenbürgen, Grafen Nicolaus Bethlen zu folgen. In einem Zimmer derselben sitzen um einen Tisch herum auf dem die Ueberreste einer Collation zu sehen

sind, auf Sopha und Stühlen, Graf Stephan Haller, Ständepräsident, Graf Johann Bethlen und David Petki, Regierungsräthe, Gregorius Galfalvi von Süketfalva, Fiscal Director, Stephan Vasarhely, Johann Bornemißa und noch einige andere vornehme ungarische Herrn und Mitglieder der Landes-Regierung. Der Kanzler schreitet im Zimmer mit raschen Schritten auf und ab. Graf Nicolaus Bethlen ist jetzt ein Mann von 61 Jahren; er ist von mittlerer Größe, schlank und mager; obgleich schon im vorgerückten Alter ist er noch ein schöner, einen angenehmen Eindruck machender Mann; das Gesicht ist länglich und von lebhafter Gesichtsfarbe, die Adlernase trennt die in unstetem Feuer glühenden dunkeln Augen und um den feinen Mund schwebt beständig ein Zug von Hohn und bitterer Ironie, welche sich in dem Trotze des weit hervorstehenden Kinnes verliert, Augenbraunen, Schnur- und Backenbart sind glänzend, dunkel-kastanienbraun, groß und dicht, und von dem Haupte fließt über Schläfe und Nacken gleichfalls dichtes, kastanienbraunes Haar herab, in welches die ein und sechzig Jahre eines viel bewegten, inhaltsreichen und bedeutungsvollen Lebens noch keinen Schnee zu mischen vermochten. Der Ausdruck des edlen Gesichtes ist geistreiche Verschmitztheit mit einer leichten Beimischung von Humor, der oft aus seinen Augen strahlet, während Nase, Mund und Kinn die Dolmetscher der unedlern Eigenschaften dieses großen Staatsmannes der damaligen Zeit sind.

„Es ist unabänderlich beschlossen!“ — brach endlich Graf Bethlen das Schweigen, das eine kurze Zeit geherrscht hatte. — „Es ist beschlossen: Sachs muß fallen! Er will nicht mit uns sein, und ist also wider uns. — Es bleibt uns kein ande-

rer Ausweg übrig. — Aber Vorsicht und Behutsamkeit ist nöthig. Wir haben es mit einem starken Gegner zu thun.“

„Wozu ist hier noch weitere Vorsicht nöthig?“ — fuhr Graf Haller hitzig auf — „wir klagen ihn des Hochverraths an und verurtheilen ihn.“

„Graf!“ erwiderte Bethlen — „Eure Lüsternheit nach dem Amte des Königsrichters und Comes läßt Euch einige Kleinigkeiten übersehn.“

„Was? — fiel der Fiscal Director verwundert ein, — „will der Graf Haller Königsrichter von Hermannstadt und Comes der sächsischen Nation werden?“

„Nach nichts Geringerem trachtet sein Sinn, Galfalvi“ — antwortete ihm Nicolaus Bethlen.

„Er ist ja weder Sachse noch Lutheraner“ — entgegnete Galfalvi aufs Neue. — „Werden sich die Sachsen einen Ungar als Comes gefallen lassen?“

„Wir wollen es dem Grafen überlassen mit den Sachsen fertig zu werden, uns kann es nur angenehm sein, wenn wir auf diese Weise dieser ungelenken Gäste Meister werden.“

„Aber die Union?“

„Je nun die leidige Union?“ — entgegnete lachend der Kanzler — „der gelehrte Herr Fiscal Director wird wohl wissen, was davon zu halten sei.“

„Freilich! freilich! Aber das Leopoldinum?“

„Dem wollen wir eben auch eine andere Fassung geben.“

„Wie?“ — fragte Galfalvi erstaunt und erhob sich mit Entrüstung von seinem Stuhle — „ich will nicht hoffen, daß ich

hier unter Anhängern Rakotzis bin? daß hier Verrath gegen das Allerdurchlauchtigste Kaiserhaus gesponnen wird?"

„Nicht doch!" — antwortete der Kanzler einlenkend — „wir alle hier sind treue Unterthanen des Kaisers und wollen mit Rakotzi, der der Religion seiner Väter untreu geworden ist, und aus unsern Jobagyen freie Bauern machen will, nichts zu thun haben! — Wir haben genug an diesen freien Sachsen."

„Ah!" — nahm Petky das Wort — „das sind leere Worte leere Versprechungen! — Sollte es dem Franz Rakotzi gelingen die Deutschen aus Ungarn zu vertreiben, so wird er über die Leichtgläubigkeit des Volkes lachen."

„Das mag sein" — sagte der Kanzler — „davon ist aber nicht die Rede. — Wir sind österreichisch gesinnt — und wollen uns es nur ein wenig bequemer einrichten. Der Kaiser muß die Kameral-Commißion aus Siebenbürgen zurückziehn."

„Dagegen wird unser Landes-Thesaurarius, Graf Apor nichts einzuwenden haben" — bemerkte Baron Bornemißa."

„Ich glaube nicht," — fuhr der Kanzler höhnisch lachend fort — „die Gleichheit der Religionen soll nur auf dem Papier bestehen, in praxi dominre die reformirte.

Die Sachsen mögen sie annehmen, und uns bei dem neuen Staatsbaue Handlangerdienste leisten. Zum Lohne dafür wollen wir ihnen ein Stück von ihrer Verfaßung übrig lassen. — Die Katholischen müssen niedergehalten werden! Graf Stephan Apor erhebt zu hoch das Haupt, und seine Prätensionen sind unerträglich."

„Herr Kanzler!" — fiel der Fiscal Director ein, — das

ist ja Alles gegen den Wortlaut des Leopoldinums! Das ist ja Hochverrath."

„Gesetzlich auf dem Landtage soll dies geschehn, und der Kaiser muß seine Zustimmung geben — dann ist es kein Hochverrath." —

„Ich bin doch neugierig" — wendete Galfalvi wieder ein, — „wie Ihr das anfangen werdet."

„Die Zeit ist sehr günstig dazu. — Wie weit erstreckt sich die Auctorität des Kaisers noch? — soweit der Arm des Rabutin reicht, und das „Vater unser" deutsch gebetet wird. Alles übrige Land ist im Aufstande. Die Rebellen haben das Kastell von Halmagy bereits inne und der Graf von Senau ist in Weißenburg nicht mehr sicher. Die kaiserlichen Truppen sind ohne Geld und Mundvorrath; sie werden überall gedrängt. — Die Lamentationen des Grafen Senau in Weißenburg sind herzzerreißend. Es soll mich wundern, wenn der Ober-Kameral-Director nicht bereits aus Weißenburg geflohn ist. Jetzt müssen wir handeln, jetzt das Eisen schmieden. — Auf dem Landtage setzen wir diese und noch einige andere Gesetzesvorschläge durch, und der Kaiser wird sie, muß sie genehmigen, wenn wir ihm das Land erhalten und seine Geldforderungen für den spanischen Krieg bewilligen."

„Hat der Graf Banffy, unser Gouverneur, ein Wissen davon? — fragte der Fiskal Director mit größerer Beruhigung als sein Amt hätte zulassen sollen.

„Der Gouverneur ist eine Null" — entgegnete Graf Bethlen. — „Was wir wollen, das muß er thun."

„Sagen Ew. Excellenz das auch von dem Kommandirenden?"

„Graf Rabutin wird so viel auswärts zu schaffen haben, daß er sich wenig um die Landtags-Verhandlungen wird bekümmern können.“

„Auf diese Weise scheinen Ew. Excellenz wirklich auf dem besten Wege zum Ziele.“

„Einen Stein des Anstoßes finde ich noch auf demselben“ — erwiderte der Kanzler und seine Mienen verfinsterten sich, seine Oberlippe zitterte, und drohende Blicke schoßen unter den zusammengezogenen Augenbraunen hervor — „und dieser ist“ — sagte er mit leiser vor Ingrimm zitternder Stimme — „dieser ist; Sachs von Harteneck. — Hinab mit ihm! — Ist er zerschmettert, so ist die sächsische Nation in unsern Händen ein Spielzeug, das wir nach Gutdünken beibehalten oder wegwerfen können, dann sind wir die wahren und einzigen Herrn des Landes, möge unser Fürst immerhin in Wien wohnen!

„Möge dies in Erfüllung gehn, ehe dieses Jahr seinen Kreislauf vollendet,“ — rief Petky, als Nicolaus Bethlen erschöpft geendet hatte.

„So Gott will:“ — rief der Kanzler abermals im festen entschlossenen Ton, „Unsere großartigen Interessen dürfen wir nicht dem gefährlichen Eigensinne dieses Mannes, der sich mit dem Philisterthum dieser deutschen Spießbürger identifizirt hat, aufopfern! Ist er nicht hochherzig genug mit den Adlern durch die Lüfte zu schweben, mag es ihm gefallen seinen Leichnam denselben als Schmaus zu überlassen!“

„Er dünkt sich so sicher unter dem mächtigen Schutze des Doppeladlers“ — bemerkte Graf Haller „daß er die Adler nicht höher als Krähen achtet und ihre Gemeinschaft und Beute verschmäht.“

„Ja!“ — sagte der Kanzler — „wenn der Doppeladler nur nicht so fern wäre — seine ausgebreiteten Schwingen nicht eben zu gleicher Zeit die Karpathen und die Pyrenäen decken müßten! Darum was geschehen soll, muß bald geschehn. — Ehe am kaiserlichen Hofe davon etwas ruchbar wird, muß die Sache abgethan sein, Zu geschehenen Dingen ist das „Amen“ leicht zu erhalten.“

„Wie will das Ew. Excellenz durchsetzen, so lange der Kommandirende in der Nähe ist. In Sachs setzt er mehr Vertrauen als in uns Alle,“ — fiel Johann Bethlen ein.

„Rem acu tetigisti, lieber Vetter!“ — erwiderte der Kanzler — „Die hohen Geistesgaben, die liebenswürdigen, einnehmenden Eigenschaften Harteneck's, die mich und Jeden fesselten die in seine Sphäre geriethen, haben auch auf den Grafen Rabutin ihre Wirkung nicht verfehlt. Dieser unternimmt fast nichts ohne den Rath des Sachs, und gefällt sich sehr in dessen Gesellschaft. Ohne die Einstimmung des kommandirenden Generals würden alle unsere angelegten Minen unschädlich verpuffen, und vielmehr zur Erhebung und Verherrlichung unseres Feindes dienen. Wir müssen damit anfangen den Sachs in der Meinung des kommandirenden Generals zu stürzen; er muß in dem geachteten Sachs den Feind des Vaterlandes, den Feind seines Kaisers erblicken — dann kann den Harteneck nichts mehr retten. — Er wird des Hochverraths angeklagt — Materialien dazu haben wir hinlänglich gesammelt — er wird seiner Freiheit beraubt, und dann lassen wir das niedere Geschmeiß auf ihn los, und gebt Acht: wir erleben die Fabel vom kranken Löwen.“ —

„Das sei Alles zugegeben," — sagte Graf Haller — „aber wie ist es anzufangen den Grafen Rabutin von dem Hochverrathe Harteneckš zu überzeugen?"

„Wir müssen ihn überzeugen, daß Sachs sein persönlicher Feind sei, und Graf Rabutin wird Alles in der Farbe sehen, mit der das Glas gefärbt ist. Das wir ihm vor die Augen halten." —

„Glaubt Ew. Excellenz" — wandte sich Petky an den Kanzler — „dies in so kurzer Zeit bewerkstelligen zu können, als die Sache dringend ist?"

„Sachs ist kühn, vermessen, in seiner Vermessenheit oft unbesonnen und verwegen" — erwiderte Nicolaus Bethlen — „darauf in Verbindung mit List und irgend einem sich ergebenden günstigen Umstande will ich meinen Plan bauen. — Laßt uns thätig sein und schlau, und der Eber wird unsern fein angelegten Netzen diesmal nicht entgehen. — Doch müssen wir uns noch der Mitwirkung und des Beistandes eines einflußreichen Mannes versichern, den wir hiebei nicht zum Gegner haben dürfen, — ich meine den Grafen Apor."

„Wie? — riefen mehrere erstaunt — „den Thesaurarius?"

„Eben den, den gegenwärtigen Freund Harteneckš. Wir wollen ihn in Kurzem zu seinem bittersten Feinde umwandeln!"

„Wodurch wollt Ihr das bewirken Kanzler? — Ihr habt eben erfahren, daß er sehr zähe ist."

„Durch Körtvelyesi, den ehemaligen Secretär und Freund Hareneckš, den gegenwärtigen Sekretär Apors" — erwiderte Bethlen mit triumphirendem Lächeln,

Kein Sprüchwort geht im menschlichen Leben öfter in Erfüllung als wenn man des Wolfes erwähnt, so ist er nicht weit. Wie oft haben wir das schon selbst erfahren? wie oft sind wir dadurch in die peinlichste Verlegenheit gerathen? wie oft sind wir dadurch belehrt worden, in Anderer Abwesenheit nichts Böses von denselben zu reden um uns diese Verlegenheit, diese Beschämung zu ersparen? — Sind wir dadurch gewitzigt worden? — Ich für meine Person nicht — doch freue ich mich, mein lieber Leser, wenn du das Gegentheil von dir behaupten kannst — Graf Bethlen hatte kaum seine Rede geendet, als ein Diener die Ankunft Hartenecks meldete.

Die plötzliche Erscheinung Hartenecks in der Gesellschaft in demselben Augenblicke als diese sein Verderben beschlossen hatte, brachte die gröste Bestürzung und Beschämung in derselben hervor und war deutlich auf Jedes Gesichte zu lesen. Auch entging sie dem scharf beobachtenden Sachs keineswegs. Der Kanzler allein blieb Meister seiner innern Bewegung und äußeren Miene. Sobald er den Königsrichter erblickte, breitete sich über sein finsteres verderbenbrütendes Antlitz das süßeste Lächeln der Freude, und begrüßte er den Eintretenden mit der Vertraulichkeit und Herzlichkeit alter bewährter Freundschaft.

„Ah, Domine Compatu!“ — ließ sich der Graf, ein Meister in der Verstellungskunst, vernehmen — „Sie sind uns sehr willkommen! Sie waren eben der Gegenstand unserer Unterhaltung, wir bedauerten herzlich, daß Se. Excellenz der Kommandirende Sie unserer Gesellschaft entzog. — Heda! Ferentz! Ferentz! Noch einige Flaschen Tokayer! Vom besten! Mein lieber Herr Gevatter zieht diesen Wein allen übrigen vor.“

Ich muß für diejenigen der Leser welche in der Chronologie nicht sehr bewandert sind, bemerken, daß sich diese Begebenheit vor Priesnitzer's Zeit zugetragen habe, und damals Männer es durchaus nicht für eine Schande hielten in fröhlicher Gesellschaft ein Glas Wein zu leeren. Es ist mir aber unbekannt geblieben, ob der Grund der veränderten Mode darin liegt, daß jetzt die Weine stärker und die Köpfe der Männer unserer Zeit schwächer geworden sind, oder ob die Damen der damaligen und aller früheren Zeiten so hohe und edle Eigenschaften an ihren Männern entdeckten, daß sie über diese abscheuliche aber uralte Sitte des Weintrinkens hinwegsahen; die Damen der gegenwärtigen Zeit hingegen den Mangel edler und höherer Eigenschaften an den Männern gewahrend, die Entwöhnung des Weintrinkens als Ersatz dafür fordern.

Der freundliche Willkomm des Kanzlers konnte den Königsrichter, der seinen Mann vollkommen kannte, nicht täuschen; weit entfernt aber den geringsten Argwohn zu erkennen zu geben, erwiderte er in gleichem Tone auf die ungezwungendste Weise:

„Ich bedaure recht sehr, Herr Graf, daß Sie für diese erlauchte Gesellschaft keinen würdigern Gegenstand der Unterhaltung zu wählen wußten, als meine Unbedeutendheit.“

„Ich bitte, Carrissime Domine Comes, welches wäre dieser würdigere und meinem Herzen theurere Gegenstand? Setzen Sie sich, Domine Compatu! Diese Herrn fingen schon an lange Weile zu haben und machten Anstalten zum Aufbruche. — Ihrer geistreichen Unterhaltung werde ich es zu danken haben, wenn sie mir die Ehre des Besuches eine Stunde länger schenken.“

Ohne von diesen übertriebenen, fast beleidigenden Schmeicheleien, die aber Harteneck an seinem gräflichen Herrn Gevatter schon gewohnt war, und die in der That einige Gran Wahrheit enthielten, indem der Kanzler wirklich an der gelehrten, gewandten und beredten Unterhaltung Hartenecks vielen Geschmack fand, — ich sage, ohne von diesen Schmeicheleien Wissenschaft zu nehmen, ließ er sich am Tische nieder und wußte den Erwartungen des Grafen auch dießmal vollkommen zu entsprechen, obgleich der Beginn nicht leicht war, da die verdutzten Gesichter der Anwesenden nur nach und nach die gesellschaftliche Fassung zu gewinnen vermochten. Da aber die Unterhaltung über Gegenstände sich ergoß, die für uns kein Interesse haben können, so verlassen wir diese Gesellschaft, und begeben uns auf den kleinen Ring, wo wir Gelegenheit haben eine neue und interessante zugleich geheimnißvolle Bekanntschaft zu machen.

7.

Jenes im Style einer veralteten Baukunst jetzt noch prangende Haus auf dem kleinen Ringe, in welchem gegenwärtig die königliche Kameral-Buchhaltung ihre Wohnung genommen hat, gehörte einst Herrn Sachs von Harteneck. Dieses Haus sowie alle in dieser Linie stehenden Nachbarhäuser wendet die eingangslose Fronte gegen den Friedhof, das ist, gegen den die evangelische Pfarrkirche umgebenden, ziemlich geräumigen Platz; die entgegengesetzte Fronte kehren diese Häuser dem kleinen Ringe zu, wo sich unter einem eine Klafter weit vorspringenden, bis unter das erste Stockwerk reichenden Dache das Eingangsthor

befindet. Ueber einer der Thüren im Innern des Hauses ist noch dermalen eine alte wahrscheinlich von Sachs selbst herrührende Inschrift zu lesen: „Sic habita ut potius laudetur Dominus, quam domus." Sachs wohnte wie wir schon erwähnt haben, in den letzten Jahren seines Lebens wenigstens nicht in diesem seinem eigenthümlichen Hause; es diente aber im Herbste des Jahres 1703 zwei Damen zum Aufenthalte, die für Alle, welche um das Dasein derselben in Hermannstadt wußten, ein Gegenstand besonderer Neugierde geworden waren. Das Haus, ob es gleich geräumig ist und mehrere Wohnungen zu ebener Erde und im ersten Stocke enthält, wurde nur von diesen beiden Damen und ihrer Dienerschaft, einem ältlichen Manne und einem Mädchen von fünfzehn Jahren, das wir als die Tochter des alten Dieners werden kennen lernen, bewohnt. Diese vier Personen waren kurze Zeit vor dem Beginne dieser Erzählung zu nächtlicher Zeit in Hermannstadt eingefahren und in diesem Hause abgestiegen, das sie im Geschmacke jener Zeit und bequem eingerichtet fanden; sie wurden von einem Mann am Stadtthore erwartet und in das Haus eingeführt, in welchem ein Nachtwächter den Geheimsecretär des Königsrichters, Kinder, erkannt haben wollte. Das Haus blieb Tag und Nacht verschlossen, was den Bewohnern der Nachbarschaft anfangs nicht auffiel, da es auch einige Zeit vorher, weil unbewohnt, stets verschlossen gehalten worden war. Es konnte jedoch der beobachtenden Nachbarschaft nicht lange verborgen bleiben, daß das Haus nunmehr bewohnt werde, ob es gleich noch immer verschlossen gehalten wurde, da man täglich den alten Diener aus- und eingehn sah, um die nöthigen Einkäufe

zu machen. Je geheimnißvoller das Alles aussah, desto mehr wurde die Neugierde der Nachbarschaft erregt, und mehr als eine der Nachbarinnen hatte schon ihr Glück bei dem Diener versucht, aber mit wenig Glücke. Der Alte war nicht zum Stehen noch weniger zum Reden zu bringen, und dankte nur mit Verdruß auf den freundlichen „guten Morgen“ derselben. Man muß sehr unglücklich sein, um nicht nach einiger Zeit durch ausdauernde Nachforschungen, durch Spähen, Lauern, Auffangen und Zusammensetzen einzeln fallen gelassener Sylben, durch kühne Conjecturen wenigstens hinter einen Theil eines Geheimnisses zu kommen das man zu enthüllen strebt; und so hatte sich denn auch für die neugierige Nachbarschaft des kleinen Ringes dieses interessante Geheimniß in so weit blos geben müssen, daß man in Erfahrung gebracht, (und Niemand zweifelte mehr daran,) daß dieses Haus von einer gewissen Madame Brandolini und ihrer Mutter bewohnt werde, die auf der Reise nach Konstantinopel zu ihrem Gatten begriffen, unterwegs erkrankt sei, und in Hermannstadt die Genesung und das künftige Frühjahr abwarten wolle um dann ihre Reise wieder fortzusetzen. Das war nun allerdings etwas, doch lange nicht genug für die Neugierde der guten Nachbarschaft; da nun aber vor der Hand schlechterdings nichts weiter herauszubringen war, so mußten sie sich damit begnügen, schloßen aber jedesmal die Unterhaltung über das verschlossene Haus mit der scharfsinnigen und vielsagenden Bemerkung: „da steckt ein Geheimniß dahinter.“

Bald erhielt die Neugierde noch mehr Nahrung. Auf dem oben genannten Friedhofe den Hauptpforten der Kirche gegenüber steht das Schulhaus, damals ein altes, finsteres, stockho-

hes Gebäude, wie man in den frühern Zeiten solche aufzuführen pflegte, mehr, wie es scheint, in der Absicht Licht und Aufklärung abzuhalten als einzulassen. Obgleich nun die Studenten häufig über den Friedhof gingen, wenn sie einen Ausgang machten; so hatten sich der Aufmerksamkeit derselben doch die geheimnißvollen Bewohnerinnen jenes Hauses eine Zeitlang zu entziehen gewußt; bis ein Zufall den Musensöhnen den kostbaren Schatz entdecken ließ, welchen jenes Haus in sich schloß. Es wollte es nämlich der blinde Zufall, der in seiner Blindheit so oft die angenehmsten wie ärgerlichsten Ereignisse herbeiführt, daß einst, als die Jüngere der Bewohnerinnen des Harteneck'schen Hauses zu stiller Mitternachtsstunde am offenen Fenster einen leisen, von einer Mandoline, einem im Lande unbekannten Musikinstrumente begleiteten Gesang anstimmte, einige Töne von der Abendluft zu den Ohren eines eben zu so später Stunde nach Hause kehrenden Jüngers der Wissenschaften getragen wurden. Dieß war mehr als hinlänglich die Aufmerksamkeit desselben zu erregen; er horchte auf, wandte sich der Gegend zu, von wo die Töne kamen, und gelangte so unter das Fenster der Sängerin. Die liebliche klagende Stimme, der süße, ihm ganz fremdartige Ton der Mandoline stürzte den Jüngling in ein Meer von Entzücken, und ehe die Sängerin das einfache Lied geendet hatte, war unser Musensohn zum Rasendwerden verliebt, ohne auch nur den Schatten der Sängerin gesehn zu haben. Lange schon war der Gesang verstummt und die letzten Töne wie Aeolsharfen in der stillen lautlosen Nacht verklungen, als unser Held noch immer wie angewurzelt unter dem Fenster stehn blieb, seine schwarze Toga auf eine heraus=

fordernde Weise über die linke Achsel geschlagen und sein Antlitz halb damit verhüllend; bald die Höhe des Fensters messend, durch welches die bezaubernden Silberglockentöne erklungen waren, bald zur Kirche und zum Thurme, emporstaunend und von diesen zu den Sternen und dann wieder zu dem Fenster, als wolle er erwägen, welche Höhe von diesen unerreichbarer wäre. — Endlich entwickelte sich unter großem Kampfe ein ungeheurer Seufzer aus seinem gemarterten Busen, und nachdem der Studiosus solchergestalt durch Seufzen seinem gepreßten Herzen Luft gemacht hatte, fiel es ihm dann doch endlich bei, daß es nutzlos sei länger seinen Standpunkt zu behaupten. Er schritt nun rasch auf die Schulpforte zu, und in seiner verliebten Raserei vergessend, daß er in so später Stunde der Nacht nach Hause kehrend, sich eine scharfe Ahndung zuziehen werde, wenn es der gestrenge Herr Rektor erführe, und sein Vortheil es somit erheische einen geheimen Eingang über die Mauer oder durch den Keller zu suchen, schlug er so ingrimmig an die Pforte, daß er alle Schläfer in dem Heiligthume der Wissenschaften erweckte. Der Nachtschwärmer hatte am andern Morgen kaum die Augen geöffnet, als ihm der Decurio, d. h. ein Studiosus, der für diesen Tag das Amt eines Ordonnanz-Offiziers des Rektors und zugleich eines Vollziehers verschiedener Executionen ad posteriora der lieben Schuljugend bekleidete den Befehl „ad virum" in die Ohren donnerte, das heißt, sich ohne Verzug zu dem Herrn Rektor zu verfügen. Der Geforderte wußte nun, wie viel Uhr es geschlagen hatte, nämlich acht Uhr, zu welcher Stunde der gestrenge Herr Rektor allerlei Befehle zu ertheilen und zugleich praesidialiter und

summarisch manches Verhör straffälliger Uebertreter der Schulgesetze vorzunehmen und die Strafe standrechtlich zu dictiren pflegte. Mit saurer Miene griff unser Nachtschwärmer nach seiner schwarzen Toga, die neben mehreren andern an einem Thürnagel hing, warf dann noch einen freundlichen Blick nach der ellenlangen Wurst, die in einer Pfanne laut schmorte, und die den Tag zuvor der Sohn einer Fleischhackerin dem Herrn Präceptor ad captandam benevolentiam zum Geschenke gebracht hatte, und die nun ohne ihn von seinen hungernden Kameraden verzehrt werden sollte, die schon mit Messer und Brod und einem Stück Maculatur in der Hand, das als Teller zu dienen bestimmt war, den letzten Seufzern der Wurst entgegenlauschten. Wie kann ein Schüler (so nennt man nämlich in der siebenbürgisch-sächsischen Mundart einen Gymnasiasten) dem Spruche des Schicksals und des Rektors widerstreben? Unser scholasticus ging und ließ schweren Herzens die Wurst den zurückbleibenden kichernden Erben. — Die Conferenz mit dem Schulmonarchen dauerte nicht lange; bald trat der Uebelthäter wieder aus der Stube desselben und schlug gelassen den Weg nach dem carcer ein, wo er acht Tage bei Wasser und Brod verbleiben sollte, da er sich ähnliche Gesetzes-Uebertretungen zu wiederholten Malen hatte zu Schulden kommen lassen.

Jeder unserer freundlichen Leser wird nun gewiß glauben, daß acht Tage und Nächte der Einsamkeit und ascetischen Fasten hinreichend gewesen sein werden, die plötzlich und ohne hinreichenden Grund angefachten Liebesflammen einigermassen zu dämpfen, wenn nicht gar zu löschen. Dem war aber nicht so: die Einsamkeit des Kerkers ließ seiner Phantasie freien Spiel-

raum, und diese ermangelte nicht ihm seine noch nicht gesehene Geliebte in jedem Winkel, wohin er seinen Blick richtete, hinzuzaubern und dieses Phantasiebild so zu verkörpern, daß er meinte nur die Hand ausstrecken zu dürfen um die Einzig und Ewiggeliebte an sein pochendes Herz zu drücken. Sie erschien ihm, da er selbst nicht älter als neunzehn Jahre war, als eine lieblich erblühende Jungfrau von vierzehn bis fünfzehn Jahren, mit allen Vorzügen der drei Grazien und der neun Musen ausgeschmückt, schlank und durchsüchtig wie eine Hebe, schwarz von Haar und Augen, mit einem Blicke der Eisen schmelzen konnte; tiefer nachsinnender Ernst lag auf dem antik-griechischen Profil, und wenn sie die Lippen öffnete floßen sapphische Oden von denselben. Was der Einsamkeit noch zu thun übrig geblieben war, das bewirkte die magere Kost. Der Mangel an kräftiger Nahrung potenzirte seine geistige Thätigkeit, indem sie seinen irdischen Antheil auf das Minimum reducirte, dergestalt, daß er nicht begreifen konnte, wie sich seine Arme nicht in Flügel eines Schmetterlings verwandelten um ihn, nicht etwa himmelwärts wie einen seeligen Geist, — sondern etwas seitwärts in die Arme der Geliebten zu tragen, die, wie er dessen gewiß war, mit eben so großer Sehnsucht seiner harrte, als er sich zu ihr hingezogen fühlte.

So vergingen die acht Tage mit Fasten, Träumen und Hoffen, Die Thüre öffnete sich endlich, er trat hinaus und ihm war, als träte er in eine fremde Welt, denn statt der englischen Gestalten, mit denen seine Phantasie seinen carcer erfüllt hatte, sah er sich von seinen Schulkollegen umringt, die den lang und ungern vermißten Kameraden mit Jubel begrüß-

ten. Im Triumphe, als hätte er die That eines Märtyrers verübt, wurde er in sein Wohnzimmer mehr getragen als begleitet. Hier fand er ein lucullisches Mahl seiner harrend und bestehend aus incommensurablen Würsten salpeterrothen Schinken und köstlichem Schweinebroten nebst voluminösen Schüsseln von Krautsalat und dickbäuchigen Kannen mit goldgelbem Wein gefüllt. Dem aus den Banden des Kerkers Befreiten, wurde der Ehrenplatz angewiesen, etwa zwanzig fanden auf Stühlen und Bänken um den Tisch herum Platz, die Uebrigen langten hinter den Sitzenden stehend zu ohne viel Rücksicht zu nehmen auf die mancherlei Flüssigkeiten, die sich als Theile von dem Ganzen, die sie aus den Schüßeln wegfingerten, lösend als Tropfen auf die Kleid.r der vor ihnen Sitzenden fielen. Bald waren die Schüsseln geleert, und nun begann ein heidnischer Gesang — ich bitte hiebei nicht an den großen Tonkünstler Haydn zu denken. — Der Rektor war eben nicht zu Hause um diesem Unfuge zu steuern; er war eben beflissen im Lectorgarten seinen Unmuth, den ihm Studenten, Lehrer und Consistorium verursacht hatten an neun unschuldigen zu ihrem Glücke aber hölzernen Kegeln auszulassen. — — Wie gesagt, es begann nun ein heidnischer Lärm gegen den der Cantus auf unserem Gymnasium heutzutage als nichts zu rechnen ist. — „Mihi est propositum“ — „Edite bibite Collegiales“ — „Was kommt dort von der Höh?“ — und dergleichen beliebte Lieder — wurden nacheinander und miteinander und durcheinander angestimmt, daß die unten Vorübergehenden stehen blieben, und die ziemlich entfernte Nachbarschaft in die Fenster gelockt wurde. Plötzlich schrie einer der Wüthendsten, der sein

keckes, glühendes Gesicht den unten auf dem Friedhofe Stehenden zeigte, während er seine funkelnden Augen an den Fenstern der seitwärts liegenden Nachbarschaft herumstreifen ließ: „Seht, seht, was für ein superber Besen dort im Fenster! Wer ist die? ich habe sie nie gesehn!“ Alles stürzte in die Fenster und gaffte in sechsfachen Reihen, eine über der andern, nach dem bezeichneten Gegenstande. Unser Märtyrer des Gesanges und der Liebe fehlte nicht, und als er nach dem bezeichneten Gegenstande hinblickte, rief er im höchstem Entzücken aus: „Sie ist's! Sie ist's!“ und wäre gewiß, den Zwischenraum, der ihn von seiner Angebeteten trennte, vergessend, zum Fenster hinausgestürzt, um sich mit ihr zu vereinen, indem er plötzlich einen Anfall von seinen Carcer-Phantasien bekam, die während der Beschäftigung mit den Würsten und Schinken in den Hintergrund getreten waren, wenn nicht die auf seinem Rücken liegenden Kameraden seiner Körperlichkeit ein Gewicht aufgedrückt hätten, welches die Schnellkraft seiner Psyche unmöglich überwinden konnte. Dieser Ruf des Helden des Tags „Sie ist's! Sie ist's!“ brachte eine unbeschreibliche Erregung in den Seelen der feurigen Jünglinge hervor. „Wer ist's?“ ging es wie ein Lauffeuer von Munde zu Munde. Diejenigen welche zu den beiden Fenstern des Refectoriums nicht gelangen konnten, stürzten in die Nebenzimmer und rissen auch diejenigen Scholaren mit, die an dem Gastmale keinen Antheil nahmen. In weniger als einer Minute waren alle Fenster vollgepfropft; Kopf an Kopf reckten sie ihre kurzen und langen Hälse, so weit als möglich in den freien Raum hinaus und starrten nach dem einen Fenster hin, wo eine weibliche Gestalt zwar sicht-

bar, aber zu entfernt war, als daß sie sogleich hätte bemerken können, daß sie der begaffte Gegenstand des gesammten Gymnasiums war. Die über dem Jubel der Studenten unten stehn gebliebenen Vorübergehenden folgten mit Nase und Blicken bald der Richtung, die ihnen von den Studenten in den Fenstern angegeben wurde, und Alles starrte nun auch von unten und in geringerer Entfernung nach dem einen Fenster hin, das aber schon im nächsten Augenblicke vor den übrigen Fenstern des Hauses nichts mehr voraus hatte, denn die weibliche Gestalt, die Aufmerksamkeit, die sie auf sich gezogen hatte, wahrnehmend verließ plötzlich dasselbe, und ein leerer Raum starrte den Gaffenden nun entgegen.

Diese Begebenheit hatte die unangenehme Folge für die geheimnißvollen Bewohnerinnen jenes Hauses, daß sie nun genöthiget wurden die Vorhänge den ganzen Tag bis spät in die Nacht vor den Fenstern vorgezogen zu lassen um sich den stets lauernden Blicken der Studenten zu entziehen, welche jeden Augenblick der Muße dazu benützten, nach den interessanten Fenstern zum Theil mit einem alten langen Fernrohre zu blicken. Unser verliebter Musensohn wurde dadurch zur Verzweiflung gebracht, da hiedurch alle seine Bemühungen das sonnenstrahlende Angesicht seiner Angebeteten zu erblicken vereitelt wurden. Endlich faßte er mit der göttlichen Unverschämtheit, die den Gymnasiasten eigen ist, einen Entschluß, der ihn sicher zum Ziele führen sollte und der in derselben Nacht, wo wir den Faden unserer Erzählung aufgenommen haben, zur Ausführung kam.

6.

Die Stundenglocke hatte so eben von dem hohen Thurme herab den schlafenden Bewohnern der Stadt Mitternacht angekündigt, und noch klangen durch die Stille der Nacht die Paukenschläge des Thurmwächters, zu dessen unerläßlichen Pflichten es auch noch heutzutage gehört jede Stunde die Zahl der Glockenschläge auf einer Pauke zu wiederholen, um hiedurch den Bewohnern der Stadt den Beweis zu liefern, daß hoch über ihnen außer dem nieschlummernden Auge des Allwaltenden auch die Augen des Wächters wachen; als der Nachtwächter auf dem kleinen Ringe, wo sich der Eingang zu Hartenecks Hause befand, von seinem dunkeln Schlummerplätzchen aufrafft und mit einer Aufmerksamkeit auf dem offenen Raume herumspäht, mit einer Genauigkeit die dunkeln, gedeckten Gänge, die an den Häusern hinlaufen, durchsucht, welche an diesen trägen und schläfrigen Wächtern der öffentlichen Sicherheit selten beobachtet wird. Als er sich überzeugt hatte, daß kein Lauscher auf dem ganzen Ringe zugegen war, stellte er sich an das Thor des schon oft genannten Hauses, und seine nicht nachlassende Aufmerksamkeit verräth, daß er Jemanden erwartet. In der That tritt auch alsbald aus einem Gäßchen; daß den großen und kleinen Ring verbindet, ein hoher Mann in einen weiten Mantel gehüllt hervor; langsamen und gemessenen Schrittes wendet er sich demselben Hause zu. Sobald der Nachtwächter den Mann erblickt, pocht er leise an das Thor, vor dem er steht und das sich sogleich öffnet um den Mann im Mantel

vor dem der Nachtwächter den Hut zieht und Verbeugungen bis zur Erde macht, in das Haus einzulassen. In dem freundlichen Zimmer, das auf der entgegengesetzten Seite des Hauses liegend die Aussicht auf den Friedhof gewährt, wurde der Mann, der so eben in das Haus getreten war, schon längst erwartet. Hier saß an einem der geöffneten Fenster, dessen Vorhänge halb zurückgeschlagen waren, die Jüngere von den beiden schon erwähnten Damen. Diese mochte ungefähr sechs und zwanzig Jahre alt sein. Während sie in die laue, stille Herbstnacht hinausblickte, schwebten leichte Wölkchen süßer Melancholie auf dem lieblichen Angesichte; wenn sie sich aber zu dem ältern Frauenzimmer, welches seitwärts auf einem Sopha sitzend mit dem Lesen eines Buches beschäftigt war, wandte, um ihr etwas zu sagen, strahlte es in einem Glanze und einer Freundlichkeit, an die man gewohnt sein mußte, um nicht in Entzücken hinzuschmelzen. Ihr Antlitz und die ganze Gestalt hatte nicht mehr das Gepräge und die ätherische Zartheit der aufblühenden Knospe, aber die ganze Schönheit und Fülle der voll entwickelten Rose war über sie hingegossen. Das dunkel-braune, glänzende Haar war nicht nach der geschmacklosen Sitte der damaligen Zeit zu ungeheuren Locken verarbeitet und durch Puder in Weiß verwandelt worden, sondern war einfach gescheitelt und oben in einen Knoten gewunden, der durch eine Nadel, an der ein einziger, sehr großer Diamant funkelte, fest gehalten wurde. Ein reiches Kleid von schwarzem Sammt floß um den hohen, vollen Leib des schönen Weibes, und erhob die Weiße der Haut, die an den Armen und an demjenigen Theile des Busens, wo er an den Hals gränzt, sichtbar war, zum schärfsten Kontraste.

So saß sie am offenen Fenster halb von dem Vorhange bedeckt, die rechte Hand unter das Kinn stützend, die linke auf dem Schooße ruhen lassend. Der Mond in seinem letzten Viertel war so eben aufgegangen, und in seinen matten schiefen Strahlen erglänzte das bunte gefärbte Ziegeldach des hohen Thurmes, während alle übrigen Gegenstände noch in den Schatten der Nacht gehüllt waren, aus der in nächster Nähe die Riesengestalt der uralten gothischen Kirche hervortauchte. Ein lauer und leiser Wind fuhr durch das gelbe, raschelnde Laub der Linden, die dicht vor der Kirche standen, und umwehte dann mit lieblichem Geflüster das in der Erwartung glühende Antlitz der Sinnenden. Links starrte der Priesterthurm mit der düstern Kapelle zu dem sternenhellen Himmel empor; weiter unten an die Kapelle sich anschließend, wurde das baufällige Schulgebäude sichtbar, sich nur durch die schwärzern Tinten von dem Schatten der Nacht unterscheidend. Die tiefste Ruhe herrschte auf dem Platze der die Kirche umgibt; nirgend ein Laut des Lebens. Die ältere Dame legte das Buch bei Seite und begann folgendes Gespräch:

„Liebe Ida, du schwärmst da in die Nacht hinaus, als ob du in deiner Villa säßest, und die klaren Wellen des Lago di Como die Strahlen deiner Blicke wiederspiegelten. Wie ist es möglich, daß diese alten grauen Mauern, die an Ecken überreiche Kirche, diese baufälligen Wohnungen, die wie Gespenster nordischer Helden aus der Nacht hervortreten, deine Aufmerksamkeit so lange fesseln können?“

„Liebe Tante“ — antwortete die junge Dame mit einem unvergleichlichen Ausdrucke von Schelmerei in ihrem von heißem

Verlangen angeregten Antlitze — „was du sagst ist im Grunde nichts anders, als was du mir auf der Villa am Commersee auch sagtest, and was du jetzt unbegreiflich findest, fandest du dort eben so unbegreiflich. Ein Beweiß, daß wir unsere Art zu denken und zu empfinden in alle neue Umgebungen und Verhältnisse mitnehmen, und denselben stets dieselben Farben leihen. Wenn ich dort auf meiner Villa auf dem Balkon stundenlang stand, und das blaße zitternde Bild des Mondes in den bewegten Wellen des Sees verfolgte, oder meinen Blick in dem tiefen Dunkel der Waldeshöhen ruhen ließ, als wollte ich ihr Geheimniß durchdringen, dann wieder zu dem leuchtenden Himmel Italiens emporschaute, als fände ich dort die Auflösung des Räthsels, das sich mir in dem Dunkel des Lebens und des Waldes nicht enthüllen wollte — dann sagtest du auch wie jetzt auf dem Sopha die Stunden des Tags und der Nacht mit Lesen zubringend; „wie ist es möglich? — Es ist mir unbegreiflich, wie man es nicht zu langweilig findet die ganze Nacht hindurch da zu stehn und See und Höhen und Himmel anzublicken, die in einer Nacht wie in der andern aussehn? — Du liest hier wie dort, und freuest dich der Nacht einige Stunden abzubetrügen — mich lockt eine schöne warme Nacht hier wie dort an das Fenster, und wie dort das Plätschern der Wellen, der im Mondesschauer erglänzende See, die duftenden Waldeshöhen mich bald zu süßer Schwärmerei bald zu frommer Andacht anregten; so zaubert das Säuseln jener Linden, der Anblick der schwarzen Riesenschatten dieser alten Gebäude, die melancholische Düsterheit dieser halb erhellten Nacht die ähnlichen Empfindungen in meiner Seele hervor."

„Ich meine doch, daß diese Empfindungen hier in der weniger freundlichen Umgebung eine freundlichere Färbung empfangen haben,“ — erwiderte die Tante mit einem gutmüthigen Lächeln.

„Ja, liebe Tante“ — sagte die junge Dame, ihren Sitz verlassend, in liebenswürdiger Aufregung — „das ist wahr, sehr wahr; — Konnte ich damals Erde, Wasser und Himmel ohne Thränen im Auge sehen? — Jetzt, jetzt wie ganz anders ist es! Wonne durchbebt mein Herz! — und wenn auch die lange Erwartung oft mein ungeduldiges Herz zum Verdruße reizt, so ist es denn doch diese Erwartung meiner geliebten Ida selbst die oft getäuschte Erwartung, hohe Seligkeit gegen jene Wirklichkeit!“

„O möchte doch die Stunde recht bald schlagen, welche die heiße Erwartung meiner geliebten Ida mit dem schönsten Glücke krönt! Möchte die Quelle der Thränen in diesen Augen auf immer versiegt sein! Möchte dein Glück so schön aufblühn, als es dein edles Herz verdient! — Gerne will ich diese Einsamkeit, diese Gefangenschaft länger mit dir theilen, wenn sie nur zu dem Ziele führt, das dir einst unerreichbar schien, und jetzt so nahe ist“ — erwiderte die Tante, indem sie das Sopha verließ und die Nichte mit mütterlicher Liebe an ihr Herz drückte. Diese Tante, die Schwester der Mutter der jungen Dame hatte gegen den Willen der Familie einem Offizier die Hand gereicht, und als sie nach kurzer Zeit ihres ehelichen Glückes den Gatten durch den Tod verloren, eine Zufluchtsstätte bei Ida's Mutter gefunden, und war darauf, nachdem Ida's Mutter mit Tod abgegangen, bei jener an dieser Stelle getreten.

So hatte sich zwischen beiden Damen ein liebevolles Verhältniß gebildet, wie es zwischen Mutter und Tochter statt zu finden pflegt, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Tante wegen gänzlicher Mittellosigkeit von der Nichte abhängig war.

Jetzt öffnete das Mädchen rasch die Thür und ließ den sehnsuchtsvoll Erwarteten eintreten. Die junge Dame flog ihm entgegen und lag in den Armen — Hartenecks.

„Böser Mann,“ — flüsterte ihm die Dame in's Ohr — „verdienen Sie es auch, daß man Sie mit solcher Ungeduld erwartet?“

„Dann verdiente ich auch der Liebling aller heiligen Engel des Himmels zu sein,“ — erwiderte Harteneck indem er mit der tiefsten Ehrfurcht und mit einem Entzücken die Hand der schönen Dame küßte, welches die Gluth verrieth, von der sein Herz ergriffen war. — „Nein! schöne Gräfin! ich verdiene es nicht von diesem edlen Herzen geliebt zu werden — wie das Unreine nie die Liebe des Reinen verdienen kann. — Ach Ida“ — fuhr er in wehmüthigem Tone fort, — „was gäbe ich darum, wenn ich ihrem reinen Herzen ein reines Herz darbringen, wenn ich schuldlos wie Sie, Ihnen in die Augen blicken könnte! — Des Himmels Pforten seh' ich vor mir offen — darf ich, der Schuldbeladene, in den Himmel treten? — Bleibt der Himmel noch ein Himmel, wenn ein Sünder sich in denselben drängt?“

Mit niedergeschlagenen Augen entgegnete die schöne Gräfin: — Wer ist schuldlos? wer sündenrein vor ihm dem Allerheiligsten? — Bin ich es“ — fuhr sie fort indem sie ihr Angesicht an dem Busen des Mannes verbarg — „die in heißer Liebe glühend den Gatten raubt der Gattin?“ —

„Weg mit diesem Weibe!“ — fuhr Harteneck heftig auf — „Entfernen Sie dieß Weib auf immer aus Ihrem Gedanken! Sie nur zu denken, verunreinigt Ihr edles Herz! Sie begehn an ihr keinen Raub. — Schon längst hat sie sich von mir losgerissen — mich hingegeben für Andere! Sie hat keinen Antheil mehr an mir, ich nicht an ihr! Zerrissen hat sie schon längst die Bande, die wir nie hätten knüpfen sollen, und längst schon hätte ich diese Bande gerichtlich trennen lassen, wenn mich nicht ein unseeliger Zwist meinem Vater entfremdet gehabt hätte! Ja, schöne Gräfin, ich muß zu meiner Schmach gestehn, daß ich im Aufbrausen blinder Leidenschaftlichkeit selbst die Pflichten der Kindesliebe verletzte, daß ich ruchlos selbst meinem alten ehrwürdigen Vater zu kränken, zu beleidigen gewagt. — Ich habe es bitter bereuet, ich habe ihn um Verzeihung gebeten und dieselbe erhalten; ich habe mich vor Kurzem mit ihm versöhnt und zum Pfande des neuen Liebesbundes zwischen Vater und Sohn sind wir gemeinschaftlich zu dem Tische des Herrn getreten. Ich habe mein Unrecht aufrichtig erkannt und bin bemüht dasselbe durch ein kindliches Betragen aus dem Gedächtniß des Greises wegzulöschen.“ Durch die Erinnerung an den Vater zu sanftern Empfindungen übergehend schlang er liebevoll seinen Arm um den Leib der Geliebten und trat mit ihr an das Fenster. „Sehn Sie dort, theure Ida“ — fuhr Harteneck fort, nach der Gegend hinweisend, wo das Stadtpfarrhaus stand, — „sehn Sie dort das matte Licht, das durch die Spalten des Ladens hervordringt? — Bei jenem Lichte, das die Strahlen in das Dunkel der Nacht sendet, sitzt mein Va-

ter, der Stadtpfarrer, ernsten Forschungen über die heiligsten Wahrheiten der Religion hingegeben.“

„Wie, Harteneck! der Stadtpfarrer Ihr Vater? Ihr Vater in solcher Nähe?“

„Dort weilt der fromme Mann vielleicht noch tiefsinnig forschend in der heiligen Schrift — vielleicht auch betend für seinen Sohn. — Ach! möchte doch das Gebet des frommen Vaters zu dem Himmel dringen und dem Sohne Vergebung und Frieden der Seele bringen!“

„Harteneck! sind Sie jetzt nicht glücklich?“ — sagte Gräfin Ida vorwurfsvoll.

„Glücklich, Ida! wie ich es nie war, wie ich es nie zu träumen wagte, wie ich es ohne Sie auch im Himmel nicht sein werde! Aber manches lastet auf meiner Seele, dessen Erinnerung den Frieden derselben stört, und mein gegenwärtiges Glück trübet.“

„Kennen Sie nicht die Zuflucht der Beladenen?“

„Ja theure Seele!“ — erwiderte Harteneck in frommer Begeisterung — „Ich kenne diese Zufluchtsstätte! Sie sollen der Engel sein, der mich zu derselben führt, der über mir wachet, wenn böse Leidenschaft sich meiner bemeistert. Mit Ihnen will ich vor dem Angesicht des Allerheiligsten beten! Er der Allbarmherzige und Sie sollen meine Reue sehn, und er wird den reumüthigen, den gebesserten Sünder nicht verwerfen, wie Sie ihn nicht von sich stoßen.“

„Ich fühle schon längst das dringende Bedürfniß“ — fuhr Harteneck ruhiger fort, indem er die Gräfin an das Sopha führte — „meinen Frieden mit Gott zu machen; so lange ich

aber an mein lasterhaftes Weib gefesselt bin, falle ich immer wieder in den alten Schlamm zurück. Nur in einer gänzlichen Trennung ist für mich und sie selbst noch Rettung zu finden. — Jetzt ist der Grund, der den Aufschub der Trennung veranlaßte, nicht mehr vorhanden, jetzt will ich nicht mehr zögern. Diese Bande mögen zerreissen, damit uns neue, schöne auf ewig umschlingen mögen!“

„Wie sehne ich mich nach diesem Glücke, lieber Harteneck, das mir den vollen Ersatz verspricht für die jahrelangen Leiden, die meiner ersten Ehe immerwährende Begleiter waren.“

In diesem Augenblicke wurden die Sprechenden durch ein Geräusch am Fenster unterbrochen, durch welches zugleich das Mädchen an das Fenster gelockt, wurde das nachdem sich bald nach Hartenecks Eintritte die ältere Dame entfernt hatte, der Wohlanständigkeit halber in einem entfernten Winkel des Zimmers dem Fenster gegenüber sich mit einer weiblichen Arbeit beschäftigend Platz genommen hatte. Als dieses Mädchen, das wir schon früher als die Dienerin der Gräfin bezeichnet haben, zuerst das Fenster erreichend die halbvorgezogenen Vorhänge zurückschlug, gewahrte es mit Entsetzen den krausen Kopf eines jungen Menschen, der sich mit beiden Händen an dem eichenen Kreuzstock des Fensters festhielt und mit den Zeichen sichtbarer Angst im Gesichte den hinter dem Mädchen mit drohender Miene stehenden Königsrichter anglotzte.

„Was willst du hier Schurke?“ — fuhr Harteneck den jungen Mann mit zornigen Worten an.“

„Um Gotteswillen, Edelnahmhaftweiser Herr!“ — begann der Krauskopf vor dem Fenster mit zitternder und gepreßter

Stimme — „reichen Sie mir die Hand, damit ich in das Zimmer gelangen könne!“

„Was? Unverschämter! Soll ich dem Diebe selbst behülflich sein durch das Fenster zu steigen?“

Ach!“ — jammerte Jener — „ich bin kein Dieb! ich bin nur ein armer Togatus vom Gymnasium. — Um Gottes Willen reichen Sie mir die Hand!“

„Bursche! packe dich hinab oder ich stürze dich auf das Pflaster!“

„Ach mein Gott! ich kann nicht mehr hinab! die Leiter ist unter meinen Füßen gewichen, und ich schwebe zwischen Himmel und Erde.“

„Dahin gehörst du, frecher Bube!“

„Oh! oh! meine Arme können die Last meines Körpers nicht mehr tragen! — Lassen Sie mich nicht sinken! ich zerschmettere mir den Kopf auf dem Pflaster.“

„Es wird eine gerechte Strafe deines Vorwitzes sein.“

„Der arme junge Mensch!“ — jammerte das Mädchen und reichte ihm ihr Händchen zur Unterstützung. Aber vergebens machte der Lauscher alle Anstrengungen sich an der Hand der Kleinen auf das Fenster hinaufzuschwingen: sein Antlitz wurde immer dunkler durch den Andrang des Blutes; Funken blitzten ihm vor den Augen, und er war im Begriffe zu sinken, als ihn Harteneck dem flehenden Blicke der Gräfin Ida nachgebend am Schopfe faßte, und mit starkem Arme in das Zimmer schleuderte.

Unsere freundlichen Leser werden es leicht errathen haben, daß der in solche üble Lage Gerathene Niemand Anderer war, als unser verliebter Studiosus. Von den Furien einer eingebildeten Liebe gehetzt hatte er diese Nacht gewählt, seinen Zweck,

die geliebte Unbekannte zu sehn, zu erreichen, es koste was es wolle. In dieser Absicht hatte er vor dem Schließen der Pforte die Schule verlassen, und sich um eine Leiter umgesehn, deren eine er auch nach langem Suchen zu finden so glücklich war. Nachdem er bis nach Mitternacht umhergeschwärmt war — er hatte nämlich die Beobachtung gemacht, daß das Licht in dem Zimmer der Angebeteten täglich erst lange nach Mitternacht verlöschte — trug er mit Vorsicht die Leiter auf den Friedhof und lehnte sie leise an das Haus, welches seine Phantasie schon längere Zeit mehr als gebührlich beschäftigt hatte. Unglücklicher Weise war die Leiter um einige Schuhe zu kurz, und der angebrannte Zögling der Wissenschaften mußte somit die oberste Sprosse betreten, um in das Zimmer blicken zu können, wobei er genöthigt war, sich an dem Kreuzstocke des Fensters festzuhalten, um nicht rückwärts hinabzustürzen. Kaum hatte der kühne Jüngling seinen Standpunkt erreicht, als er in dem himmlischen Anblicke der Göttlichen seine Mühe tausendfach belohnt sah. Alle Sonnen- Fix- und Wandelsterne gingen dem Liebetrunkenen zugleich am Himmel auf. Seine Bestimmung ward ihm plötzlich bei diesen Schauen klar, nämlich die Ueberirdische zu lieben und nöthigenfalls auch für sie zu sterben. — Welche Lieblichkeit! welche Anmuth! welche Unschuld thronte auf diesem holden Engelsangesichte, das mehr der Kindheit als der Jungfrau anzugehören schien! — Genug, unser Jüngling, der bisher von Liebe so lebhaft geträumt hatte, liebte nun wirklich, liebte ewig und unwandelbar. Es war um ihn geschehn! — um nicht zu sagen, um seinen Verstand geschehn. — Eins war ihm aber unbegreiflich, daß diese seine Göttin unweit der Thüre

Digitized by Google

einsam von den Strahlen eines ihr nahe stehenden Kerzenlichts wie von einem Diamantenregen übergoßen saß, und an dem Gespräche, das er seitwärts vernahm, ohne die Sprechenden sehen zu können, nicht den geringsten Antheil nahm. Wir bemerken, daß der Gegenstand seiner frühern eingebildeten und nun der seiner wirklichen gegenständlichen Liebe nicht einer und derselbe war, obgleich unser hoffnungsvoller Jünger der Weisheit nicht im geringsten an der Identität der Person zweifelte, da seiner Meinung nach nur diese Gestalt und diese Figur, nur dieser Mund, nur diese Kehle, die er jetzt zum erstenmal zu sehen so glücklich war, Schöpferinnen jener himmlischen Musik sein konnten, die ihn in jener erwähnten und noch mancher andern darauf folgenden Nacht bis in den siebenten Himmel verzückt hatte. Als nämlich der Studiosus nicht ohne Gefahr herabzustürzen, so weit hinaufgeklettert war, daß er in das Zimmer blicken konnte, traf sein Blick die Zofe der Gräfin und da diese wirklich niedlich und hübsch war, ohne indeß auf die Prädicate, welche ihr der verzückte Schauende in Gedanken beilegte, Anspruch machen zu können, und dieser durch die halbvorgezognen Vorhänge verhindert wurde, die Gräfin, die mit Harteneck auf einem Sopha saß, zu sehen: so war dieser Irthum bei einem überspannten Gymnasiasten sehr verzeihlich. Indem dieser so im Anschaun des geliebten Gegenstandes versunken war und nur Auge zu sein schien, wurde dennoch auch der Sinn des Ohres durch das Gespräch der uns bekannten Personen angeregt. Die Entzückung der Liebe wurde durch die Neugierde einigermaßen beeinträchtigt, und indem er eine Bewegung zur Seite machte, um neben dem Vorhange weg die

Sprechenden erblicken zu können, wich die Leiter unter seinen Füßen und es geschah, was bereits erzählt worden ist.

Als sich der Student, wenn auch auf eine unsanfte Art doch sicher auf dem Boden des Zimmers hingestreckt fand, bemächtigte sich seiner ein solches Gefühl von Behaglichkeit, daß einige Minuten verstrichen, ehe er sich erhob und zur Einsicht seiner sonderbaren Lage kam, die für ihn keineswegs alle unangenehmen Folgen ausschloß; denn vor ihm stand mit strenger drohender Miene der Königsrichter, der es nicht gleichgültig aufzunehmen schien, daß sich ein Unberufener auf solche unverschämte Weise in sein Geheimniß eingedrängt hatte, daß er mit solcher Aengstlichkeit zu bewahren bemüht gewesen war um seinen zahlreichen Feinden nicht neuen Stoff zu übler Nachrede zu liefern und der von ihm angebeteten Gräfin nicht Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Als nun aber das Mädchen in der Meinung, der Zudringliche werde von einer Ohnmacht an den Boden des Zimmers gefesselt, mit gutmüthiger Geschäftigkeit eine Kanne Wassers herbeiholte, um mit der kalten Flüssigkeit seine Lebensgeister zu neuer Thätigkeit anzuregen, erhob sich der Student schnell um dieser unwillkommenen Wiedertaufe zu entgehn, und stand aufrecht aber in demüthiger Stellung vor dem gestrengen Herrn Königsrichter.

„Nun erkläret“ — begann dieser in gemäßigterem Tone — „was hat Euch vermocht das Fenster zu erklettern?“

„Der gerettete Abenteurer hatte den guten Einfall die Wahrheit zu bekennen, ich weiß nicht aus Achtung oder Dankbarkeit gegen den Königsrichter, oder blos aus einem dunkeln Instinkte, der für den Menschen oft ein sicherer Führer ist

als seine hochgerühmte Weisheit und Klugheit; denn aus Wahrheitsliebe, das wissen wir — geschah es gewiß nicht.

Als der Student mit niedergeschlagenen Augen und einer Bescheidenheit, die wegen ihrer seltnen Erscheinung nicht recht wußte, wo sie anf dem Gesichte Platz nehmen sollte, und dasselbe fast possirlich kleidete, erwiederte, „die Liebe!“ hatte er sich in der schönen Dame und in dem lieblichen Mädchen schon zwei mächtige Bundesgenossen erworben und von ihren Herzen vollkommen Verzeihung für sein unverschämtes Unternehmen erhalten. —

„So? — Und wer ist denn die Glückliche, der Ihr Eure zudringliche Neigung gewidmet habt? — fragte der Königsrichter mit spöttischem Tone.

Sobald der Musensohn die Gräfin erblickt hatte, begriff er wohl, daß diese es sei, für die er bisher so fieberhaft geschwärmt, und daß ihm der Fenstervorhang einen kleinen Streich gespielt habe. — Aber mit Blitzesschnelle erwägend, daß er es hier mit einem Nebenbuhler zu thun habe, mit dem sich zu messen es ihm nicht einfallen dürfe, und andererseits sich erinnernd mit welcher Freundlichkeit und Gutherzigkeit ihm das kleine Mädchen beigesprungen war, und mit aller Anstrenguug ihrer geringen Kräfte seinen Sturz vom Fenster so lange abgewendet hatte, bis ihm der Königsrichter zu Hülfe gekommen — sagte er mit zuversichtlicher Miene auf das Mädchen deutend: „Jene dort!“ Das Mädchen erröthete bis über die Ohren; die Dame machte eine ernsthafte Miene und fragte mit strengem Tone: „Mädchen! woher diese Bekanntschaft?“ — Das Mädchen erröthete noch mehr und stotterte kaum hörbar: „ich habe den Herrn heute

zum erstenmal gesehn. Vielleicht hat mich aber der Herr gesehn, als ich heute früh ausging um der gnädigen Gräfin Auftrag auszurichten."

„Ja, ja!" — fiel der Studiosus schnell ein, der einsah, daß er mit der ganzen Wahrheit nicht herausplatzen dürfe, wenn er sich nicht lächerlich oder verdächtig machen wollte — „Ich habe die Jungfer heute früh gesehn und mich sterbens in sie verliebt, und glaubte nicht eher schlafen zu können, bis ich ihr holdes Engelsantlitz nicht noch vorher einmal gesehn hätte." —

„Und da holtet Ihr eine Leiter" — erwiderte der Königsrichter — „um vermittelst derselben zum Fenster hereinzusteigen?"

„Ach, ich wollte nicht hereinsteigen, sondern hatte nur die Absicht sie durch das Fenster zu sehn."

„Und das Geheimniß Anderer zu erlauschen?"

„Wie konnte ich wissen, daß Euer Gnaden hier sei?"

„Das konntet Ihr allerdings nicht wissen; da Ihr es aber nun auf eine höchst unerlaubte Weise zu Eurer Wissenschaft gebracht habt, und mir sehr viel daran gelegen ist, daß es nicht auch zu anderer Leute Wissenschaft gelange; so werdet Ihr Euch es gefallen lassen dem Nachtwächter auf das Rathhaus zu folgen, und daselbst in einem wohlverwahrten Kämmerlein in Einsamkeit so lange zu verbleiben, bis Ihr dieses enthüllte Geheimniß ohne Schaden Anderer weiter sagen könnt."

„Ach, Barmherzigkeit gnädiger Herr! — Wer weiß wie lange das noch dauren kann." Diese Bemerkung verfehlte ihres Zweckes gänzlich, indem sie einen üblen Eindruck auf den Königsrichter machte, der in gebietherischem Tone dem erschrockenen Jünglinge befahl alsogleich den Nachtwächter am Thore unten heraufzurufen, damit er seinen Befehl empfange."

„Nein!“ — erlaubte sich jetzt das Mädchen zu bemerken — „das ist doch grausam, daß der junge Mensch so dafür büßen soll, weil er sich in mich verliebt hat! — Was kann denn er dafür?“

„Schweige, Kind!“ — unterbrach sie die Gräfin und fuhr dann zu Harteneck gewendet also fort: „Ich meine auch, daß die Strafe für seine Unbesonnenheit etwas zu hart ist. — Wenn der junge Mensch schweigen könnte — —“

„Wie das Grab, gnädigste Frau!“ — fiel der in die Klemme gerathene Student bittend ein — „Keine Folter soll mir ein Wörtchen davon entreißen!“

„Wenn das wäre, lieber Harteneck! — so wäre es überflüssig den Jungen in seiner Freiheit zu beschränken und seinen Fortschritten in den Wissenschaften Fesseln anzulegen. Der Jüngling hat ein ehrliches Aussehn — ich dächte, wir ließen ihn ungehindert seines Weges ziehn. — Ich wenigstens verzeihe ihm seine Unbesonnenheit unter der Bedingung der Besserung.“ —

„Gräfin! wir wagen sehr viel, wenn wir uns dieses Zudringlichen nicht versichern, Wir haben es mit einem Knaben zu thun.“

„Gestrenger Herr! Ich bin zwar noch kein Mann, hoffe aber bald einer zu werden und Ihnen durch Thaten meine Dankbarkeit zu beweisen, wenn Sie mir jetzt großmüthig meine Unbesonnenheit verzeihen. Ich verspreche Ihnen feierlichst dies Geheimniß bis in das Grab zu bewahren.“

„Hören Sie es, gnädiger Herr?“ — sagte das Mädchen — „ich verbürge mich für ihn! Er plaudert gewiß nicht aus. — Kann doch auch ich schweigen, und bin doch nur ein Mädchen.“

„So sei es denn!“ — sagte nach einigem Nachdenken Harteneck — „Gehet, junger Mann, vergesset aber nie, wer bei diesem Geheimnisse betheiligt ist, und daß ein vorlautes Wort nicht nur Eure Freiheit, sondern auch Euer Leben gefährden könnte.“ —

„Ich werde nie vergessen, daß ich bereits Beides Euer Gnaden Großmuth und der himmlischen Güte dieser hohen Dame verdanke. Ich fühle mich gegen Sie beide mit meinem Leben verpflichtet, und werde jeden Augenblick bereit sein dasselbe in Ihren Diensten einzusetzen, wenn ich dazu aufgefordert zu werden so glücklich sein sollte.“ Eine tiefe Verbeugung folgte diesen mit Bescheidenheit aber auch mit Festigkeit gesprochenen Worten, worauf der Studiosus das Zimmer von dem Mädchen gefolgt verließ.

Als diese Beiden das Vorzimmer erreicht hatten, redete das Mädchen unsern Abenteurer in ziemlich empfindlichem Tone an: „Ich hatte mir geschmeichelt, daß mir der junge Herr auch zu einiger Dankbarkeit verpflichtet sei, ich sehe aber nun, daß seine Dankbarkeit von vornehmern Leuten so sehr in Anspruch genommen wird, daß für ein armes Mädchen nichts mehr davon übrig bleibt, ob sie ihm gleich zuerst in seiner gefährlichen Lage beigesprungen ist und sich auch für ihn verbürgt hat.“

„Oh! mein liebes Mädchen!“ — erwiderte der befreite Student mit Innigkeit ihre Hand fassend — „Mehr als den Beiden da drinnen bin ich Euch verpflichtet! — Jenen danke ich nur Leben und Freiheit — Euch aber meines Lebens Glück!“

„Wie denn das? — fragte das Mädchen verwundert.

„Weil ich es weiß und tief in meinem Herzen es fühle, daß nur Ihr das Glück meines Lebens machen werdet, denn ich liebe Euch und Ihr liebet mich, und das macht mich jetzt schon glücklich und wird mich ewig ungeheuer glücklich machen!“

„Da hat der junge Herr ungeheuer neben das Ziel geschossen! — Ich weiß nicht einmal was Liebe ist.“

„Nicht, mein schönes Kind? — Nichts lernt sich leichter als das. — Ich will Ihr Lehrmeister darin sein — aber wir müssen uns bisweilen sehen.“

„Das ist unmöglich! — Es wird Niemand in dieses Haus eingelassen. — Niemand außer dem gnädigen Herrn da drin, und ich verlasse höchst selten die Wohnung. — Und zum Fenster werdet Ihr doch nicht mehr hereinsteigen wollen?“

„Nein! Bewahre! — Es ist bequemer durch die Thür einzugehn. — Lasset mich durch diese bisweilen auf ein Viertelstündchen herein — ich bin jetzt ohnehin ein Bekannter des Hauses. —

„Wenn es der Vater erlaubt“ —

„Nein! dem saget nichts davon! Er wird es nicht erlauben.“

„Dann werden wir uns auch nicht wiedersehen.“

„Dann werden wir aber Beide vor Sehnsucht verschmachten.“

„Ich für meine Person gewiß nicht.“

„Auch Ihr, liebe Jungfer! — Ihr werdet immer an mich denken, und wenn Ihr mich niemals wiederseht, viel seufzen und weinen und wenig essen und schlafen — und das heißt man vor Sehnsucht verschmachten.“

„Ach! heißt das vor Sehnsucht verschmachten? — fragte das Mädchen mit nachdenklicher Miene und blickte den Jüngling

treuherzig an — „dann könnte das wohl auch an mir in Erfüllung gehn! — Aber wie können wir es ändern?"

„Wenn Ihr mich nicht ein wenig in das Haus hereinlassen wollet, so kommt wenigstens jeden Abend einen Augenblick vor das Thor auf die Straße, wo ich Euer harren will."

„Auch das kann ich nicht thun — es ist unschicklich."

„Nun ob Ihr es thun werdet oder nicht, möget Ihr wissen, daß ich jeden Abend von acht Uhr bis Mitternacht vor dem Hausthore harren werde; und findet Ihr mich einmal nicht mehr da, so schließet daraus, daß es mit mir zu Ende gegangen ist,"

„Ich werde Euch niemals daselbst vermissen, denn ich werde Euch nie dort suchen."

„Grausame! — dessen ungeachtet werde ich jeden Abend, in Regen und Sturm und Frost daselbst harren. Möget Ihr indeß im freundlichen Stübchen des Unglücklichen am Thore bisweilen gedenken!"

Als sich der Jüngling bei diesen Worten entfernen wollte, hielt ihn das Mädchen verschämt zurück und sagte verlegen: „So sehr es mir auch weh thut, Eurem Verlangen nicht willfahren zu können; so möchte ich doch wenigstens, da wir uns einmal lieben sollen, Euren Namen wissen. — Ich meine man kennt Einen besser, wenn man den Namen weiß."

„Ich heiße Jeremias Junghans."

„Jeremias Junghans?" — erwiderte das Mädchen mit einem Kichern, das zu unterdrücken ihr unmöglich war. — „Welch ein klangvoller prächtiger Name!"

Einigermassen verletzt sagte unser Studiosus: „Ja, Jeremias Junghans heiße ich und werde immer so heißen, möchte auch

Himmel und Erde darüber in lautes Gelächter ausbrechen! — So haben mein Vater und Großvater und alle meine Vorfahren geheißen, und er ist mir heiliger als andere Namen, zwei ausgenommen, nämlich der eine, vor dem sich Himmel und Erde beugen und" —

„Nun und — warum haltet Ihr inne? — Welches ist der andere Namen, den Ihr noch heiliger haltet als den Eurigen?"

„Das ist der Eurige, mein liebes Mädchen."

„Den wisset Ihr ja nicht einmal."

„Ihr müsset mir ihn nennen."

„Ursula Birnbaum."

„Ursula Birnbaum? — Gut, ich finde diesen Namen nicht poetischer als den meinen, aber nichts weniger als lächerlich. Mir soll er heilig sein! Ich will ihn in Versen und Liedern feiern und im Gebete nennen und auf den schlüpfrigen Pfaden der Jugend soll er mein Schutzgeist sein. — Nun gute Nacht! Auf Wiedersehn!"

Der Jüngling schritt rasch zum Thore hinaus, bis wohin ihn das Mädchen ihm mit einem Lichte leuchtend begleitet hatte, und träumend, wunderbar ergriffen, kehrte Ursula in das Besuchzimmer zurück, wo so eben Harteneck Abschied nahm, und die Bewohner des stillen Hauses ihrer Einsamkeit überließ. —

9.

Früh am folgenden Morgen trat Harteneck durch die schwere, knarrende Pforte in die Wohnung seines Vaters, des evangelischen Stadtpfarrers von Hermannstadt, Isaak's Zobanius. Ob-

gleich wir den Königsrichter erst gegen Anbruch des Tages seiner Wohnung zueilen und Ruhe suchen sahen, was selten früher geschah; so war er doch jedesmal früh auf. Er hatte dieß mit allen außerordentlichen, hochstrebenden, ehrgeizigen Männern gemein, daß er der Erquickung des Schlafes nur wenige Stunden einräumte, die übrige lange Zeit der Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne widmete, die er in seinem Kabinete, in seinen öffentlichen Amtshandlungen und in den glänzenden Gesellschaften, die ihn den Abend jedes Tages in Anspruch nahmen, zu fördern suchte. Als Harteneck in das Arbeits- und Geschäftszimmer seines Vaters zu ebener Erde trat, fand er denselben in vorgebeugter Stellung und mit nachdenklichen Mienen vor einem offenen Kamine sitzend, in welchem ein helles Feuer brannte, das das Alter des Stadtpfarrers, die Kühle des Herbstmorgens und die dumpfe selten durch einen Sonnenstrahl erwärmte Luft des Zimmers erforderte.

Isaak Zobanius war damals ein Greis von ein und siebenzig Jahren. Ein schwarzes bis auf die Fersen hinabreichendes, fest am Leibe anliegendes Kleid mit dem weißen Pelze von der Kehle des Fuchses verbrämt, und vom Halse bis zum Gürtel mit breiten, silbernen an einander grenzenden Hafteln verziert, hüllte den bejahrten Mann von oben bis unten ein, sein Haupt bedeckte eine warme Mütze von Marderfell, unter der eine reiche Fülle von weißen Locken hervorquoll. Nach damaliger Sitte floß von seinem Kinne ein langer durch das Alter gebleichter Bart herab. Sein schönes, würdevolles, strenges Antlitz trug vollkommen das Gepräge seines festgezeichneten Charakters, eines hochbegabten, denkenden, unbeugsamen Mannes, und schwebte

zwischen der Physiognomie Luthers und Cromwells, doch mehr zu diesem letztern sich hinneigend, da die wohlwollenden Züge des erstern bei Isaak Zobanius weniger hervortraten. Er stellte so das Bild eines protestantischen Hierarchen im Kleinen dar, der sich den starren Dogmatismus des siebzehnten Jahrhunderts bis zum Glauben der Unfehlbarkeit hinaufdisputirt hatte.

Isaak Zobanius war ein Mann von ungewöhnlichen Gaben und ausgezeichneter Gelehrsamkeit, die er nicht nur in seinem ämtlichen Wirkungskreise sondern auch in vielen Druckschriften beurkundet hat. — Einer seiner Amts- und Zeitgenossen sagt von ihm, daß in der sächsischen Nation wohl schwerlich Einer zu finden sei, der ihm an Gelehrsamkeit und gründlichem Wissen gleich komme, gewiß aber Keiner, der ihn darin übertreffe, derselbe rühmt namentlich seine allesumfassende und durchdringende Gelehrsamkeit in der Theologie, den ausgezeichneten Scharfsinn, mit welchem er seine Gegner in den vielen Streitschriften über theologische Fragen siegreich zu widerlegen vermochte, und seine ausgezeichnete Gabe Stegreifreden zu halten. — Von seinen philologischen Kenntnissen, so wie von seiner unüberwindlichen Hartnäckigkeit, womit er die Rechte des Hermannstädter Kapitels gegen die anmaßlichen Uebergriffe des Superintendenten Lukas Hermann, des Jüngern, vertheidigte, liefern die Protokolle des Hermannstädter Kapitels genügende Beweise. — Isaak Zobanius stand daher bis zu seinem Tode sowohl bei seiner zahlreichen Gemeine, und seinen tüchtigen und gelehrten Amtsgenossen, als auch bei den höchsten Personen der Regierung in großem Ansehn. — Sein Leichenbegängniße im Mai des Jahres 1707 ward auf die feierlichste Weise begangen, und es wohnten demselben der

Gouverneur und die Mitglieder des Guberniums, das damals in Hermannstadt von den Kurutzen blokirt ward, so wie die vornehmsten Offiziere der kaiserlichen Besatzung bei.

Sowohl Isaak Zobanius, der Vater, als auch Johann Zobanius, der Sohn, (bekannter unter dem Namen Sachs von Harteneck,) gehören nur durch ihr Leben und ihre Wirksamkeit nicht durch die Geburt der sächsischen Nation an. Isaak Zobanius, Magister der freien Künste und der Philosophie, war zu Britzerbanya im Königreiche Ungarn, den 5. Julius 1632 geboren, und entstammte einem adeligen ungarisch-slavischen Geschlechte. Er war auf dem Lyceum zu Eperies längere Zeit Professor und Conrector, das letztere war er noch im Jahre 1669. — Im Jahre 1671 war er Professor zu Bartfeld in Ungarn, ward aber im Jahr 1673 während der Verfolgungen der protestantischen Kirchen in Ungarn genöthigt sein Vaterland zu verlassen und in der Fremde für sich und seine Familie Unterkunft und Unterhalt zu suchen. Auf diesen Irrfahrten kam der brod- und mittellose Mann bis nach Danzig, wo ihn die Einladung nach Hermannstadt zu kommen ereilte. Ohne Verzug folgte Isaak Zobanius diesem ehrenvollen Rufe, welchen ihm der Hermannstädter Magistrat auf Empfehlung des damaligen Comes Andreas Fleischer hatte zukommen lassen. Er kam im Jahr 1676 nach Hermannstadt, erhielt eine Lehrerstelle am Gymnasium und bald darauf das Rectorat. Die Verdienste des seltenen Mannes fanden unter den Sachsen gerechte Anerkennung, daher ward er in Folge dessen als Pfarrer nach Urwegen, bald darauf in gleicher Eigenschaft nach Mühlenbach und schon im Jahre 1692 als Stadtpfarrer nach Hermannstadt berufen, wo er als Ober-See-

lensorger der evangelischen Gemeine, als Capitelsmitglied und Dechant des Kapitels ein seiner Gelehrsamkeit und Thätigkeit würdiges Feld der Wirksamkeit bis zu seinem Tode fand. —

Johann Zobanius ward im Jahre 1664 zu Eperies in Ungarn geboren, zu welcher Zeit sein Vater Professor daselbst war. Als der Vater aus Ungarn fliehen mußte, folgte der Sohn demselben in die Verbannung und dann später nach Hermannstadt. Johann Zobanius war in einem Alter von zwölf Jahren als er nach Siebenbürgen kam, wo er einem schnell emporsteigenden Meteore gleich berufen war eine glänzende aber kurze Rolle zu spielen. Als fünfzehnjähriger Jüngling, also im Jahre 1679 ist Johann Zobanius zu Weissenburg der gründlichen Erlernung der ungarischen Sprache beflissen, und lebt hier auf Kosten des Emerich Tököly, der mit Isaak Zobanius in freundschaftlichen Verhältnissen stand. — Später widmete sich Johann Zobanius dem Studium der Theologie, bezog zu diesem Zwecke die Universität Tübingen, erlangte das Magisterium in der Philosophie und hielt daselbst sogar eine Zeitlang öffentliche Vorlesungen, als er aber nach Hermannstadt zurückgekehrt war, entsagte er der heiligen Wissenschaft und wandte sich der weltlichen zu. Im Jahre 1690 ward er mit dem wichtigen Amte des Obernotärs von Hermannstadt, wichtig, weil mit diesem Amte bis auf die jüngsten Zeiten auch das Notariat der Universität verbunden war — betraut, und begleitete im Jahre 1692 den von den Ständen an den Allerhöchsten Hof in Wien abgesandten Peter Alvinczi, wo er als Bevollmächtigter der sächsischen Nation dieser sehr wesentliche Dienste leistete. Im Jahre 1695 ward er in Berücksichtigung seiner hohen Geistesgaben und seiner der

Nation geleisteten Dienste zum Stuhlsrichter, und schon nach wenigen Wochen in demselben Jahre zum Provinzial-Bürgermeister von Hermannstadt gewählt. Im Jahre 1698 wurde er von Kaiser Leopold zum wirklichen geheimen Gubernialrathe ernannt und in den Ritterstaud des heiligen römischen Reichs mit dem Prädikate „Sachs von Harteneck“ erhoben. Im Jahr 1700 ward er nun auch zum Königsrichter von Hermannstadt und Grafen der sächsischen Nation erwählt und in dieser Würde den vierten Januar 1702 von Sr. Maj. bestätigt.

Weder in dem Charakter des Vaters noch des Sohnes glauben wir sächsische Charaktere zu erkennen, so wie die beiden Männer uns in der That durch Abstammung fremd waren. Die Unnachgiebigkeit und Hartnäckigkeit des Isaak Zobanius, das eiserne Festhalten an einmal gefaßten Meinungen und an dem was wirklich sein Recht war oder er als sein Recht ansprach, und das den Stadtpfarrer und Dechanten sowohl in seiner ämtlichen Wirksamkeit als in seinem Privatleben auszeichnete, erscheinen in der Geschichte unseres Volkes ebenso wenig als der verwegene, rücksichtslose, unaufhaltsam zum vorgefaßten Ziele hinstrebende Ehrgeiz des Königsrichters, verbunden mit einer ebenso kühnen als frivolen Hintansetzung der Gesetze, von deren Beobachtung er sich, vermöge seiner Stellung, seiner Talente, seiner Verdienste um die sächsische Nation wie auch gestützt auf die hohe Gunst, deren er beim kaiserlichen Hofe genoß, entbinden zu dürfen wähnte. — Hervorragende Talente und alles bewältigende Genies, große Charaktere mit Richtungen entweder zum Guten oder zum Bösen sind unsrer Nation nicht eigen; die breite und sichere Mittelmäßigkeit ist unser Element.

Nachdem der stattliche Sohn den greisen Vater mit einem freundlichen „guten Morgen“ begrüßt hatte, rückte er einen Stuhl neben den Lehnsessel des würdigen und gelehrten Pfarrers und begann sich darauf niederlassend und ihm freundlich in das segenvolle Angesicht blickend:

„Mein Vater! die Verzeihung, welche sie meinem häßlichen und unkindlichen Betragen haben angedeihen lassen, macht mich so glücklich, daß es mir dünkt, nie so süßen Frieden der Seele empfunden zu haben, als er mir seit der gesegneten Versöhnungsstunde zu Theil geworden ist.“

„Nichts mehr davon, mein Sohn! Vergeben und vergessen! Du hast dein Unrecht anerkannt, du hast dich vor deinem Vater, dem schwerbeleidigten und tiefgekränkten gedemüthigt, wie es dem Sohne ziemt, wie es der Vater mit Recht fordern mag — der zurückkehrende, reumüthige Sohn ist dem Vaterherzen theurer als die beiden andern ihm treu gebliebenen. Nichts mehr davon! Es ist vergeben und vergessen. — Doch was führt dich in so früher Morgenstunde zu mir?“

„Ach! Ihre mir erwiesene Güte und Nachsicht muntert mich auf nochmals auf den schon öfters berührten Gegenstand zurückzukommen, obgleich ich fürchten muß Sie durch die Dringlichkeit meiner Wünsche zu erzürnen.“

„Du meinst die Scheidung von deiner Gattin? — Welchen neuen Grund hast du jetzt abermals darauf zu dringen, da du schon mehrmals meinen Vorstellungen nachgebend davon abgegangen bist?“

„Erlauben Sie mir für jetzt noch ein Geheimniß zu bewahren, auf dem das Glück meines Lebens beruht. Bald, lieber

Vater, will ich es vor Ihnen enthüllen und um Ihren Segen zu einer neuen Verbindung bitten, die mich gleich einem festen und sichern Kahn aus den Stürmen wilder Leidenschaften und aus dem klippenvollen Meere, in das ich in finsterer Nacht gerathen bin, in den freundlichen Hafen des Lichts, des Friedens und des Glückes tragen soll."

„Hoffst du diesen Hafen noch diesseit des Zeitenstromes zu erreichen, mein Sohn?" — fragte der Stadtpfarrer mit trüber ahnungsvoller Miene.

„Gewiß, mein Vater! wenn Sie mir behülflich sein wollen den unnützen Ballast, der mein Lebensschiff zu Boden zieht, über Bord zu werfen; wenn sie den Bann lösen, der mich wie ein böser Zauber in diesem wüsten Meere fest hält und mir es unmöglich macht die sonnenhelle, spiegelglatte Höhe des Lebens zu erreichen, die mein Auge jenseit dieser Klippen erblickt, zwischen die mein Lebensschifflein gerathen ist."

„Du berührst einen Gegenstand, der, wie dir wohl bekannt ist, meine entschiedene Mißbilligung hat."

„Und doch werde ich nicht eher aufhören davon zu sprechen, bis ich nicht Ihren Widerwillen gegen diese Ehescheidung werde überwunden haben, auf die ich jetzt mehr als ehemals dringe, da diese Ehe, die stets mein Unglück war, nun mein sicheres Verderben herbeiführen muß, wenn sie länger fortdauert."

„Die Ehe ist ein heiliger Bund, den der Mensch nicht leichtsinnig lösen soll."

„Ist diese Ehe nicht schon längst gebrochen worden?"

„Ja!" — erwiderte Isaak Zobanius im strengen Ton des Vorwurfs — „Ja! und von beiden Seiten."

Digitized by Google

„Vater!“ entgegnete der Sohn mit niedergeschlagenen Augen und gedämpfter Stimme — „ich will nicht besser erscheinen als ich bin und gebe dies zu — nicht ohne tiefe Beschämung. — Aber desto unheilbarer ist der Bruch, und größerem Uebel kann nur durch eine gesetzliche und schleunige Auflösung dieses unglücklichen Ehebandes vorgebeugt werden. — Die Gesetze sprechen dafür.“ —

„Es wird ein großes Aergerniß geben.“

„Sei es! Ich bin bereit den Theil von Schmach und Schande, der gerechterweise auf mich fallen wird, geduldig und demüthig hinzunehmen, da ich durch den festen und aufrichtigen Entschluß aufrecht erhalten werde durch Reue und einen gebesserten, sittlichen Lebenswandel die Sünden der Vergangenheit vor Gott und der Welt zu sühnen.“

„Hoffst du, mein Sohn, deiner Leidenschaften, deines heißen und raschen Temperaments in Zukunft mehr Herr zu sein, als es bisher der Fall war?“

„Zuverläßig! — Mein früheres Leben war den finstern Mächten verfallen, mein besseres Selbst durch heftige, wilde Leidenschaften und zügellose Begierden in Bande geschlagen — an Elisabeth hatte ich eine Genossin des Lasters — sie war schon sittlich verdorben, als ich ihr, noch erfüllt von edeln Empfindungen und gegen sie in tugendhafter Liebe erglühend die Hand reichte — wir sanken mit einander immer tiefer — kann auch ein Blinder einem Blinden als Wegweiser dienen? — Nun mir der Himmel erbarmend einen seiner lieblichsten Engel zu meiner Rettung gesandt, streifte ich ab jene unwürdigen Ketten unlauterer Begierden, zügelloser Leidenschaften und schmachvoller Sün-

den, schlage voll Muth und Vertrauen die Schwingen meines Geistes und strebe der Quelle des Lichtes entgegen als ein dem Lichte verwandter Geist.“

„Amen! Gott wolle seinen Segen dazu geben! In der nächsten Capitularsitzung will ich den Ehescheidungsprozeß einleiten. Bereite Elisabeth darauf vor und sei selbst mit den Beweisen bereit.“

„Mein Sohn!“ begann nach einer langen Weile tiefen, sinnvollen Schweigens der Stadtpfarrer auf's Neue — „weißt du, daß seit einiger Zeit der Kanzler wieder sehr geschäftig ist?“

„Es ist mir wohl bekannt, mein Vater.“

„Ist dir auch bekannt, daß sich der Kanzler dem Grafen Apor sehr genähert hat?“

Auch dieß ist mir bekannt; ja, nicht nur dieß sondern auch daß der Thesaurarius häufige und heimliche Unterredungen mit dem Kanzler und dessen Parthei pflegt, und daß namentlich gestern Abend eine Zusammkunft der vornehmsten Häupter der Bethlenischen Parthei und Apor im Hause des Kanzlers statt gefunden hat. Als ich gestern Abend Seine Excellenz den Herrn Kommandirenden verließ, theilte mir Kinder diese Nachricht mit, die Anwesenheit des Thesaurarius bei dieser Zusammenkunft erregte meine Neugierde oder vielmehr meine Besorgniß, und ich beschloß sogleich die ansehnliche Gesellschaft durch meine Gegenwart zu vermehren. — Unerwartet fast unangemeldet trat ich in das Gesellschaftszimmer, und ob ich gleich den Grafen Apor hier nicht mehr fand, so las ich doch deutlich im Angesichte aller Anwesenden den Gegenstand der gepflogenen Unterhaltung. Der Kanzler blieb allein Meister seiner innern Be-

wegung und suchte wie gewöhnlich durch Schmeicheleien und Freundschaftsbezeugungen sehr vertraulicher Art meinen Verdacht, den zu verbergen ich mir übrigens keine Mühe gab, zu beschwichtigen. Alle Uebrigen machten verdutzte Mienen wie der Hausaffe, der über dem Rahm ertappt wird, und konnten ihre Verlegenheit nicht bergen."

„Beunruhigt dich dieses geheimnißvolle Treiben der Bethlenischen Partei nicht?"

„Allerdings, und um so mehr als mir der Gegenstand dieser Intriguen schon längst kein Geheimniß mehr ist."

„Es ist anzunehmen, daß sich Graf Apor mit der Bethlenischen Partei blos zu dem Zwecke verbinde, um die Interessen seiner Kirche zu befördern."

„Gewiß! und zwar vorerst auf unsere Kosten. Der Grundsatz der gleichen Berechtigung der vier recipirten Religionen ist im Leopoldinum ausgesprochen, ist zum Staatsgrundgesetz erhoben worden, und die Ehrfurcht und Treue, die wir dem erhabenen Kaiser schuldig sind, gebiethen, daß wir die katholische Religion in ihren vollen und ungekränkten Rechten bestehn lassen, ja sie darin gegen jeden etwaigen feindlichen Angriff schützen. Aber Apor und seine Partei bezwecken mehr, sie beabsichtigen gegen den klar und deutlich ausgesprochenen Willen Sr. Maj. die eine, das heißt ihre Religion über alle andern zu erheben. In dieser Absicht war es, daß Graf Apor während des Landtags 1699 sich so eng an mich schloß und mich durch allerlei falsche Vorspiegelungen täuschend bewog die fünf Mikeschischen Artikel, die einen so heftigen Sturm erregten, zu unterstützen. — Er hoffte damals durch unsere Hülfe die refor-

mirte Partei zu bewältigen. Dieß gelang nicht, nun glaubt er weiser zu handeln, indem er sich mit der reformirten Partei verbindet, um mit ihrer Hülfe einen desto erfolgreichern Angriff auf die Rechte der Lutheraner oder — was in Siebenbürgen gleichbedeutend ist — der Sachsen zu machen."

„Sollten die Kalviner dem Apor zu unserem Verderben die Hand reichen?"

Die Bethlenische Partei, das heißt die Partei der zelotischen Reformirten hassen die Katholischen nicht minder als uns Lutheraner, und verfolgen in Hinsicht auf ihre Religionsgenossen denselben Zweck, den Graf Apor in Beziehung auf die seinigen seit dem Heimfalle Siebenbürgens an das Haus Oesterreich unabläßig im Auge hat, nämlich die reformirte Religion zu der herrschenden zu machen, und die wichtigsten Staatsrechte derselben allein zu vindiciren. — Sie können sich darauf verlassen Vater, daß ich in des Kanzlers Pläne, die hart an Hochverrath streifen, indem sie nichts weniger beabsichtigen als eine andere Dynastie auf den Fürstenthron von Siebenbürgen zu setzen, vollkommen eingeweiht bin. Es ist daher der Bethlenischen Partei ein Bündniß mit Apor zur Niederhaltung der Sachsen jetzt sehr willkommen, weil sie die angenehme Voraussetzung machen, daß es ihnen, sind sie einmal dieser Meister, leicht gelingen werde auch die Katholischen in engere Grenzen zurückzuweisen."

„Und diese Falschheit, diese Tendenz der Kalviner sollte dem Grafen Apor entgehen?"

„Mit nichten! er durchsieht das falsche Spiel derselben vollkommen — aber er läßt sie gewähren, indem er sich in das Fäustchen lacht. Den der Unterstützung der Sachsen beraubten

Reformirten glaubt er gewachsen zu sein. Der arme Mann hofft dereinst Gouverneur zu werden und dann desto leichteres Spiel mit seinen neuen Freunden zu haben."

„Zu unserem Sturze haben sich also die bittersten Feinde vereinigt?"

„Ich will nicht sagen zu unserem Sturze, aber gewiß zur Schmälerung unserer Rechte und Freiheiten, zur Vernichtung des Gleichheitsprinzipes, das von jeher zwischen Sachsen, Szeklern und Ungarn aufrecht erhalten ward und die Basis unserer Staatsverfassung ist. — Und ich bin es" — setzte der Königsrichter mit Stolz und im Bewußtsein seiner Würde hinzu — „Ich bin es, auf den sie den ersten Streich führen werden!"

„Ha!" — rief der Greis mit bebender Stimme aus, indem er sein Antlitz mit beiden Händen bedeckte. — „Und du wirst unter ihren vereinten Streichen fallen! Mein Traum wird in Erfüllung gehn!"

„Die Gefahr ist groß" — sagte Sachs, indem er sich von seinem Sitze erhob und in großer Aufregung im Zimmer auf- und nieder schritt — „aber noch ist der Streich nicht gefallen, und ehe er geführt wird hoffe ich in der Fassung zu sein demselben mit Kraft begegnen zu können. In Kurzem wird ein Korps sächsischer Nationalmiliz von sechs, nöthigenfalls von zehn tausend Mann schlagfertig auf den Beinen stehn. Mit diesen biethen wir den Rebellen die Spitze, mit diesen erhalte ich Siebenbürgen dem österreichischen Hause, und dann soll endlich die hochgepriesene Union eine Wahrheit werden, die bisher immer nur zum Vortheil der ungarischen und Szekler Nation ausgebeutet worden ist."

„Sohn! du kämpfst gegen Mächte, die dir zu stark sind, und mit Mitteln, welche sich zu deinem Unglücke in deinen Händen wiederspenstig erzeigen werden.“

„Se. Excellenz, der kommandirende General genehmigt Alles. Er sieht ein, daß Siebenbürgen entfernt von aller Hülfe sich selbst überlassen für das Haus Oesterreich v-Voren gehen muß. Die Szekler-Nation erhebt sich in Masse, der ungarische Adel ergreift offen Rakoczis Partei, selbst im königlichen Gubernium vernimmt man das Wehen eines Windes, der aus Rakoczis Lager kömmt. Kaum ist der Halbmond durch die blutigen Siege der deutschen Heere über die Donau zurückgedrängt, von Ungarns stolzem Nacken das hundert und fünfzig jährige Joch türkischer Serailstyrannei hinweggenommen worden, und schon wiegt sich ein großer Theil des ungarischen Adels wieder in Träumen, von einheimischen Königen, von Wiederherstellung der Herrlichkeit des Reiches Stephans und Matthias Corvinus. —

Wir haben dem Hause Oesterreich Treue geschworen, wir wollen die Treue bewahren! Wir haben schon viel von unsern Mitnationen leiden müssen, wegen unserer deutschen vielbewährten Anhänglichkeit an das deutsche Kaiserhaus; wir wollen auch jetzt kein Opfer scheuen, das uns diese Liebe und Anhänglichkeit auferlegt! — Gehen wir im Kampfe unter, siegt die Partei Rakoczi's — nun so wollen wir wenigstens mit dem alten Ruhme deutscher Treue in das weite Grab der Völker hinabsinken! Siegen wir im Kampfe mit den Waffen; so werden in den kommenden Kämpfen, welche die sächsische Nation noch lange auf den Landtagen um ihre Rechte und ihr Sein zu bestehen haben wird, die gerechten Fürsten aus dem erhabenen Hause der

deutschen Kaiser sich in Gnaden erinnern, wodurch wir uns den Haß unserer Mitnationen zuzuziehn so unglücklich waren.

„So wandle denn, mein Sohn," — schloß endlich der Greis, nachdem Harteneck geendigt hatte, indem er sich vom Stuhle erhob und seine zitternden Hände segnend auf dem gebückten Haupte des Sohnes ruhen ließ — „so wandle denn die gefahrvolle Bahn mit Muth und Entschlossenheit! Ist was du beginnst Gottes Werk, so wird's bestehn; ist es nur Menschenwerk, wird's untergehn! Ihm, dem Allmächtigen sei unser und des Vaterlandes Wohl anheim gestellt! Er wird's wohl machen."

Hoch über den Häuptern der beiden Zabanius verkündigte die Glocke die achte Stunde, und Harteneck, den Vater seinen dringenden Amtsgeschäften überlassend, schritt gedankenvoll aus dem Hause.

10.

Als Harteneck die Wohnung seines Vaters verlassend durch das enge und dunkle Gäßchen auf den kleinen Ring kam und sich nach wenigen Schritten vor seinem, dermalen von der Gräfin Ida bewohnten Hause befand; wurde seine Aufmerksamkeit dadurch erregt, daß das Hausthor offen stand, und so geringfügig dieser Umstand auch an sich war, hatte er doch die Wirkung, daß Harteneck den plötzlichen Entschluß faßte einzutreten, obgleich er es bisher sorgfältig vermieden hatte dieses am Tage zu thun, um nicht noch mehr die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf die Bewohnerinen desselben zu ziehn. Wie groß war Hartenecks Erstaunen, als er in das Empfangzimmer eintretend hier die

Gräfin Rabutin, die Gemalin des Kommandirenden neben der Gräfin Ida in vertraulichem Gespräche auf dem Sopha sitzend antraf. Auch die Gräfin Rabutin konnte ihr Erstaunen nicht bergen, als sie den Königsrichter unerwartet und unangemeldet eintreten sah, und ihre Augen hingen fragend auf dem Angesichte der Gräfin Ida, während sie verlegen und zerstreut die Begrüßungen des Königsrichters erwiederte. Harteneck, welcher an der Verlegenheit der beiden Damen, denn auch die Gräfin Ida suchte diese ihrerseits unter dem freundlichen Lächeln, womit sie den Königsrichter empfangen hatte, vergeblich zu verbergen, merkte, daß sein Besuch zu dieser ungewöhnlichen Stunde zum wenigstens eine große Unschicklichkeit gewesen war, brach nach wenigen Minuten ein gleichgültiges Gespräch ab, das er angesponnen hatte, und entfernte sich unter allen möglichen Entschuldigungen wegen der Störung, die er den beiden Damen verursacht hatte.

Kaum waren die beiden Damen wieder allein, als die Gräfin Rabutin hastig fragte: „Aber um des Himmels Willen, liebe Gräfin, wie kommen Sie zu dem Besuche dieses gefährlichen Mannes? Wie überhaupt zu seiner Bekanntschaft?“

„Gefährlich nennen Sie diesen Mann, Gräfin“? erwiderte lächelnd Ida — „doch nur den Weiberherzen gefährlich meinen Sie?“

„Allerdings nenne ich Harteneck nur in dieser Beziehung gefährlich; wo er es aber in einem hohen Grade ist.“

„Ach!“ sagte die Gräfin Ida erröthend und die Augen niederschlagend — „diese Erfahrung habe ich schon längst an mir selbst gemacht.“

„Ha! ist es möglich! Sollte Harteneck der Glückliche sein, der das Herz der schönen Ida zu rühren und zu fesseln gewußt hat?“ —

Die heftige und innige Umarmung, welche die Gräfin Rabutin sich von Seiten Ida's gefallen lassen mußte, war eine hinlängliche Bestätigung von der Wahrheit ihrer Vermuthung, welche sie indessen mit ernsten Besorgnissen für die Ehre und das Glück ihrer Freundin erfüllte. Obgleich nämlich die Gräfin Rabutin um einige Jahre älter war als Ida, so waren Beide dennoch schon seit früheren Jahren durch die innigsten Bande der Freundschaft mit einander verbunden, welche durch jahrelange Trennung nicht gelockert worden waren. Jahre waren verstrichen, seit sich die beiden Freundinen nicht gesehen hatten; Ida war ihrem nun verstorbenen Gemale nach Italien gefolgt, und die Gräfin Rabutin begleitete ihren tapfern Gatten in's Feld und endlich nach Siebenbürgen. Wie es häufig zu geschehen pflegt, fand anfangs ihrer Trennung zwischen beiden Freundinen ein lebhafter Briefwechsel statt, der aber immer mehr und mehr in's Stocken gerieth, bis er gänzlich eingestellt wurde, wozu die damaligen Zeitverhältnisse in Ungarn und Siebenbürgen allerdings viel beitrugen. So geschah es, daß die Gräfin Rabutin von den letzten Schicksalen ihrer Freundin nichts erfahren hatte, ja bis zu dem Morgen, wo unsere Erzählung steht, nicht einmal von der Anwesenheit der Gräfin Ida in Hermannstadt etwas wußte, da diese um das Incognito streng zu bewahren — vielleicht auch um dem freimüthigen Tadel der Freundschaft zu entgehn — jener ihre Ankunft anzuzeigen unterlassen hatte. Endlich überwogen die Gefühle der Freundschaft, das lang ge-

7*

fühlte unbefriedigte Bedürfniß sich mitzutheilen die Rücksichten der Klugheit und des zarten weiblichen Schaamgefühls — und Ida zeigte der Gräfin Rabutin ihre Anwesenheit in Hermannstadt und ihren Aufenthaltsort an mit der Bitte, sie gelegentlich insgeheim zu besuchen. Dem Erstaunen, welches diese Anzeige bei der Gräfin Rabutin hervorbrachte, folgte alsogleich die Gewährung der Bitte der langentbehrten Freundin, und ehe sich diese noch für den Empfang derselben, dem sie nicht ohne einige Beängstigung und Schaamempfindung entgegensehen konnte, vorbereitet hatte, lagen sie sich schon Beide in Armen.

Nachdem die beiden Freundinen ihren von den verschiedendsten Empfindungen bestürmten, von den süßesten Erinnerungen einer frühern schönen Vergangenheit angeregten, von Befürchtungen und Hoffnungen der Zukunft geängstigten Herzen in einer langen Umarmung Luft gemacht hatten, und ihre beiderseitige gegenwärtige Lage sich wieder in ihr Bewußtsein hervordrängte; begann die Gräfin Rabutin in freundschaftlich neugierigem Tone: „Wie nun aber, liebe Ida, ist das Alles gekommen? — Wie hat das Alles kommen können?“

„Wenn Sie mit freundschaftlicher Geduld mir zuhören wollen, und mir versprechen, mich nicht auszuschelten, selbst dann nicht, wenn ich es verdient haben sollte, da es ohnehin nichts nützen würde, so will ich Ihnen die Freuden und Leiden meines Lebens aufrichtig und treu erzählen.“

„Welche sich natürlich alle um diesen Harteneck drehen?“

„Wie die Erde mit ihren Paradiesen und Wüsten um ihren Mittelpunkt! — Wollen Sie hören, Antonie?“

„Oh! ich brenne vor Neugierde!“

Digitized by Google

„So hören Sie, aber — ohne mich mit boshaften Bemerkungen zu unterbrechen!“

Nach einigen Minuten schwärmerischen Verlierens in den dunkeln Gängen der Vergangenheit begann Ida auf folgende Weise: „Eines von jenen kleinen Ereignissen, die in unserem Leben so oft eintreten und gewöhnlich als unbedeutend unbeachtet vorübergehn, und doch nicht selten den größten Einfluß auf unsere Lebensschicksale haben, und die wir in unserer Befangenheit „Zufall“ zu nennen pflegen, sich aber stets als Fügungen der Vorsehung herausstellen — ein solches kleines Ereigniß führte auch mein erstes Zusammentreffen mit Harteneck herbei. Sie erinnern sich noch, Antonie, des Landgutes, das meine Eltern in der Nähe Wiens besaßen, und wo wir gewöhnlich die Monate der schönen Jahreszeit zuzubringen pflegten? — Dieß war auch im Sommer des Jahres 1692 der Fall. — Eines Tages machten meine Eltern in der Nachbarschaft einen Besuch und ließen mich und meine Schwester Adelheit, welche damals in einem Alter von acht Jahren stand, zu Hause. — Verzeihn Sie, Antonie, meiner Rührung“ — unterbrach sich Ida selbst, indem einige Thränen der Wehmuth ihren Augen entgleiteten. — „Ich kann des so früh hingeschiedenen Engelskindes nicht erwähnen, ohne von dem lebhaftesten Schmerze erschüttert zu werden. — Wie würde sie jubeln, wenn sie Zeugin meines gegenwärtigen Glückes sein könnte! wenn sie Harteneck in seiner Größe erblickte! — Sie war ihrem freundlichen Helfer mit kindischer Schwärmerei ergeben, und litt bei der bald erfolgten Trennung von ihm fast mehr als ich selbst, die ich ihn mit der Gluth eines sechzehnjährigen Mädchens liebte.“

„Des Tages Hitze war vorüber, und durch die engen waldbekränzten Thäler säuselte erfrischend die im Schatten der Wälder abgekühlte Luft — Adelheit bat mit ihr aus des Schlosses beengenden Mauern in das Thal hinabzusteigen, an des Bergstromes Ufern durch des Waldes Kühlung mit ihr zu wandeln. Der Wunsch war so unschuldig, das Flehen des Kindes so dringend — wie hätte ich widerstehen können? — In traulichem kindischem Gespräche wandeln wir den Gebirgsbach hinan; je weiter wir durch des lieblichen Thales Krümmungen vorwärtsschreiten, von Krümmung zu Krümmung gelockt, hier durch des Baches lautes schäumendes Tosen, dort durch seine klare spiegelglatte Fläche in dem tiefen Becken eines umfassenden Felsens; desto größer wird die Begierde vorwärts zu bringen, in die Geheimnisse des Waldes einzudringen, und des Baches Spur bis zu seiner verborgnen Quelle zu verfolgen. Plötzlich wird des Thales heilige Stille durch das wilde Brüllen eines Stiers unterbrochen — es rauscht wie Sturmeswehen durch den Wald immer näher und näher — wir stehen erstarrt, ängstlich horchend — ach! wir waren allein, waren so unvorsichtig gewesen keinen einzigen der Diener uns folgen zu heißen! — Da erscheint das wilde erzürnte Thier uns ganz nah aus dem Walde auf einen offnen Wiesenplatz hervorbrechend, den Kopf zürnend zur Erde neigend, die Richtung auf uns einschlagend. — Die entsetzliche Gefahr gibt meiner Seele und meinen Gliedern die verlorne Beweglichkeit wieder; ich springe schnell zur Seite, fliege durch das niedere deckende Gebüsch dahin mit Rehesschnelle, und sinke endlich athemlos, bewußtlos auf dem grasigten Boden nieder. — Ich war außer Gefahr, denn von des Stieres

Nähe ward kein Zeichen kund. — Aber wie kann ich Ihnen, gute Antonie, meinen Schrecken, meine Angst, meine Verzweiflung schildern, als ich zu völligem Bewußtsein zurückgekehrt Adelheit vermißte und mich erinnerte, in welcher Gefahr ich das holde Kind verlassen hatte. „Adelheit! meine Adelheit! du bist todt! ich habe dich treulos in der Gefahr verlassen! ich Unglücksel'ge! ich Bejammernswürdige!“ stöhne ich in der Stille des Waldes und kehre zu der Stelle zurück, wo ich sie verlassen hatte. In kürzerer Zeit durchflog ich den Raum als das erstemal; die Angst um die geliebte Schwester lieh mir schnellere Flügel als die Furcht vor der eignen Gefahr. — An diesem Orte angelangt, horche ich mit der Aufmerksamkeit unsäglicher Angst ringsumher — kein Laut schlägt an mein Ohr. — Ach! wäre es ein Jammerlaut gewesen, er würde mich beglückt haben; er wäre mir ein Zeichen gewesen, daß Adelheit wenigstens noch lebe! — Aber still wie im Grabe war Alles rings umher! „Todt! Todt!“ seufzte ich und sank aufs neue auf den Rasen hin, nicht wissend, welchen Weg ich einschlagen sollte, keines Entschlusses fähig. — Wie ich nun so jammernd durch einen vollen Strom von Thränen in das Gebüsch hinstarre, weht mir auf der entgegengesetzten Seite von der, wohin ich geflohen war, Adelheits Schleier entgegen. Ich springe auf, fliehe durch das dichte Erlengebüsch und finde den Schleier an einem Dorngebüsch hängen — weiter hin liegt ein Schuh — dort ein Stück ihres Kleides — überall niedergetretenes Strauchwerk, die Spuren des wilden Thieres — ach! es war nur zu gewiß! — hierhin war Adelheit geflohn — sie hatte der Stier verfolgt — sie mußte ein Opfer seiner Wuth geworden sein. Mit steigender

Angst, mit einem Weh im Herzen, das keinen Ausdruck hat, verfolge ich die entsetzliche Spur und erblicke, indem ich mit Mühe durch einen vorspringenden Weißdorn dringe — Adelheit im Schatten einer Eiche ruhend und einen Mann mit freundlicher Hülfeleistung um sie beschäftigt. — Oh! Antonie! für solche Augenblicke im menschlichen Leben ist das menschliche Herz, wenigstens das weibliche, zu schwach! — Adelheits Tod würde ich, so schauderhaft er sich auch hätte darstellen müssen, mit mehr Standhaftigkeit ertragen haben — ich war ja schon vorbereitet darauf — als diese ihre unerwartete Stellung. — Als ich sie wohlerhalten außer Gefahr sah, sank ich hin und erwachte erst nach geraumer Zeit in den Armen des Mannes, der meiner Adelheit das Leben gerettet hatte.“

„In demselben Augenblicke, als ich meiner Schwester lieblos vergessend nur der eigenen Todesgefahr eingedenk, entfloh; wandte sich auch Adelheit zur Flucht, aber von Gottes heiligen Engeln geleitet, nach der entgegengesetzten Seite von der, nach welcher ich entfloh. — Wäre sie mir gefolgt, wir wären beide ein Opfer der Wuth des Thieres! — Der Stier folgte mit gespornter Wuth dem Mädchen — sie hört sein Brummen hinter sich, sie hört das Knittern der zertretenen Aeste, sie sinkt kraftlos dahin und empfiehlt ihre unschuldige Seele Gott; — da stürzt zwischen Adelheit und das grimmige Thier ein Mann; dieser faßt mit starker und gewandter Hand das Horn desselben, reißt das Thier mit unwiderstehlicher Gewalt seitwärts, und treibt es bald mit seinem Knotenstocke in die Flucht.“

„Und dieser Mann war Harteneck?“ — fragte die Gräfin mit gepreßtem Athem.

Digitized by Google

„Er war es! Antonie! Er war es! Ach, als ich die Augen wieder aufschlug; Adelheit bleich und zitternd aber außer Gefahr erblickte; als ich die Erzählung ihrer Gefahr und ihrer wunderbaren Rettung vernahm und ihren großmüthigen Retter voll Ruhe, Würde und Anmuth vor mir stehen sah — ihn, den Mann, wie ihn nie mein Auge gesehn, nie meine Phantasie geträumt hatte, als mein schüchterner Blick in dem unergründlich tiefen Blicke seines Auges zum erstenmal sich auflöste wie ein Thautropfen in dem unermeßlichen Meere: da erbebte meine Seele in ihrem innersten Heiligthume und senkte zitternd, doch überirdisch, selig, taubenartig ihre Fittige vor den mächtigen Schwingen des Adlers.“ —

„Sie wollten erzählen, liebe Ida! und schwärmen! — Schwärmen jetzt noch, wie vor eilf Jahren, als ein Mädchen von sechzehn Lenzen.“ —

„Jahre, und auch die traurigen Schicksale von zehn Jahren haben über die Innigkeit und Gluth meiner Liebe nichts vermocht! — Haben diese Jahre an ihm irgend eine Gewalt zu verüben vermocht? — Ist er nicht derselbe, der er damals war? — Wo an seinem Aeußern, an seiner Seele finden Sie nur die geringste Spur, daß zwischen damals und jetzt mehr als eilf Jahre sich eingedrängt haben?“ —

Liebe! ich will Ihnen Ihren Abgott durchaus nicht im geringsten herabsetzen, und weiß seine Vorzüge zu würdigen um Ihre Begeisterung für ihn einigermaßen zu entschuldigen; — darum lassen Sie sich nicht abhalten in der Erzählung fortzufahren, die des Interessanten mehr verspricht.“ —

„Indessen hatte sich die Sonne geneigt, und das Thal

lag schon von Abendschatten umflort. Ich mahnte an den Aufbruch, und nahm den höflichen in sehr gewählten Ausdrücken gemachten Antrag der Begleitung von Adelheits Retter gerne an. Als sich aber Adelheit von dem Rasen erheben wollte, fand es sich, daß sie sich während der Flucht so sehr am Fuße verletzt hatte, daß derselbe zum Gehen außer Gebrauch gesetzt worden war. Neue Verlegenheit! — Was war zu thun? — Sollte ich allein nach dem Schlosse zurückkehren und Leute herbeischaffen, Adelheiten unterdessen unter dem Schutze des edelmüthigen Fremden lassend? — Aber der Abend brach herein — der Weg war ziemlich weit — und der Stier konnte in der Nähe sein. Sollten wir Beide, mein Schwesterchen und ich allein zurückbleiben, während der fremde Mann in das Schloß eilen würde, Hülfe herbeizurufen? — Ich zitterte bei dem Gedanken. Noch mißlicher war es abzuwarten, bis die Diener, die man zweifelsohne aus dem Schlosse uns aufzusuchen senden werde, uns finden würden — die Nacht brach herein — Niemand im Schlosse wußte, nach welcher Richtung wir hingegangen waren. In welche Angst mußten die zurückkehrenden Eltern gesetzt werden, wenn sie nach Hause kehrend die Töchter nicht fanden, Niemand über ihr unerklärliches Verschwinden Auskunft zu geben wußte? — Da wandte sich der Fremde mit einem leichten feinen Lächeln zu mir: „Wenn sich das kleine Fräulein meinem Arme anvertrauen wollte; unternähme ich es wohl dasselbe wohlbehalten in das väterliche Schloß zu tragen.“

„Oh!“ fiel Adelheit freudig ein — „dem starken Arme, der den wilden Stier von meiner Fährte abzulenken vermochte,

stehe ich keinen Augenblick an die Last meiner kleinen Persönlichkeit für die ganze Zeit meines Lebens anzuvertrauen.“

„Ach! klang es unwillkührlich bei diesen Worten der Schwester in meinem Herzen wieder — ach! ich wollte dieß auch wagen“ — aber vor mir selbst tief erröthend über Empfindungen, die mir so fremd, so süß, so unschuldig schienen und zugleich doch so anklagend waren — eilte ich voraus um die Gluth des Angesichts vor dem scharfbeobachtenden Fremden zu verbergen, und überließ es diesem, der freiwillig übernommenen Last sich zu unterziehn. Ich war noch nicht weit mit unbesonnener Verschwendung meiner geringen Kräfte vorangeeilt, als ich zu wanken begann und gezwungen ward mich auf einen nahen Baumstamme niederzulassen.“

„Leichten und sichern Schrittes kam der fremde Mann Adelheiten auf dem rechten Arme tragend herbei, und sagte in einem so theilnehmenden, so süßen Tone, daß er in die tiefsten Gründe meines Herzens wie eine Stimme aus einer überirdischen Welt drang — ach nie habe ich diesen Ton vergessen! Nie, nie werde ich ihn vergessen! — „Mein edles Fräulein! Sie sind der Hülfe, der Unterstützung eben so sehr bedürftig als Fräulein Adelheit.“

„Da quollen Thränen des Unmuths aus meinen Augen, und schluchzend antwortete ich: „Ach! dieser Tag des Unglücks wird nicht müde mich zu verfolgen! — Ich kann nicht weiter gehen — meine Knie wanken — meine Kräfte sind erschöpft.“

„Haben Sie, mein Fräulein, so sehr Ursache sich über diesen Tag zu beklagen?“ — sagte er in leise — vorwurfsvollem, traurigen Tone — „Haben Sie nicht ebensosehr Ursache

Gott zu danken für die unerwartete Hülfe, die er Ihnen und dem lieben Mädchen hier zu Theil werden ließ?"

„Ja! mein gütiger Herr!" antwortete ich beschämt und schlug die Augen nieder — „Verzeihen Sie! Ich war ungerecht gegen Sie."

„Nicht gegen mich, mein edles Fräulein!" erwiderte der Fremde — „Sie vergaßen nur, daß derjenige, der es zuließ, daß Sie in eine solche Gefahr geriethen." . . .

„Um mich für menie Unbesonnenheit zu bestrafen!" — unterbrach ich ihn heftig.

„Sie und Ihre Schwester auch rettete."

„Durch Ihre muthige Dazwischenkunft, edler Mann!"

„Wir sind Alle nur Werkzeuge in der Hand des Allmächtigen, und thun oft das Gute ohne unser Verdienst, weil wir es eben thun müssen, wie wir vielleicht auch oft das Böse thun ohne unsere Wahl."

„Ich verstehe nicht was Sie sagen — aber das fühle ich und gewiß nicht weniger lebhaft als meine Schwester, das wir Ihnen zu dem innigsten Danke verpflichtet sind, und daß ohne Ihre Dazwischenkunft — oh! grauenvoller Gedanke!"

„War ich es nicht, der dazwischen trat, so standen dem Allweisen und Allgütigen noch tausend andere Wege und Mittel zu Gebote, um Sie zu retten, da Er in seiner Güte einmal beschlossen hatte Sie zu retten."

„Sie verrathen einen unfreundlichen Stolz, indem Sie mit dem Verdienste auch alle Dankbezeugung von sich abwenden, zu der wir Ihnen doch so sehr uns verpflichtet fühlen."

„Das ist Alles recht schön anzuhören" — unterbrach uns

hier meine Schwester ungeduldig — „aber wenn wir hier noch länger plaudernd stehen bleiben; so wird meine Last den Herrn ermüden, ohne daß wir dem Schlosse näher kommen.“

„Ach! ich kann ohne Unterstützung nicht weiter kommen! — Eilen Sie, mein Herr, mit Adelheit dem Schlosse zu! — Ich will indeß hier geduldig warten, bis Sie mir Hülfe senden.“

„Wie! ich sollte Sie bei hereinbrechender Nacht hier in dieser einsamen wilden Gegend allein zurücklassen? — Nimmermehr! — rief er mit einer Begeisterung, mit einer Gluth, die mich zugleich entzückte und erschreckte. — „Wollen Sie gefälligst meinen linken Arm zur Stütze annehmen! Die Kraft meines rechten ist mehr als hinreichend für meine geringe Last.“

„Zögernd, erröthend, beklommenen Herzens nahm ich den freundlich dargebotenen Arm an, und auf ihn gestützt wurde es mir möglich den Weg nach dem Schlosse weiter und langsam zu verfolgen.“

„Ach, Antonie, welche Veränderung ging in meinem Herzen vor, als ich so an der Seite des Fremden, mir schon so werth gewordenen Mannes im lieblichen Abendscheine hinwandelte, meine Hand auf seinem starken Arme ruhte, er mich mit liebevoller Besorgniß um die Mitte des Leibes faßte um mich, — da die hereingebrochene Dunkelheit es nicht mehr gestattete die aus dem Wasser hervorragenden Steine, die als Uebergangs-Steig dienten, zu finden, — über den Gebirgsbach hinüberzutragen, damit ich meine Füße mit der kalten Fluth nicht benetzte; als ich voll unnennbarer Empfindungen nie geahnter Lust und unbekannter Schmerzen zum sternenlichten Himmel emporblickte, dann wieder dem geheimnißvollen Rauschen der nahen Bäume horchte, dann in

sein großes glänzendes Auge emporblickte, voll Verwunderung über die herrlichen weisheitsvollen lieblichen Reden, die seinem Munde entfloßen, wie ich sie nie aus dem Munde eines Sterblichen vernommen!“

„So wandelte ich still an seiner Seite dahin — träumend, denkend, hoffend, verzweifelnd, in Lust entzückt, in Schmerz zerfließend — mir unbewußt lebte ich in dem kurzen Raume einer Stunde mein Leben durch. Wir waren noch ziemlich weit von dem väterlichem Schlosse entfernt, als der helle Schein mehrer Windfackeln durch das Laub der Bäume zu uns drangen; bald vernahmen wir auch die Stimmen von Menschen, und in wenigen Minuten lagen wir, ich und meine Schwester in den Armen meiner Aeltern. In der Freude des Wiedersehens, Vorwürfe und Liebkosungen von den Eltern entgegennehmend, meiner Unbesonnenheit Verzeihung erflehend, machen wir uns auf dem Heimweg, während der Dauer einiger Augenblicke unseres Retters vergessend, vergessend ihn den Eltern vorzustellen — und als ich meine Unfreundlichkeit und Undankbarkeit wahrnehmend mich umblicke um ihn mit den Augen zu suchen, — da ist er verschwunden!“

„Liebe Antonie! Ich wußte damals nicht, und wußte es auch lange später nicht, daß ich diesen fremden Manu liebte; darum konnte ich auch die wahre Ursache des Schmerzes nicht entdecken, als ich gewahr ward, daß er verschwunden war; ich schrieb diesen heftigen Schmerz auf Rechnung der Vereitelung meines heißen Wunsches, dem großmüthigen Manne meine Dankbarkeit bezeugen zu können, in welcher Meinung ich umsomehr bestärkt wurde, da meine Schwester Adelheit einen ähnlichen

heftigen Verdruß über das Verschwinden ihres Lebensretters zeigte wie ich. Mit Weinen brachte ich die Nacht zu und den folgenden Tag mit unermüdlichem Spähen nach der Gegend des Thales hin, wo der großmüthige Fremde uns so plötzlich verschwunden war, und wo ich ihn jeden Augenblick erscheinen zu sehen fast mit Gewißheit erwartete. Er kam nicht. Die Tage schwanden mir in Traurigkeit und Sehnsucht dahin — der Herbstwind wehte das gelbe Laub von den Bäumen herab — mit ihnen sank meine Hoffnung ihn je wiederzusehen, und ein stiller nagender Gram setzte sich in meinem Herzen." Mit diesem Grame im Herzen verließ ich mit meinen Eltern und Adelheiten beim Beginn des Winters mein geliebtes Thal und zog mit ihm in die Residenz ein."

Als wir hier ankamen, war in den höhern Kreisen der Gesellschaft viel von gewissen Abgeordneten Siebenbürgens die Rede, welche an des Kaisers Majestät in Landesangelegenheiten gesandt waren. Die friedliche kurz vorher erfolgte Besitznahme dieses für Oesterreich so wichtigen Landes hatte in Wien allgemein freudige Theilnahme erregt; es war natürlich daß die Abgeordneten dieses Landes allgemeine Aufmerksamkeit erregten und in allen Kreisen mit der größten Zuvorkommenheit empfangen wurden. Vor allen Andern aber wurde eines jungen Mannes, den man gewöhnlich nur „den Sachsen" nannte, mit ungemeinem Lobe Erwähnung gethan. Greise Männer, die höchsten Staatspersonen, die Minister des Kaisers selbst, Kinsky und Karaffa rühmten dessen Gewandtheit und Gelehrsamkeit, dessen Scharfsinn und diplomatische Geschicklichkeit; die Damen priesen seine Schönheit und Liebenswürdigkeit, seinen Witz und seine

Galanterie, die bezaubernde Gabe seiner Beredsamkeit und Unterhaltung. Alle, die ihn gesehn, gesprochen hatten, waren seines Lobes voll; welche ihn noch nicht kannten, wurden begierig die Bekanntschaft dieses jungen glänzenden Diplomaten zu machen. Ich allein theilte diese Sehnsucht nicht, ich allein blieb gleichgültig; mich kümmerte das ferne neuerworbene Land und seine Deputirten nicht — meine Gedanken, meine Sehnsucht schwärmten um das einsame Gebirgsthal herum, und der einsame Wanderer in jenem Thale war der einzige Gegenstand derselbe."

„Eines Abends hatten wir zahlreiche und glänzende Gesellschaft; ich saß still und gramvoll neben Adelheit in der Nähe meiner Mutter, als der Geheimsecretär des Kaisers von Werdenburg vor meine Mutter trat, und derselben den jungen sächsischen Deputirten aus Siebenbürgen vorstellte. Antonie! — ich sah auf — und erkannte in diesem unsern Fremden aus dem Thale!"

„Meine Ueberraschung, meine Verwirrung war grenzenlos; das arme Herz pochte in wilden, unbändigen Schlägen — meine Brust wollte zerspringen, und fast ohnmächtig sank ich auf das Sopha zurück. Unfehlbar hätte ich das tiefe Geheimniß meines Herzens der ganzen Gesellschaft verrathen, wenn nicht die Aufmerksamkeit dieser auf eine andere nnd lautere Scene hingerichtet worden wäre, welche Adelheit improvisirte. Sobald nämlich Adelheit ihren Retter erblickt und erkannt hatte, fuhr sie mit der lautesten und heftigsten Lebhaftigkeit auf ihn los, faßte ihn vertraulich am Arme, klatschte lachend und tanzend in die Hände, und schrie unaufhörlich: „Das ist er! das ist er! — Vater! Mutter! das ist er! — Ida! das ist er! er ist endlich gekom-

men!“ Und als mich das Kind noch immer zitternd und blaß da sitzen sah, hüpfte sie zu mir hin (ach! das liebe Kind hatte allein die Ursache meines Grames errathen) zog mich in den Kreis der erstaunten Zuschauer und schrie fortwährend: „das ist er! Sag' es selbst, Ida, ob er es nicht ist?“ Da stand ich zitternd, erröthend, erblassend vor dem lange Ersehnten, unfähig ein Wort hervorzubringen. Ich fühle es, daß ich sprechen mußte, wollte ich nicht jetzt noch mein Geheimniß verrathen, und konnte dennoch kein Wort hervorbringen. Der edle Mann mein Unvermögen ahnend oder auch vielleicht aus Mitleiden mit meiner Ungeschicklichkeit endigte diese peinliche Verlegenheit, indem er im Tone der Galanterie das Wort nahm:

„Ich würde die Grenzen der Bescheidenheit überschreiten, wenn ich mir schmeicheln sollte, daß ein kurzer Augenblick des Zusammentreffens hinlänglich wäre mein Andenken in dem Gedächtniß der Gräfin Ida mehre Monate zu erhalten. Kinder“ — setzte er lächelnd und auf Adelheit deutend hinzu — „haben ein besseres Gedächtniß.“

„Ich hatte nun hinlänglich Fassung erlangt um, nicht ohne einige Empfindlichkeit über diese Worte unseres Freundes, antworten zu können:

„Ich bin auch nur noch ein Kind, Herr Deputirter, und darum werden Sie es naturgemäß finden, daß ich dem großmüthigen Freunde der meiner Schwester und mir in den größten Gefahr und Noth so edel beigestanden, in meinem Gedächtnisse nicht nur für einige Wochen, sondern für immer ein Plätzchen eingeräumt habe.“

„Nach diesen Worten ergriff ich zum erstenmal die Hand des geliebten Mannes, (es war mir, als wenn ich durch den beständigen Umgang meiner Gedanken mit seinem Bilde bekannter und vertrauter mit ihm selbst geworden wäre) und stellte ihn meinen Eltern und der erwartungsvollen Gesellschaft als Adelheitens Retter vor.“ —

„Ach, Antonie! welche schöne Tage hatte nun das Schicksal in seinem Kranze für mich bereit gehalten. Meine Eltern überhäuften den edeln Retter ihrer Adelheit mit allen erdenklichen Zuvorkommenheiten — ich sah ihn fast täglich; mir wandte er alle seine Aufmerksamkeiten zu! mir galt jedes seiner Worte. In dem Strahle seines klaren Geistes entwand sich meine Vernunft den sie bisher umdüsternden Fesseln; durch seine süßen überzeugenden Reden, durch seine allseitigen Kenntnisse, seine vorurtheilsfreiern Ansichten, seine reifen geläuterten Urtheile zog er wie durch einen Zauberschlag den Schleier hinweg, der mir bis jetzt Himmel und Erde verhüllt hatte. — Ich war unaussprechlich glücklich! — ich liebte und ward geliebt.“

„So verfloß der Winter, meines Lebens einziger Lenz; die Flur bedeckte sich mit Blumen, der Wald mit Laub, tausendfältiges Leben erwachte da, wo bis jetzt der Tod gehaust — mir brachte der lebenspendende Lenz den Tod! — Nach einem seligen Abende brach ein fürchterlicher Morgen an. — Ich erwache, öffne die Augen, sehe meine Mutter ungewöhnlich beschäftigt; Diener gehen auf und zu — man bereitet sich zu einer Reise. — Um acht Uhr Morgens rasselt der Reisewagen über das Pflaster — in einigen Stunden fahren wir in unsern Schloßhof hinein. — Ich war wie betäubt — ich hatte nicht einmal Thränen, noch

die Hoffnung, daß wir in wenigen Tagen nach Wien zurückkehren werden, hält mich noch aufrecht. — Oh Antonie! weine! weine mit deiner Ida! — Was sind wir armen Mädchen in den Augen dieser berechnenden Menschen? selbst in den Augen unserer Eltern? — Eine Sache, eine Waare, die man mit gutem Vortheile an Mann zu bringen sucht. — Nach einigen Tagen erscheint auf unserem Schlosse ein italienischer Graf — man stellt mich diesen als meinen Bräutigam vor. Was nützt mein Flehen, mein Weinen, mein Ringen, mein Widerstreben? — Wer fragt um die Zustimmung meines Herzens, um dessen Empfinden, Lieben und Verzweifeln? — In acht Tagen bin ich die Gattin des Grafen S. und befinde mich mit einem fremden, verhaßten, widerlichen Menschen in einer verschlossenen Kutsche auf der Reise nach Italien. Sie werden es mir erlassen, Ihnen meinen Jammer, meine Verzweiflung zu schildern. — Zehn Jahre schmachtete ich an der Seite meines Gatten unter dem schönen Himmel Italiens dahin — ach! mein armes Herz konnte er zu keiner Freude entzücken. Mein Gatte ist noch jung — aber abgelebt, krank, und in seinen Jugendjahren verwelkend — sein Geist ist dumpf durch keinen Strahl der Erkenntniß irdischer und göttlicher Dinge erleuchtet und vermenschlicht; die wilden rohen lasterhaften eckelhaften Sitten, seiner schrankenlosen Jugend bringt er mir als Morgengabe in den Ehestand mit — und ich, Unglücksel'ge! mit dem Ideale des schönen und kräftigen Mannes, des klaren gebildeten Geistes, des liebenswürdigen glühenden Geliebten im Kopfe und im Herzen an dieses ekkelhafte Wesen mit seinem Rechte an meinen Tisch und mein Bett geschmiedet! —

Oh! Antonie haben Sie eine Vorstellung von meinem Jammer, von meinem Elende?" —

Es verging eine geraume Zeit, ehe die Stille, welche jetzt eintrat, wieder unterbrochen wurde. Ida hing weinend am Halse der Freundin, und diese, der an der Hand ihres würdigen Gatten ein schöneres und glücklicheres Loos gefallen war, vergoß gleichfalls reichliche Thränen des edelsten weiblichen Mitgefühls.

„Aber nun? was soll denn nun?" begann die Gräfin Rabutin, die Scene der Rührung unterbrechend. —

„Was es soll?" fragte Ida. — „Die Antwort ist sehr einfach. Mein Gatte ist todt, und ließ mich obgleich kinderlos im vollen Besitze seines Vermögens — er glaubte mich damit für die Aufopferung meiner Jugend, meiner Hoffnungen auf Liebe und Glück, für zehnjährige Leiden und Tyrannei, für streng erfüllte Pflichten zu bezahlen. — Meine Eltern sind todt — auch meine Schwester Adelheit ist todt — ich bin unabhängig! — Sobald ich mir meiner Unabhängigkeit bewußt ward; loderte die nie erstorbene Liebe meines jugendlichen Herzens mit neuer Flamme empor — ihn mußte ich, wenn auch nie besitzen, noch einmal in diesem Leben! noch einmal aus seinen Augen Götterlust und Liebeswonne saugen, noch einmal seine Stimme hören, seiner Rede Sinn verschlingen! — Meine Tante war schon seit mehren Jahren bei mir, die Vertraute meines Kummers. — Ich verließ Italien — eilte nach Wien — hörte mit Entzücken des Geliebten Erhebung und hohe Gunst, die er bei Hofe genießt — schreibe ihm und komme auf seine Einladung hieher. — Das ist Alles — mehr habe ich nicht zu erzählen, liebe Antonie. — Sind Sie unzufrieden mit mir?" —

„Es wäre wohl Ursache dazu vorhanden — aber wozu nützte es das Geschehene zu tadeln? — Was soll aber in Zukunft daraus werden?“ —

„Nun, wie die Sachen jetzt stehen, mehr als ich zu hoffen wagte. — In Bälde werden Sie mich als die Frau Königsrichterin von Hermannstadt begrüßen. — Zweifeln Sie, daß ich mich in meine neue Rolle finden werde?“ —

„Wie mögen Sie mit so ernsten Dingen scherzen? Sollte es Ihnen unbekannt sein, daß es eine Dame Elisabeth gibt, welche mit gegründeten Ansprüchen zwischen Ihre Hoffnungen und deren Erfüllung treten wird?“

„Ich kenne die Ansprüche dieser Dame; — so lange sie ein Recht hat diese geltend zu machen, ist allerdings nicht an die Realisirung meiner Wünsche zu denken, aber eine Ehescheidung wird diese Ansprüche vernichten.“

„Darauf ist es also abgesehn?“ —

„Antonie! Ich gestehe es aufrichtig, daß ich bei diesem Gedanken oft schon erröthet bin; daß ich solche Hoffnungen nicht hegte, als ich mich entschloß nach Hermannstadt zu kommen; daß ich lange gegen dieses zweideutige Auskunftsmittel mein Glück zu gründen angekämft habe: Harteneck schwor mir aber, daß er sich schon lange vor meiner Ankunft mit dem Gedanken einer Ehescheidung von seiner Gattin getragen habe, und diese nur deswegen nicht schon längst vollzogen worden sei, weil er auf Widerstand bei seinem Vater gestoßen sei! daß Elisabeth durch einen ausschweifenden, unsittlichen Lebenswandel schon längst eine Trennung zwischen ihr und Harteneck herbeigeführt habe, die um vollkommen zu sein, nur noch des Spruches der Gesetze

bedürfe. — Sagen Sie aufrichtig, Antonie! — Sind diese Klagen Hartenecks gegen seine Gattin gegründet?“ —

„Sie sind es in vollem Maße, liebe Ida — aber — verzeihen Sie der Freundin, wenn sie aus allzureger Theilnahme an Ihrem Glücke Ihrem Herzen wehe thun sollte — Hartenecks Lebenswandel ist in dieser Hinsicht nichts weniger als tadellos.“ —

„So etwas“ — erwiderte Gräfin Ida mit tiefem Erröthen — „habe ich aus Hartenecks unbestimmten Anklagen gegen sich selbst schon längst geahnt — aber eben dieß ist ein Grund mehr mich über Bedenklichkeiten hinwegzusetzen, die allerdings sonst geeignet wären mich von einem Schritte abzuhalten, der in Vieler Augen höchst zweideutig erscheinen wird. — Mehr als einmal hat uns Harteneck mit der eindringlichen Sprache bitterer Reue und festgefaßter Vorsätze betheuert, daß nur eine baldige Trennung von Elisabeth ihn von dem Rande des Verderbens auf dem er wandle, zurückführen könne; — daß ich der Bote sei, den ihm der Himmel zu seiner Rettung gesandt habe. — Ach! Antonie! — werden Sie mich tadeln, daß ich mit meinem liebenden, durch langjährige Leiden gebrochenen Herzen nicht widerstehen konnte?“

„Meine Liebe zu Ihnen erstickt jeden Tadel, zu dem mich Vernunft und Religion auffordert, und ich begnüge mich Ihnen meinen innigsten Wunsch auszudrücken, daß Sie zu dem Ziele Ihrer Wünsche ohne Vorwurf gelangen, und am Ziele das gehoffte Glück in vollem Maße finden mögen, das Sie so sehr verdienen.“

Mit diesen Worten erhob sich die Gräfin Rabutin von ihrem Sitze und schied, nachdem die beiden Freundinen verab-

redet hatten, daß der Aufenthalt Ida's für Alle, auch für den Grafen Rabutin noch eine Zeitlang ein Geheimniß bleiben, die Gräfin Rabutin aber bisweilen ihrer Freundin einen Besuch insgeheim abstatten sollte, Ida in einer großen Aufregung von Empfindungen zurücklassend, welche durch die Erzählung früherer Begebenheiten durch das Wiedersehen des lange entbehrten Freundin, und durch den offenbaren, wenn auch mit Schonung ausgesprochenen Tadel ihres Verhältnisses zu Harteneck in deren Seele hervorgerufen worden war.

11.

Als Sachs von Harteneck von der Gräfin Ida in seine Wohnung zurückkehrend in sein Kabinet trat, fand er daselbst auf ihn wartend seinen Sekretär Kinder.

„Ist etwas während meiner Abwesenheit vorgefallen?“ fragte der Königsrichter den Sekretär.

„Es ist eine Depesche von Seiner Excellenz dem Herrn Gouverneur aus Weissenburg angekommen.“

„So? — Wo ist sie?“

Harteneck empfing dieselbe aus den Händen des Sekretärs, öffnete das Siegel und sagte nachdem er dieselbe gelesen: „Der Gouverneur ladet mich ein unverzüglich nach Weissenburg zu kommen. — Treffen Sie Anstalten zur Reise. — Ich will sogleich aufbrechen. — Gibt es sonst noch etwas Neues?“

„Ich habe hier die Sendschreiben an die verschiedenen Stühle und Distrikte in Betreff der vorzunehmenden Bewaffnung der Nation. — Ist es Euer Gnaden gefällig von denselben

Einsicht zu nehmen, ehe ich sie an den Ort ihrer Bestimmung abgehn lasse?"

Harteneck nahm die Schreiben und durchlas sie flüchtig; dann dieselben dem Sekretär zurückgebend sagte er: „Fügen Sie noch hinzu, daß ich von den betreffenden Magistraten und Officiolaten pünktlichen und prompten Gehorsam erwarte; daß ich, sobald ich von Weissenburg werde zurückgekehrt sein, die gesammten Stühle und Distrikte bereisen werde um mich durch Augenschein von der genauen Vollstreckung meiner Befehle zu überzeugen."

„Sehr wohl, gnädiger Herr!"

„Fügen Sie hinzu, daß alle Magistrate ohne Ausnahme, die der geringsten Nach- oder Fahrläßigkeit bezüchtigt werden dürften, unausbleiblich der Suspension von Amt und Salar oder noch etwas Schlimmeres gewärtig sein mögen." —

„Diese ungewöhnlichen Maßregeln werden böses Blut machen und nicht ohne heftigen Widerstand durchgeführt werden können."

„Böses Blut? — Ja, das glaube ich auch; der Schlaftrunkene, der etwas unwirsch aus seinem lethargischen Schlaf geweckt wird, macht ein saures Gesicht und sein schweres verdummtes Haupt kann nur mit Mühe sich von dem weichen, warmen Flaumenkissen erheben — aber Widerstand werden sie nicht leisten. — Wer wird es wagen Widerstand zu leisten? — Sind sie nicht alle in meinen Händen? — Wer dem Vorgesetzten Widerstand will leisten, muß ein gutes Gewissen und reine Hände haben. — Wie viele von diesen Herren sind sich dessen bewußt? — Sein Sie unbesorgt, Kinder! Sie werden Fäuste in der Tasche

machen und freundliche Mienen zur Schau tragen. — Uebrigens geschieht Alles zum Besten der Nation, des Vaterlandes und des Kaisers, und da ist es besser „Befehlen und Gehorchen“ als Rathschlagen und Nichtsthun.“ — Doch können Sie um den Herren die Pillen ein wenig zu verzuckern beifügen, daß diese Bewaffnungsangelegenheit in dem nächstzuhaltenden Universitäts-Congreß zur Sprache kommen, und die Einwilligung der souverainen Stuhlsversammlungen nachträglich eingeholt werden soll.“

„Sehr wohl, gestrenger Herr Königsrichter! — Es hat ferner der Pfarrer Grau eine unterthänigste Bittschrift einreichen lassen des Inhalts: Euer Gnaden möchten ihn doch um Gottes- und des Himmelswillen seiner Haft entlassen, in der er nun schon viele Wochen ganz jämmerlich zugebracht habe.“ —

„Der Pfarrer setzt mich in große Verlegenheit. — Auch mein Vater dringt immer ernstlicher auf seine Entlassung aus der Haft — ich kann nur mit Mühe weitere Ausflüchte finden — und doch — wenn Mihaly geplaudert hätte — wenn Grau selbst plaudern würde. — Haben Sie ihn nicht ausgeforscht?“

„Ja wohl! Er behauptet durchaus keine Geständnisse von Mihaly erhalten zu haben; aber seine Mutter droht laut und öffentlich Dinge zu offenbaren, welche die Leute staunen und gewisse Herren zittern machen würden.

„Wir dürfen nicht trauen! Jetzt ist nicht die Zeit den Grafen Bethlen von diesen Dingen zu unterrichten. Wir müssen es um jeden Preis verhindern und darum bleibe Grau noch in seiner Haft bis auf Weiteres. Nöthigenfalls lassen Sie auch dessen Mutter in Gewahrsam bringen. Ein Stübchen im Zucht-

hause dürfte ein sehr geeigneter Bewahrungsort für sie und ihr Geheimniß sein."

Kinder verbeugte und entfernte sich, und Sachs setzte sich an den Tisch um noch vor seiner Abreise einige Briefe zu schreiben. —

Ehe wir in unserer Erzählung weiter fortfahren, müssen wir zur bessern Verständigung unserer Leser auf eine früher sich zugetragene Begebenheit zurückgehen, deren so eben in dem Gespräche des Königsrichters mit seinem Sekretär Erwähnung geschah. — Diese ist folgende. —

Ungefähr vier Monate früher als sich diese hier erzählten Ereignisse zutrugen, befand sich in dem Gefängnisse zu Reussen, einem zu den Siebenrichter-Ortschaften gehörigen sächsischen Dorfe im Hermannstädter Stuhle ein zum Tode verurtheilter Verbrecher.

Dieses Gefängniß war ein enges und dunkles kellerähnliches Gemach ohne Fenster, Ofen und Rauchfang; hatte jedoch einen niedern Herd, auf welchem ein Feuer düster brannte, da die Flamme aus Mangel an Zugluft nur mit Mühe und durch häufiges Hineinblasen erhalten werden konnte. Der Kerker war ganz mit einem dichten Rauche angefüllt, der zum Theil von dem trägen Feuer herrührte, indem er sich, bevor er den Ausgang durch die Ritzen der Thür oder durch die Oeffnung derselben, wenn sie nämlich von den Aus- und Eingehenden geöffnet wurde, fand, in dem Gemache ausbreitete, theils aber auch von den Pfeifen der Anwesenden, die offenbar dem Grundsatze Hahnemanns huldigend der Meinung waren, daß Rauch am besten durch Rauch zu vertreiben sei. Bei dem düstern Schein des Feuers und der von Zeit zu Zeit aufglimmenden Gluth in

Digitized by Google

den Pfeifen der Rauchenden erblickte man auf der einen Seite des Gemaches eine breite und niedere hölzerne Bank, welche gleicherweise zum Sitzen und Liegen einlud; in der Mitte desselben stand ein alter baufälliger, sehr schmutziger Tisch mit Kreuzfüßen, welcher einige Krüge mit Wein und einige lange, dünnbäuchige und enghalsige Fläschchen mit Branntwein trug. Außer diesen beiden Stücken war kein Geräthe sichtbar, aber mehre Umrisse menschlicher Gestalten aus dem Halbdunkel und dem wogenden Rauche hervor. Dem Feuer zunächst saß der Delinquent, Mihaly, von Nation ein Walache aus Rakowitz gebürtig, aber seit lange her Einwohner von Reussen, ein stämmiger, mittelgroßer Mann; sein Haupt war entblößt, und die langen, von Fett glänzenden schwarzen Haaren hingen wild und ungeordnet über Nacken und Schultern herab; er trug ein Hemde ohne Kragen und mit sehr weiten Aermeln, das wohl seit mehr als einem halben Jahre nicht außer Berührung mit seiner Haut gekommen sein mochte, und daher fast schwarz war; das Hemde wurde über den Hüften durch einen spannenbreiten ledernen, mit metallenen Knöpfen besetzten Gürtel zusammengehalten, und fiel unter demselben bis unter die Hüften frei herab; da wo das Hemde sein Ende erreichte, wurden die weiten Beinkleider aus grober Leinwand sichtbar, welche bis an die eisernen breiten Ringe reichten, welche um die Fußgelenke geschlagen waren, von denen kreuzweise starke und schwere Ketten an andere solche Ringe gingen, welche die Handgelenke umgaben, so daß jede freie Bewegung des Verbrechers gehindert war. Wenn er sich mit dem Gesichte der verlöschenden Flammen des Feuers nahte, um es mit seinem natürlichen Blasebalg anzufachen, welches

Geschäft er mit Liebe zu betreiben schien, oder wenn er sich bückte um eine glühende Kohle auf die Pfeife an einem fingerlangen Rohre zu legen, um den Taback wieder zum brennen zu bringen, was oft geschehen mußte zum Beweise, daß seine Gedanken jetzt um höhere Gegenstände als die Pfeife herumschwärmten: so erschien in der rothen Gluth des Feuers das regelmäßige römische Gesicht eines Mannes von vierzig Jahren, mit großen, feurigen schwarzen Augen, und ebenfalls schwarzen, buschigten Augenbraunen, das schön genannt hätte werden müssen, wenn der monatalte, schwarze und struppige Bart und die Spuren langer Gefängnißleiden und überhandnehmender Todesfurcht, welche seine Blicke unstät, ja oft wild machte, abwesend gewesen wären. Ihm zunächst saß Pap Janos, unser Bekannter, ebenfalls aus einer sehr kurzen Pfeife rauchend, und nahe an der Thür standen zwei starke Männer, welche sich auf massive Spieße stützten, und sich somit als die Hüter des Verurtheilten ankündigten. Auf der andern Seite der Bank gegenüber saß auf dem feuchten Boden ein schönes blasses Weib in walachischer Tracht, von Zeit zu Zeit den Kopf hin und her bewegend und halblaute, singende Klagetöne von sich gebend; in ihrem Schooße schlummerte ein rothwangiger Knabe von vier Jahren. Auf derselben Seite, nahe am Herde saß ein alter Walache zusammengekauert, in einem groben Seke eingehüllt und eine strumpfartige Mütze von schwarzem Lammfelle auf dem Haupte tragend, unter welcher spärliche graue Locken hervorquollen. Wenn er bisweilen sein Haupt erhob um nach seinem Sohne, denn er war der Vater, so wie jenes Weib und Kind, die Gattin und der Sohn des verurtheilten Verbrechers hinzublicken, wurde ein schneeweißer

Digitized by Google

Bart sichtbar, der sich, wie er so zusammengekauert dasaß, in seinem Schooße verlor.

Es herrschte eine tiefe Stille in der kleinen Zelle; als aber der Delinquent an der gelben Farbe, in welcher der Rauch erschien, indem er sich durch die Ritzen der Thür hinausdrängte, erkannte, daß die Sonne im Sinken sei, und sie ihre abendlichen Strahlen abschiednehmend — zum letzten Abschiede, wie es ihm bisweilen in trüber Ahnung vorkam, in seine düstere Zelle sandte; sprang Mihaly mit seinen Ketten rasselnd auf, blies heftig in das Feuer, nahm eine frische Kohle auf seine Pfeife, wo schon längst, ohne daß er es gemerkt hatte, das letzte Stäubchen von Taback zu Asche gebrannt war, trat an den Tisch, ergriff den letzten vollen Krug und that einen langen Zug; stellte darauf denselben mit einer Hastigkeit und einer Gewalt auf den Tisch, daß ein guter Theil der noch übrigen Flüßigkeit über den Rand hervorschäumte, wischte von dem Schnurbarte die daranhängen gebliebene Flüßigkeit mit seinem Hemdärmel ab und wendete sich dann nach vorhergegangenen kräftigem Fluche, den kein Papier ohne sich dagegen zu empören aufnehmen würde, mit folgenden Worten an Pap Janos; — — — „das Alles (nämlich den Inhalt des ausgestossenen Fluches) soll die Meinigen und mich und dich betreffen, wenn ich länger warte, als bis dieser Krug geleert ist! — Bin ich bis dahin nicht begnadigt — so breche ich los — mag dann der Henker meinen Leib, und der Teufel meine Seele haben. — Ihr betrügt mich! — Ihr wollt mich schweigen lassen — und hängt mich dann doch!“

„Mihaly!“ — sagte der greise Vater sein Gesicht zu ihm erhebend — „du bist ein schlechter Mensch, aber ein guter Christ

und ein guter Sohn gewesen. — Du hast meine Warnungen stets in den Wind geschlagen, aber hast deinen alten Vater nicht verschmachten lassen, hast nie ohne ihn deine Mamaliga gegessen, nie ohne ihn deinen Krug Wein getrunken — Gott segne dich dafür! Du hast, seit du lebst, jeden Mittwoch und Freitag gefastet, und die vier großen Fasten auch gehalten, wie ein guter Christ thun soll — dafür werden die vierzig Heiligen deine Seele in Schutz nehmen, und mit ihren goldenen weiten Gewändern das Böse, das du hienieden gethan, verdecken, daß es das Auge des Herrgotts nicht sehe — aber mit dieser Welt schließe deine Rechnung — sie lassen dich nicht laufen.“

„Schweig, Vater! und sprich nicht von Dingen, welche du nicht verstehst. — Ich sage dir, sie können mich nicht hängen lassen!“

„Oh! oh!“ — jammerte das Weib — „du schlugst die Warnungen deines Vaters in den Wind und meinem Flehen setztest du wilden Trotz entgegen. — Wie oft bat ich dich in stiller Nacht: „bleibe bei mir und ruhe süß an meiner Seite!“ — aber du mußtest fort — in den Wald, auf das Feld, auf die Straße! — Die Nacht war dein Freund und der Sturm dein Gefährte. — Wenn ich sagte: „Mihaly! das führt zum Galgen!“ — dann lachtest und sagtest du: „Mir thun sie nichts zu Leide! — für mich wächst kein Holz im Walde zu einem Galgen, kein Hanf im Felde zu einem Stricke! Ich habe mächtige Freunde in der Stadt“ — so sagtest du. — Jetzt haben sie dich und dieselben mächtigen Freunde lassen dich nun hängen! — Oh! oh! ich arme Wittwe! was soll aus mir und meinem Sohne werden! Meinen Mihaly fressen die Raben, und ich und mein Kind

werden vor Schmach, Kummer und Mangel hinter einem Zaune zu Grunde gehn!"

Mihaly stand mit den Ketten klirrend am Tische — sah bald den Vater bald Weib und Kind an — blies dann mit Macht in das Feuer — nahm eine große glühende Kohle auf die Pfeife, die er schon längst ausgeklopft hatte, ohne daran zu denken sie wieder zu stopfen, trat wieder zu dem Tische, ergriff den Krug, leerte und stellte ihn umgekehrt mit der Mündung auf den Tisch hart aufschlagend hin. —

„Ich soll verdammt sein, wenn ich noch einen Augenblick warte!" — sagte er dann in entschlossenem Tone und blickte den Pap Janos herausfordernd an.

Dieser, der nicht gedacht hatte, daß der volle Krug so schnell seines Inhaltes entleert werden würde, sprang erschrocken auf, als er denselben auf den Kopf gestellt sah.

„Mihaly! sagte er — „du bist ein guter Kerl, aber alleweil etwas zu voreilig. — Laß' es noch auf zwei Krüge ankommen!" — Wenn er auch dann noch nicht erscheint — dann — dann — thue was du willst. —

Der Delinquent fand diesen Vorschlag annehmbar, hieß den Pap Janos die Krüge nehmen und Wein holen; rüttelte aber, sobald Pap Janos sich entfernt hatte, seinen Vater auf und bat ihn so schnell als möglich zum Pfarrer zu gehen und ihn zu bitten sich auf einen Augenblick zu ihm her bemühen zu wollen.

„Zum Pope soll ich gehn?" — fragte der Vater.

„Nein! nein! zum Herrn Pfarrer" — erwiderte der Verurtheilte hastig. —

„Zum sächsischen Herrn Pfarrer?“ fragte der Vater noch einmal.

„Zu demselben.“

„Sohn, willst du deinem Glauben untreu werden? — willst du bei dem sächsischen Pfarrer zur Beichte gehn?“ —

„Nein! nein! — Sage ihm nur; er solle kommen, sogleich kommen! ich habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen. — Dann magst du nur unsern Pope schicken, damit er mir, wenn er es vermag, den Weg zum Galgen leicht und angenehm mache.“

Der Alte ging und der Sohn schritt in großer Aufregung in dem kleinen Gemache auf und ab; er war unstreitig zu der Einsicht gekommen, daß man ihn zum Besten habe, und hatte den Entschluß gefaßt sich, da er sich nicht retten konnte, wenigstens zu rächen. Mit Ungeduld harrte er des Pfarrers — er kam nicht, und war es doch gar sehr dringend, es war unumgänglich nöthig, daß er komme, ehe Pap Janos mit dem Weine zurückkehrte. In seiner Ungeduld trieb er auch sein Weib fort den Pfarrer zur Eile zu bewegen. Sein Kind ward dadurch aus dem Schlummer geweckt; es fing an zu weinen, als er sah, daß sich die Mutter entfernte. — Der Vater nahm es auf seinen Schooß, ließ es mit seinen Ketten klirren, gab ihm seine Pfeife in den Mund und brachte es so nicht nur zum Schweigen sondern auch zum Lachen und Jauchzen — und der Vater — lachte und jauchzte mit und herzte den Knaben und versprach ihm, wenn er vom Marktschelker Jahrmarkte kommen würde, wolle er ihm Kuchen und Meth mitbringen — und es war eine Freude anzusehen, wie Vater und Kind ihres Kummers und der Gegenwart vergaßen und so kindisch in die Zukunft hinein-

schwärmten, als sei nicht der Tod durch Andreas Fall und eine vorsorgliche Justiz in die Welt gebracht worden. —

Der Pfarrer trat ein, ehe noch Pap Janos, der geflissentlich in dem Wirthshause so lang als möglich säumte, damit der durstige Delinquent so spät als möglich an die Krüge kommen möge, zurückgekehrt war, und machte dem Spiele zwischen Vater und Kind ein Ende, indem er durch sein Erscheinen den ersteren an die rauhe Wirklichkeit mahnte. Ohne Verzug zog Mihaly den Pfarrer in den entferntesten Winkel, flüsterte demselben geheimnißvoll etwas in das Ohr, und hatte diese geheimen Unterredung kaum geendet, als Pap Janos mit den vollen Krügen und der Nachricht eintrat, daß der gestrenge Herr Königsrichter so eben in Person angekommen sei. — Als Janos den Pfarrer erblickte, machte er ein ärgerliches Gesicht und schalt die Wächter, daß sie ihn eingelassen hätten. Der Delinquent war durch die Nachricht, daß der Herr Königsrichter wirklich und in Person erschienen sei, überrascht und schien es zu bereuen dem Herrn Pfarrer voreilig gewisse wichtige Eröffnungen gemacht zu haben; der Pfarrer ging mit der Miene eines Mannes davon, der unvermuthet zu dem Besitze eines wichtigen Geheimnisses gekommen ist und bei sich eben berechnet, was ihm gelegentlich der Besitz dieses Geheimnisses eintragen dürfte. — Die noch übrige Nacht verging dem Delinquenten recht angenehm; Kinder war selbst erschienen demselben zu melden, daß der Herr Königsrichter selbst gekommen sei um im letzten Augenblicke mit der Begnadigung nicht zu spät zu kommen; er solle deswegen guten Muthes sein und getrost die Leiter am Galgen emporklettern, denn nach

den Statulorum Titul und Paragraph so viel und so viel dürfe die Begnadigung eines Verbrechers nicht eher erfolgen, als bis er nicht schon einen Blick in die Ewigkeit gethan habe, das heißt, er schon auf der letzten Sprosse der Leiter stehe. Die Unruhe des Delinquenten wurde somit beschwichtigt: er trank und aß und rauchte und sang mit Pap Janos und den Wächtern, so wie mit dem Popen, der gekommen war mit Inful und Kreuz um den armen Sünder zum Tode vorzubereiten, und schlief endlich in später Nacht mit der süßen Hoffnung ein am folgenden Abende ohne Bande und Ketten einen längeren und gesunderen Schlaf zu thun.

Der folgende, anbrechende Tag hatte nur noch wenige Streiflichter in die Schatten der Nacht gesendet, als in dem Dorfe Reussen schon Alles in Bewegung und Leben war. Richter und Altschaftsmänner und städtische Trabanten, welche zu dieser Execution hieher beordert worden waren, versammelte sich in dem Wirthshause und hielten bei der kreisenden Weinflasche manche erbauliche Reden über den unvermeidlichen Arm der Justiz, der auch den keckſten Verbrecher endlich ereile. Mihaly, der Roß- und Vieh-Dieb, der, so zu sagen, seit zwanzig Jahren sein Wesen getrieben, der Wegelagerer und Straßenräuber, der Mörder, den seit Jahren alle Dorfsamtleute wie eine Macht außer dem Staate behandelt, mit dem, aus einem Glase zu trinken, sie so lange für eine unverdiente Ehre gehalten, den, obgleich anerkannter Pferdedieb und Straßenräuber sie in ihren Ortschaften als eine hohe Standesperson gepflegt und geehrt hatten — Mihaly, der sich stets seiner mächtigen Freunde in der Stadt gerühmt hatte — der sollte gehangen werden! —

Das war ein handgreiflicher Beweis der strengen, unpartheiischen Justiz. Alles freute sich auf das Spektakel und konnte die neunte Stunde kaum erwarten.

Wenn Niemand im ganzen Dorfe daran zweifelte, daß in wenig Stunden die Schlinge der Gerechtigkeit den Hals des Verbrechers zuschnüren werde; so schien der sächsische Pfarrer des Orts, Namens Grau, nicht so ganz ohne Zweifel zu sein. Seit dem gestrigen Abende hatte er daran gezweifelt, um Mitternacht hielt er es für wahrscheinlich, daß Mihaly nicht gehenkt werden würde, und am Morgen, als er die unzweideutigsten Anstalten zum wirklichen Hängen treffen sah, war bei ihm die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit geworden. „Mihaly wird nicht, kann nicht gehenkt werden!" — rief er einmal über das andremal aus und blickte verächtlich und spöttisch auf die Anstalten, die er zum Hängen treffen sah.

„Herr Richter!" redete er den eben eintretenden Dorfsrichter an, sehr erfreut Jemanden zu haben, dem er seine weise, voraussehende Meinung mittheilen konnte, — „Herr Richter! Ihr gebt euch vergeben Mühe! Alle diese Anstalten sind umsonst! — Mihaly wird nicht gehangen! —

„Das wäre!" — erwiderte der Richter verblüfft und offenbar in Schrecken versetzt. —

„Wird nicht gehangen" — wiederholte der Pfarrer im Tone entschiedendster Gewißheit. —

„Der Scharfrichter und seine Knechte sind so eben aus Hermannstadt gekommen."

„Werden unverrichteter Dinge wieder nach Hause kehren müssen."

„Der gestrenge Herr Königsrichter hat so eben die gemessensten Befehle zur Hinrichtung gegeben; Punkt neun Uhr soll man sich in Bewegung setzen.“

„Alles Spiegelfechterei! — Mihaly wird nicht gehangen — der da drüben, — ihr versteht — der dickköpfige steckt mit — ich will nicht ausreden — aber“ —

„Wohlehrwürdiger Herr! Sie reden sehr unehrerbiethig von dem Herrn Königsrichter.“ —

„Wie kann ich anders reden? — Er ist ein — — ein — — — — ich will's jetzt nicht sagen, aber zu seiner Zeit will ich's sagen, und er soll an den Pfarrer Grau in Reussen denken!“

„Sie sind über den Herrn Königsrichter erbittert, weil er Ihnen nicht zu der Pfarrei in — — Euer Wohlehrwürden wissen schon welche ich meine — verholfen hat. Darum sprechen Sie so.“

„Das war freilich ungerecht, abscheulich und niederträchtig, daß er mir jenen stupiden Menschen vorzog, aber — darum sprech ich nicht so; — ich spreche so, weil — — —

Hier wurde der Herr Pfarrer in seiner eifrigen aber höchst unklugen Rede durch das Eintreten eines Stadtreiters unterbrochen, welcher ihm nebst Anwünschung eines guten Morgens von Seiten des gestrengen Herrn Königsrichters eine Einladung zum Frühstücke bei ebendenselben Herrn Königsrichter brachte.

Der Pfarrer riß Augen und Mund auf, als er solchergestalt feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt sah, und wußte anfangs nicht, was er von der Einladung halten, was er beginnen sollte; als aber der Bote seinen Auftrag wiederholte mit

dem Beifügen, daß der gestrenge Herr Königsrichter bereits mit dem Frühstück warte, kam er wieder zu Athem und zu Bewußtsein. Mit lautem befehlendem Tone rief er seiner Ehehälfte und forderte krausen Rock, Hut und Stock; warf sich mit Blitzesschnelle in den geistlichen Ornat und wollte eben zur Thür hinauseilen, als ein zufälliger Blick auf seine Stiefel ihm die Nachläßigkeit der Magd verrieth, welche dieselben seit Sonntag nicht zur Säuberung in Händen gehabt hatte. Er kehrte also um, und befahl dieselben von seinen Füßen abzuziehn und mit Schweinfett sauber einzuschmieren. Der Stadtreiter widersetzte sich jedoch dieser Operation indem er zu bedenken gab, daß der gestrenge Herr Königsrichter nicht Geduld haben werde, so lange auf die Ankunft des Herrn Pfarrers zu warten, und drängte denselben vor sich her zur Thür hinaus. —

Mit Bangen und mit Zagen klopfte Herr Grau an die Thür von des Königsrichters Zimmer und öffnete dieselbe leise, als er ein freundliches „herein" vernahm; steckte darauf zuerst furchtsam den Kopf durch die Thür, zog endlich den Leib hinten nach und blieb bescheiden hinter der Thür stehn ohne Ende Verbeugungen bis zur Erde machend.

„Ah! guten Morgen! wohlehrwürdiger Herr!" redete ihn Sachs freundlich an. „Es freut mich Sie zu sehn. — Ich bitte näher zu treten und Platz zu nehmen." — Unter beständigem Bücken näherte sich der Seelenhirte des Reußner Volkes, setzte sich auf eine Ecke des ihm angewiesenen Stuhls, langte, wiederholten und dringenden Forderungen des Königrichters nachgebend, nach dem kleinstmöglichsten Stückchen der vorgesetzten

Speise, brachte aber vor innerem Behagen über diese Ehre keinen Bissen durch den Schlund.

„Ich bitte wohlehrwürdiger Herr! lassen Sie sich es schmecken!“ — Ich bin in der That erfreut Sie zu sehn. Ich habe Ihnen eine angenehme Nachricht mitzutheilen.“

„Ei! die wird mir doppelt angenehm sein, wenn sie aus „Euer Edel Namhaft Weisheiten“ Munde kömmt, dem unschätzbaren, dem beredtenden von Milch und Honig überfließenden.“

Da Harteneck eben mit einer Butterbrotschnitte mit Honig beschäftigt war, so strich er sich unwillkührlich über den Mund um zu untersuchen, ob die Rede nicht etwa im buchstäblichen Sinne gemeint sei. Nachdem er sich indeß überzeugt hatte, daß die Rede figürlich zu nehmen sei, fuhr er mit angenommenem Ernste fort:

„In der That eine angenehme Nachricht. — Sie wissen noch nicht, daß Herr Henning, der Stolzenburger Pfarrer und Prodechant“ — —

„Doch nicht gestorben ist!“ — unterbrach ihn Herr Grau mit scheinbarem Schrecken.

„Das eben nicht“ — erwiderte Sachs lächelnd — „aber er liegt sehr krank darnieder.“ —

„Ih! du mein lieber Gott! — Wenn es sonst nichts weiter ist — — — Wie lange liegt er schon so krank darnieder! — Er kann noch jahrelang so fortmachen.“ —

„Sein Stündlein scheint nahe zu sein, wohlehrwürdiger Herr! Sein Arzt hat mir im Vertrauen mitgetheilt, daß es mit ihm zu Ende gehe. Somit wird in Kurzem die reiche Pfarre erledigt sein. — Ich gratulire Herr Pfarrer!“

„Euer Edel Namhafte Weisheit sind allzu gütig! — Es gibt viel Würdigere zu dieser Stelle in dem hochehrwürdigen Hermannstädter Kapitel“ — erwiderte Herr Grau in näselndem Tone und mit schmunzelnder Miene, die deutlich verrieth, daß der Sprechende das gerade Gegentheil glaubte. —

„Sie stehen Keinem nach, und überdieß bin ich Ihnen für Ihre getäuschte Hoffnung bei der letzthin besetzten Pfarre Ersatz schuldig. — Ich konnte nicht anders. Der Herr Bürgermeister wollte seinen Kandidaten placiren, und — aus mancherlei Rücksichten mußte ich nachgeben. — Wir wollen bei Erledigung der Stolzenburger Pfarre an Euer Wohlehrwürden denken.“

„Eure edle namhafte Weisheit werden dero ergebensten Diener zu ewiger Knechtschaft dadurch verbinden.“

„Gut! gut! Lassen wir das jetzt! — Sie kennen wohl den Delinquenten.“

„Ja wohl! Ein böser Bube!“

„Er hat schon lang den Galgen verdient; heute soll er ihm nicht entgehen. Haben Sie ihn in letzter Zeit nicht besucht?“ —

„Nein — — ja — — doch — — gestern Abend; er ließ mich selbst zu sich bitten angeblich um mir ein Geheimniß anzuvertrauen.“ — —

„Nun! und dieses Geheimniß!“ fragte Harteneck mit der größten Spannung.

Wird er wahrscheinlich in das Grab mitnehmen. Als er im Begriffe war mir dasselbe zu entdecken, kam Pap Janos dazu und auf die erfreuliche Nachricht, daß Euer edel namhaft Weisheiten angekommen seien, unterließ er es dann.“

„Ist das ganz gewiß? Hat er Ihnen nichts endeckt?“

„Keine Sylbe!“ erwiderte Grau mit niedergeschlagenen Augen, sich wohl bewußt, daß er eine Unwahrheit sage.

„Es ist gut für Sie, daß es so ist! — Es immer gefährlich der Träger eines Geheimnisses zu sein. Sollte er aber doch Ihnen etwas mitgetheilt haben; — so sage ich Ihnen, daß es gut sein werde, dasselbe zu vergessen und an die nächstdem neu zu besetzende Pfarrei von Stolzenburg zu denken.“

Mit diesen Worten erhob sich der Königsrichter und der Pfarrer entfernte sich, wie er eingetreten war unter unzähligen Bücklingen. Am Thore erwartete ihn der Richter des Orts, und wandte sich angelegentlich an den Dahineilenden mit der Frage, ob Mihaly wirklich nicht gehangen werde.

„Nicht gehangen?“ — fuhr ihn der wackere Seelenhirte an — „Allerdings gehangen! Alles wird gehangen! — Ein liebens- und verehrungswürdiger Herr! — Ein Herr voll Huld und Güte, der verborgenes Verdienst zu schätzen weiß!“ —

„Wer? wohlehrwürdiger Herr!“ — fragte erstaunt der Richter. — „Der Mihaly?“ —

„Pah! der edel namhafte weise Herr! — hat mich wie einen alten Freund behandelt! voll Herablassung und Güte!“ — So sprach der Pfarrer halb vor sich hin und eilte der Pfarre zu, um die tugendhafte Frau Pfarrerin an seinen glänzenden Hoffnungen Antheil nehmen zu lassen.

Indessen war die neunte Stunde herangerückt, und Alles zum Aufbruche nach dem Richtplatze bereit. Pap Janos war es gelungen den Muth des Delinquenten durch wiederholte Versicherungen seiner Begnadigung und durch guten, starken Wein aufrecht zu erhalten, besonders aber durch die tröstliche Versiche-

rung, daß er nicht von seiner Seite weichen werde, und bereits von dem Königsrichter ein weißes Schnupftuch erhalten hätte mit dem Auftrage dasselbe im gehörigen Augenblicke hervorzuziehn und dadurch seine Begnadigung anzukünden.

Der Zug setzte sich in Bewegung, der von dem Richter des Orts zu Pferde angeführt wurde; ihm folgten unmittelbar die Altschaftsmänner des Ortes ebenfalls zu Pferde und in ihrer Sonntagstracht; dann kam der Delinquent von seinen Fesseln befreit und ein hölzernes, griechisches kleines Kreuz in den Händen tragend und beständig Gebete hersagend, welche ihm ein an seiner Seite herschreitender Popa vorsagte; denn obgleich der Delinquent in der Hoffnung begnadigt zu werden, stets behauptet hatte, daß er des Beistandes seines Geistlichen nicht bedürfe, so hatte er doch in diesem entscheidenden Augenblicken den Bitten und Thränen seines greisen Vaters nachgegeben und sich von demselben auf diesem schweren Gange begleiten lassen. Dicht hinter dem Delinqnenten und dem Popen folgte Pap Janos dem hänfig rückwärts blickenden Verbrecher stets ermuthigend zuwinkend und der Vater, die Gattin und der Sohn Mihaly's, jener im stummem Schmerze versunken, diese laut jammernd und weinend. Umgeben war der Delinquent mit seinem nächsten Gefolge von einer Anzahl bewaffneter Trabanten, welche zu diesem Zwecke aus Hermannstadt waren herbeordert worden, und außerdem folgten zu größerer Sicherheit und zur Aufrechthaltung der Ordnung noch eine bedeutende Anzahl Bauern, welche gleichfalls mit Schießgewehren, Spießen und Hellebarden bewaffnet waren.

Sobald der Zug zur freien Ansicht der Berge gelangte, wurde auf dem höchsten derselben der Galgen sichtbar, bestehend

aus zwei senkrecht in die Erde gepflanzten und einem horizontal darüber gelegten eichenen Balken, der von einer unzählbaren Menge von Menschen umwogt wurde, welche aus den umliegenden Dörfern herbeigeströmmt waren. Langsamen Schrittes bewegte sich der Zug den hohen und steilen Berg hinan. Als er in die Nähe des Richtplatzes gelangte, wurde von einigen bewaffneten Männern eine Gasse durch die dichte Masse des neugierigen sich herbeidrängenden Volkes gebrochen, und es wurde nun eine Leiter an den Galgen gelehnt sichtbar, welche von einigen unheimlichen Gestalten umgeben: in einiger Entfernung von derselben stand der Scharfrichter, ein Zigeuner, in einer Kleidung von den buntesten und grellsten Farben, näher an der Leiter standen vier scheußliche Kerle, alle Zigeuner von fast schwarzer Gesichtsfarbe, die Handlanger des Scharfrichters. Sie hatten früher einen engen, zerlumpten Mantel über den Schultern getragen; sobald aber der Zug in die Nähe kam, entäußerten sie sich zu mehrerer Bequemlichkeit desselben und standen nun da mit aufgeschlagenen schmutzigen Hemdärmeln, zerrissenen engen blauen oder gelben Hosen und baarfuß, eckelerregend für jeden Unbetheiligten, schauderhaften Anblicks für den hinzurichtenden Verbrecher bei dem Gedanken, unter solchen Händen seinen Geist aufgeben zu müssen.

Angelangt an dem Orte der Bestimmung wurde der Delinquent von den Trabanten und Bewaffneten in einen Kreis genommen, der Dorfs-Notar trat vor und las das Urtheil laut ab und brach ein Stäbchen über dem Haupte des Delinquenten entzwei; der Richter gab das Zeichen zum Beginnen der Execution; der Delinquent wurde von den Gehülfen des Scharfrichters ge-

faßt und an die Leiter geschlept, indessen Einer derselben bereits den Querbalken erklettert und den Strick an dem eisernen Hacken befestigt hatte. Mit dem Ausdrucke unsäglicher Angst blickte Mihaly nach Pap Janos, doch da dieser ihm noch immer ermuthigend zuwinkte und seine Rechte unter das Wamms auf der Brust führte, wo, wie der Delinquent wußte; das Rettungstuch verborgen war, so schritt er keck die Leiter hinan. Oben angelangt, wendete er sich nach seinem Freunde um, — dieser war aber in der Menge verschwunden. Der Verbrecher suchte ihn mit seinen Augen, und sprang dann, als er über seinem Haupte eine Bewegung wahrnahm von der Leiter — erreichte aber den Boden nicht mehr — er sprang in die von oben mit großer Geschicklichkeit ihm über den Kopf geworfenen Schlinge, und war in wenigen Augenblicken eine Leiche. Das Jammergeschrei des Weibes und des Kindes mischte sich mit dem Gesumme des Volkes und nach einer halben Stunde hatte sich die Menge verlaufen. Der Wind wehte den Leichnam hin unb her, in einiger Entfernung schritt eine bewaffnete Wache auf und nieder, ein Greis und ein Weib lagen jammernd mit ihrem Angesichte auf dem Grasboden, ein kleiner Knabe hatte sich an den Fuß des Gehängten geklammert und rief dem Vater ängstlich zu herabzukommen, und mit ihm und der Mutter nach Hause zu gehen.

12.

Harteneck war noch mit dem Schreiben verschiedener Briefe eifrig beschäftigt, als er von dem Kammerdiener unterbrochen

wurde, welcher meldete daß ein ihm unbekannter ungarischer Herr Seine Gnaden zu sprechen verlange. — Sachs war für Jeden, der ein Anliegen an ihn hatte, zugänglich und wies nicht leicht irgend Jemanden ab, der ihn zu sprechen begehrte. — So ließ er auch dießmal, obgleich ihm der Besuch zu sehr ungelegener Zeit kam, den fremden Herrn eintreten. — Da der Mann, welcher nun eintrat, ganz das Aussehn eines echten Magyaren hatte, so redete Sachs diesen in ungarischer Sprache an, indem er ihn um sein Anliegen fragte.

Der Fremde antwortete indeß in sächsischer Sprache: „Ob ich gleich der ungarischen Sprache vollkommen mächtig bin, so bitte ich Euer Edel namhafte Weisheit dennoch um die Erlaubniß mein Anliegen in meiner Muttersprache vorbringen zu dürfen.“ —

„So, seid Ihr ein Sachse?“ — erwiderte Sachs lächelnd — „Ihr seht wahrhaftig so martialisch aus, daß Ihr eher einem Kurutzenanführer gleichen möget als einem frommen Sachsen.“

„Gnädigster Herr! ich will eben nicht behaupten, daß ich ein frommes Kind bin — doch bin ich ein Kind dieser guten Stadt.“

„Nun, es freut mich Eure Bekanntschaft gemacht zu haben. — Welches ist Euer Begehren? Seid kurz und bündig!“

„Damit kann ich nicht eher herausrücken, als bis mir Eure Gnaden versprochen haben werden mich ungehindert und ungekränkt von hier und aus der Stadt abziehn zu lassen, nachdem ich mich meines Auftrags werde entledigt haben.“

„Ihr seid also im Auftrage eines Andern gekommen?“

„Ja, gnädiger Herr! Darum mache ich auf eine Behand-

lung Anspruch, wie sie der geheiligten Person eines Abgesandten zu werden pflegt.“

„Ohne eben Eure Person, die mir aus sehr irdischem Teige geknetet zu sein scheint, für geheiligt zu halten will ich Euch dennoch das Versprechen eines ungehinderten Abzuges geben. — Sprecht nun; wer sandte Euch? Was wollt Ihr?“ —

„Hier mein Beglaubigungsschreiben!“ — sagte der Fremde indem er ihm ein solches einhändigte. —

„Wie?“ — rief Sachs in nicht geringem Staunen aus, als er das Schreiben gelesen hatte, — „Ihr seid ein Abgesandter des Fürsten Franz Rakoczi und somit einer seiner Anhänger?“ —

„Ja, gnädigster Herr! Ich rühme mich einer der treuesten Anhänger Seiner fürstlichen Gnaden zu sein.“

„Dafür sollte ich Euch hängen lassen! — Doch Ihr habt mein Wort. — Sprecht, was ist das Verlangen des Fürsten?“

„Erstlich hat mir der Herr Fürst aufgetragen Euch zu sagen, daß er von einigen Herren im Gubernium, mit denen er in freundschaftlichem Briefwechsel steht in Erfahrung gebracht habe, daß eine gewisse Parthei damit umgehe Euch zu verderben. — Ihr möchtet demnach auf Eurer Huth sein und Maßregeln zu Eurer Sicherheit ergreifen.“

„Ich bin dem Herrn Fürsten für diesen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung sehr verbunden.“ —

„Der Fürst hat mir befohlen Euer Gnaden zu sagen, daß es in Euer Macht stehen würde nicht nur alle Intriguen Eurer Feinde zu vereiteln, sondern auch an denselben Rache zu nehmen, wenn Ihr seine Parthei ergreifen und eine Abtheilung

seiner Truppen in Hermannstadt als Besatzung aufnehmen wolltet unter der zugestandenen Bedingung, daß diese Besatzung ganz unter Eurem Befehle stehen sollte."

„Seid Ihr fertig, mein sauberer Herr Abgesandter?" — unterbrach hier in heftigem Zorn Sachs den Redner. —

„Noch nicht, gnädiger Herr! — Der Herr Fürst hat mir befohlen Euch ferner zu sagen, daß es Eure Pflicht sei die Sache des Kaisers zu verlassen und auf die Seite der Patrioten mit der ganzen sächsischen Nation zu treten, da dadurch der Krieg bald geendigt, viel Blutvergießen vermieden und dem Vaterlande viel Unheil erspart werden würde, und überdieß die Sache des Kaisers, der Mühe genug haben werde Ungarn zu behaupten, in Siebenbürgen hoffnungslos verloren sei."

„Bist du fertig, Schurke?" — donnerte den unerschrockenen Redner Sachs aufs Neue an. —

„Noch nicht, gestrenger Herr! — Der Herr Fürst hat mir befohlen Euch ferner zu sagen, daß wenn Ihr seinem Ansinnen entsprächet und durch Eure und der sächsischen Nation Beitritt der General Rabutin mit den kaiserlichen Truppen aus Hermannstadt und Siebenbürgen getrieben, und der Friede im Lande hergestellt sein würde, Ihr zum erblichen Comes der sächsischen Nation erhoben werden und den Fogarascher Distrikt für Euch und Eure Nachkommen auf ewige Zeiten als Kronlehn erhalten sollet." —

„Heda!" — rief Sachs zur Thür hinaus — „Ist Niemand da? Greift den Schurken und werft Ihn bis auf Weiteres in das finsterste Loch des Rathhauses!"

„Ich bitte, gestrenger Herr!" — entgegnete auf dieß der

Abgesandte mit unerschütterlicher Ruhe — „Euer Gestrengen wollen sich gütigst erinnern, daß ich nur unter dem Versprechen eines ungehinderten Abzugs mich meines Auftrages entledigen wollte.“ —

„Ja, so ist's! — Ich hatte das vergessen und will, obgleich du den Galgen verdienst, mein Versprechen halten. Du magst ungekränkt von dannen ziehn.“ —

„Und welche Antwort soll ich dem Fürsten bringen?“

„Wie? willst du in das Lager des Rebellen zurückkehren? die Waffen führen gegen unsern rechtmäßigen Kaiser und Landesfürsten? — Du, ein Sachse, gemeinschaftliche Sache machen mit den Rebellen?“ —

„Gnädiger Herr! ich bin nicht der einzige Sachse in dem Lager der Kurutzen.“

„Schändlich! abscheulich! — Wollt Ihr gegen Eure Brüder und Väter kämpfen?“ —

„Das ist nun zwar nicht angenehm — aber wir hoffen, daß sich in Kurzem unsere Nation mit uns vereinen werde. Es wäre Thorheit, wenn sie es nicht thäte. — Der Fürst befiehlt über eine große Armee, fast der gesammte ungarische und siebenbürgische Adel folgt seiner Fahne — was vermögen da die Sachsen? — Ihr Land, ihre Dörfer und Städte werden verwüstet werden, wenn sie Widerstand leisten; ihre Männer werden niedergehauen, ihre Weiber eine Beute wilder Soldaten werden.“ —

„Das wollen wir sehn! — Wir wollen sehn ob die hochberühmte Tapferkeit unserer Vorfahren sich auf die Enkel fortgeerbt hat! Wir wollen es erfahren, ob wir noch würdig sind des

deutschen Namens, des Namens eines deutschen freien Volkes! — Geh' jetzt und bringe dem Fürsten die Antwort, die ich dir nicht umständlicher zu wiederholen brauche. — Merke wohl! in einer Stunde magst du die Mauern der Stadt hinter dir haben, oder sie gestatten dir nie wieder den Austritt."

Der Abgesandte des Fürsten Rakoczi hatte bereits die Thür in der Hand, als ihn Harteneck wieder zum Stehn brachte. —

„Höre, Bursche! — Wie heißest du? Wer waren deine Eltern?" —

„Wollt Ihr wissen, wie ich dermalen heiße, oder wie ich einst hieß?" —

„Das Letztere."

„Ich hieß einst Johann Georg Folbert und bin der Sohn des seligen Herrn Johann Georg Folbert, weiland Zunftmeister der hiesigen ehrsamen Schneiderzunft." —

„Wie kamst du in die Gesellschaft der Rebellen?" —

„So wie viele Andere, denen es nie auf der Stirne gestanden, daß sie ihr Brot mit dem Kriegshandwerk verdienen sollten. — Mein Vater that mich als ich fünfzehn Jahre alt und ein starker großer Bengel war auf die Lehre zu einem Schmiedmeister. Statt aber bei meinem Meister an den Ambos gestellt zu werden, mußte ich zwei ganze Jahre hindurch nichts anders als den Blasebalg treten, der Meisterin auf die Kinder sorgen, und alle möglichen häuslichen Arbeiten verrichten, die Gesellen bedienen, Nachts bis zwei und drei Uhr auf den Meister im Wirthshause mit der Laterne warten; dabei bekam ich regelmäßig täglich von dem Meister, der Meisterin und Jedem der sieben Gesellen einmal Prügel — das machte mich zum Feinde

meines Kaisers, den ich im Grunde meines Herzens recht lieb habe, und zu einem grimmigen Helden, ob es mir gleich jedesmal im Herzen wehe thut, wenn ich mit meinem schweren Schwerte ein Christenkind niederschlagen muß. — Ich klagte zwar meinem Vater oft über die üble Behandlung, die ich erfuhr, und daß ich dabei nichts lernte — aber mein Vater trieb mich jedesmal mit Schlägen wieder zu meinem Meister. — Es hieß immer: „Bursche! die vier Jahre der Lehrzeit mußt du aushalten — es geht keinem besser.“ — Das war nicht länger auszuhalten — ich lief davon und bin jetzt der Anführer einer Rotte im Heere der Rebellen.“ —

„Verlasse die Rebellen und bleibe hier. — Du sollst nicht mehr zu deinem Meister zurückkehren. — Ich will dir reichliches Brot und ehrenvolle Beschäftigung geben.“ —

„Nein! gestrenger Herr! — Erstens müssen Euer Gnaden bedenken, daß unser Einer auch Ehre im Leib hat und darauf sieht, daß er nicht wortbrüchig wird — nun habe ich dem Herrn Rakoczi, der ein gar guter und freundlicher Herr ist, feierlichst versprochen wieder in sein Lager zurückzukehren und ihm Antwort von Euch zu bringen, auf die er mit Ungeduld wartet; zweitens führt man in seinem Lager ein gar lustiges Leben — Essen und Trinken gibt es vollauf; das Würfelspiel nimmt kein Ende; Mädchen und Weiber thun wie närrisch mit uns, sobald sie hören, daß wir von des Rakoczi Leuten seien. — Immer lustige Gesellschaft, Lachen, Tanz und Kurzweil! und die Arbeit worin besteht die? — Manchmal mit den Lobonczen herumpauken. — Das ist Alles! — Was wäre hier mein Loos? — Alle Tage „Kächen“ und Sauerkraut am Sonntage, den Tag

über harte Arbeit und Abends vor dem Gassenthore herumlungern bis es Zeit zum Schlafen ist, und im Winter der Mutter aus Lutheri Tischreden vorlesen — am Sonntag fein dreimal in die Kirche gehn und die übrige Zeit nicht wissen was anfangen; begegnet einem ein hübsches Mädchen auf der Straße muß man schüchtern die Augen niederschlagen, will man nicht von den Nachbaren als einen Thunichtgut ausgeschrien werden, vor allen Herren, Meistern und Hundertmännern den Hut abziehn und jedem Lobonczen eilig aus dem Wege springen oder bereit zu sein einen Rippenstoß in Empfang zu nehmen — Nein! gnädiger Herr! Es thut mir zwar Leid, daß ich gegen unsern allergnädigsten Kaiser und Herren fechten soll — aber ich denke der große Kaiser Leopold wird sich nicht viel daraus machen ob der Johann Georg Folbert aus Hermannstadt für ihn oder gegen ihn ficht — für ihn — würde ich ihm nicht von großem Nutzen sein, und gegen ihn — füge ich ihm auch keinen großen Schaden zu." —

„Nach deinen Worten zu schließen scheinst du kein großer Held zu sein; wie kommt es nun, daß der Fürst Rakoczi sich deiner bedient hat zu dieser Mission." —

„Das geschah nur weil kein Anderer es unternehmen wollte nach Hermannstadt zu gehn aus Furcht vor dem Grafen Rabutin. — Mein Hauptmann, der oft um dem Fürsten ist, schlug mich diesem zu diesem Geschäfte vor, da er wußte, daß ich ein geborner Hermannstädter sei. — Ich übernahm gerne die Botschaft, weil ich meine Mutter, die seit einigen Jahren Wittwe ist, und meine Schwester, die indessen einen Stadtreiter geheurathet noch einmal bevor es recht losgeht sehen wollte. — Man

weiß doch nicht ob einem nicht etwas Menschliches begegnet in dieser wilden Zeit. — Vor Euch, gestrenger Herr, fürchtete ich mich nicht; denn ich wußte, daß Ihr ein sehr guter Herr seid und dem Hans Georg nichts würdet zu Leide thun lassen, weil er sein Brot bei den Kurutzen gesucht hat. — Auch dürfte ich Euch ja nur an den Dienst erinnern, den ich Euch einmal erwiesen habe.“ —

„So, du hast früher schon Gelegenheit gehabt mir einen Dienst zu erweisen?“

„Ich bin der Junge, der Euch damals als Ihr zu der Frau Frankin, die Eure Geliebte war — —

„Schurke! was wagst du zu sagen?“

„Ich bitte Euer Gestrengen um Verzeihung — ich dachte nicht, daß dabei etwas Arges sei — in den Garten vor dem Elisabeththor reiten wolltet, verrieth, daß der Geselle Eueren Braunen aus Bosheit vernagelt hatte, weil Ihr seiner Geliebten, die damals bei Ihro Gnaden der Frau Sachsin Stubenbenmädchen war — — — —

„Schon gut, mein Held! ich erinnere mich jetzt deiner und will nichts weiter hören. — Geh' und bringe dem Fürsten die Antwort: daß die Sachsen des Kaisers Majestät treu bleiben werden wie Ihre Vorfahren es stets gewesen, und daß weder Versprechungen noch Furcht sie in ihrer Treue wankend werden machen. — Du aber kehre auf bessere Wege um, oder hüte dich mir wieder nahe zu kommen. Geschieht es, so magst du versichert sein, daß ich trotz dessen, daß ich ein guter Herr bin, von deinen eigenen Händen den Hacken werde schmieden lassen,

mit dem ich deinen Hals durch einen schuhlangen Strick in unmittelbaren Verbindung bringen werde."

Der Abgesandte entfernte sich ohne weitere Umstände und Sachs nahm wieder die Beschäftigung auf, welche durch den Eintritt des Anführers einer Kurutzenrotte unterbrochen worden war.

13.

In derselben Stunde des frühen Morgens, welche wie wir oben erzählt haben, Sachs von Harteneck bei seinem Vater zubrachte, hatte der Kanzler, Graf Bethlen in seinem Kabinette eine Unterredung mit einem Manne, deren Ergebniß für die Entwickelung dieser Geschichte von den größten Folgen war.

Bethlen war noch in seinem Morgenanzuge und saß nachläßig halbliegend auf einem Ruhebette; vor ihm stand zwar in einiger Entfernung aber in nichts weniger als gezwungener oder demüthiger Haltung ein kräftiger und rüstiger Mann in besten Jahren von brauner Gesichtsfarbe und in ungarischer Tracht, welche zwar durch auffallende und geschmacklos zusammengestellte Farben aber nicht durch Reichthum sich auszeichnete. Dieser Mann war Körtvélyesi, der Sohn eines reformirten Pfarrers in Ungarn, vor kurzer Zeit noch Sekretär und Vertrauter des Herrn Sachs. Ebensosehr durch seine Kenntnisse und Sprachtalente — er sprach mit gleicher Geläufigkeit ungrisch, lateinisch, deutsch und slavisch ausgezeichnet, als durch seinen Leichtsinn, seine Verwegenheit und Unbeständigkeit und den gänzlichen Mangel an sittlichen Grundsätzen berüchtigt, hatte er sich früher der-

maßen der sächsischen Nation zu empfehlen gewußt, daß er von derselben, nachdem er den evang. Glauben angenommen hatte, zum Director der ungarischen Angelegenheiten ernannt, und ihm der ehrenvolle Auftrag geworden war bei der Rehabilitirung der evangelisch-sächsischen Gemeine zu Fogarasch den ersten Pfarrer dieser Gemeine Georg Schulz am Gründonnerstage 1700 einzuführen, welches er ungeachtet der Protestation der Fogarascher Ungarn auch löblich vollbrachte.

Zu dieser Zeit, von der wir jetzt sprechen, war **Körtvélyesi** Sekretär bei dem Grafen Apor, und hatte bereits einen so hohen Ruf von Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit erlangt, daß einst Graf Rabutiu keinen Anstand nahm dem Grafen Apor, als dieser den **Körtvélyesi** zu ihm in irgend einer Angelegenheit geschickt hatte, sagen zu lassen: er möge diesen Schurken von **Körtvélyesi** nicht ferner zu Sendungen an ihn gebrauchen, indem er ihn gewiß nicht wieder ohne ihn mit 300 Stockprügeln regalirt zu haben zu seinem Herren zurückkehren würde lassen. — Sonderbar! und doch war in der nächstfolgenden Zeit darauf derselbe, von Rabutin mit dreihundert Stockprügeln bedrohte **Körtvélyesi** als Sekretär im Dienste desselben Grafen Rabutin und erfreute sich des Vertrauens desselben in einem ausgezeichneten Grade. Doch wie **Körtvélyesi** früher dem Harteneck die Freundschaft und das Vertrauen mit denen er ihn beehrt, und die wesentlichen Dienste, die er ihm geleistet, mit dem schwärzesten Undanke lohnte; so wie er das Vertrauen Apors mißbrauchte: so handelte er auch an dem Grafen Rabutin. — Nach kurzer Zeit entfloh er aus Hermannstadt und trat in die Reihen der Kurutzen. —

Dieser **Körtvélyesi** stand in der bezeichneten Morgenstunde dem Kanzler Grafen Bethlen gegenüber. —

„Bei alledem, mein lieber **Körtvélyesi**," — fuhr der Kanzler in dem schon begonnenen Gespräche fort — „hast du es nicht weit gebracht. — Du hast es mit dem lutherischen Sachsen versucht — du hast dich an dem katholischen Ungar gehängt; und was bist du? — Nichts bist du! Nein nichts! — Aber nicht nur an Ehre sondern auch an Geld scheinen dir deine Verdienste wenig eingetragen zu haben; ich sehe noch keine goldene Schnüre auf deinen Dolmany, und der Gürtel, an dem dein rostiger Sarras hängt, ist von eitel-grober Wolle." —

Ein Fluch in allen vier dem Angeredeten zu Gebote stehenden Sprachen, dessen erster und bester Theil dem Sachs, der letztere und kürzere dem Apor galt, und der, wollten wir ihn wörtlich anführen gewiß eine enggedruckte Seite füllen würde, diente als Antwort auf diese stachelnde Rede des Kanzlers. —

„Höre auf! Höre auf, du fürchterlicher Flucher!" — unterbrach ihn endlich der Kanzler, indem er sich die Ohren mit beiden Händen zustopfte und das Ruhebett verließ um im entferntesten Winkel gleichsam Schutz vor diesen fürchterlichen Flüchen zu finden. —

Körtvélyesi hatte sich außer Athem geflucht und mußte somit endlich mit seinem beliebten kräftigen Schlußworte enden. —

„Ich sehe" — nahm Graf Bethlen wieder das Wort — „diese schwarze Undankbarkeit von den beiden einflußreichen Herren schmerzt dich." —

„Soll es mich nicht schmerzen da unten mit all meinem Talente, meiner Wissenschaft und Brauchbarkeit sitzen zu bleiben,

während Dutzende von unwissenden Dummköpfen eine Sprosse nach der andern erklimmen?"

"Füge deinen Talenten, deiner Wissenschaft und Brauchbarkeit noch deine Bereitwilligkeit zu jedem Schurkenstreiche hinzu — und es ist wirklich ein Wunder zu nennen, daß du dein Glück noch nicht gemacht hast."

"Excellenz!" — erwiderte Körtvélyesi mit boshaftem Lächeln und mit unverkennbarer Beziehung auf gewisse damals hochgestellte Herren — "das ist eben der klarste Beweis, daß ich in der unglücklichsten Constellation der Gestirne geboren bin. Mit halb so viel Bübereien und Schurkenstreichen haben es Manche zu hohen Ehren und Würden gebracht."

Bethlen biß sich auf die Lippen nahm aber übrigens von dieser unverschämten anzüglichen Rede weiter keine Notiz, sondern trat freundlich auf ihn zu und sagte ihm mit der Rechten auf die linke Achsel klopfend:

"Körtvélyesi, versuch es einmal mit unserer Parthei!"

"So? — Habe ich Eure freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich nicht kennen gelernt? — War es nicht Eure Parthei, die mir ans Leben wollte wegen der einfältigen Geschichte mit dem Szent-Páli? — — Wahrhaftig! hätte sich nicht der lutherische Sachse meiner so warm angenommen, Ihr reformirten Herren Ungarn hättet mich, den Sohn eines ungarischen reformirten Pfarrers hängen lassen und zwar wegen einer solchen Kleinigkeit!" —

"Was Schurke! den Mord eines Menschen nennst du eine Kleinigkeit?" —

"Was gilt in diesen Zeiten ein Menschenleben!"

„Uebrigens“ — sagte der Kanzler ohne es für nöthig zu erachten sich über die letzte empörende Aeußerung des Bösewichts in eine Erörterung einzulassen — „Uebrigens war es mit jener strengen Untersuchung wegen des an Szent-Páli verübten Meuchelmordes nicht eigentlich auf dich gemünzt — man wollte einen Andern, einen Höhern ans Messer bringen, in welchem man, und ich denke nicht mit Unrecht den eigentlichen Urheber dieser That erblickte.“ —

„Ihr meinet den Königsrichter?“ — —

Der Kanzler nickte blos bejahend mit dem Kopfe und haftete mit forschenden Blicken auf dem Angesichte Körtvélyesi's.

„Ihr irrt Euch, Excellenz, hierin. — Das war ganz meine That — ich hatte eine Rechnung mit dem Szent-Páli. — Es ist zwar wahr, daß der Königsrichter mir wegen dieser That nicht zürnte — er ist aber nicht der Anstifter derselben. — Sie kommt ganz auf meine Rechnung.“ —

„Die Sache ist jetzt abgethan. — Versuch' es in meinen Diensten und du sollst bald anders stehn.“ —

„Wollt Ihr mich zu Eurem Sekretär machen?“

„Nein! aber ich habe andere Geschäfte für dich.“

„Lasset hören!“

„Es gilt den Königsrichter den Sand des Erdbodens küssen zu lassen.“ —

„Oh, nur zu! Ich will dabei in die Hände klatschen.“ —

„Ohne Zweifel! ich weiß, daß du ihn hassest.“ —

„Nun, wenn ich ihn nicht hasse!! — Ich habe Ursache dazu.“

„Du mußt mit Hand anlegen.“ —

„Auf welche Weise?“

„Erstlich muß Apors Freundschaft für Sachs in die bitterste Feindschaft verwandelt werden.“ —

„Das ist sehr leicht. — Graf Apor haßt im Grunde den Harteneck als einen Lutheraner ebensosehr als Euch, einen eingefleischten Kalviner. — Seine Freundschaft für den Harteneck ist nicht natürlich, ist nur erkünstelt. — Ich habe aus früherer Zeit ein satyrisches Carmen von der Feder des Königsrichters auf den Thesaurarius — ich darf ihm dieses nur in die Hände spielen und Ihr sollt sehn, ob er ihn hasset. — Harteneck macht sich in dieser Satyre über den Ehrgeiz des Thesaurarius Gouverneur zu werden lustig — und da er damit die Wahrheit in den Mittelpunkt getroffen hat, so könnt Ihr denken, daß es wirken wird.“ —

„Gut, das wird's thun; dieß ist aber nicht genug damit wir mit unsern Angriffen auf Harteneck nicht abermals scheitern wie vor zwei Jahren, müssen wir ihn vorerst in der Meinung des Kommandirenden zu Grunde richten — und dazu sollt Ihr uns die Mittel reichen.“ —

„Ich? — Ihr scherzt! Ihr wißt doch, daß ich mich vor seiner Excelleuz nicht darf blicken lassen. Seine Excellenz liebt ein soldatisches Verfahren, dem ich mich nicht gerne aussetzen möchte.“ —

„Das hat's auch nicht nöthig. — Du sollst uns nur gewisse Beweise eines zärtlichen Verhältnisses in dem Sachs zu einer gewissen Dame gestanden sein soll in die Hände liefern. — Dir als dem ehemaligen Vertrauten desselben können solche nicht entgangen sein.“

„Meint Ihr die saubere Geschichte mit der Braut seines Bruders?“ —

„Ah! das thut's nicht.“

„Oder Hartenecks Liebeshändel mit Franks Gattin?“ —

„Was kann denn das Seine Excellenz interessiren?“

„Nun, dann noch weniger seine Liebesabenteuer mit andern Damen aus der dienenden Klasse?“ —

„Ganz gewiß! — Aber man munkelte auch zu einer Zeit von einem vertraulichen Verhältnisse Hartenecks zu — — —

„Zur Baronesse Acton? — Nun, das hat er ja selbst durch ein Epigramm offenkundig gemacht.“ —

„Nein! Nein! — — — Zu der Gräfin Rabutin“ — platzte endlich der Kanzler nach langem Zögern heraus. —

„Hm!“ — — ließ **Körtvélyesi** von sich hören und kratzte sich hinter dem rechten Ohre — „Ja, ja! ich erinnere mich, daß davon vor einiger Zeit die Rede war — ich weiß aber nichts davon. — Ich bin zwar bei mir selbst überzeugt, daß etwas Wahres dem Gerede zum Grunde lag — aber ich habe keine Beweise. — Ich habe nie etwas gesehn, und der Königsrichter hat hierin nie einen Vertrauten gehabt. — Es ist nichts als ein Verdacht.“ — —

„Ah, das ist genug! — Ein klein wenig Verdacht ist genug zu unserem Zwecke! — Es wird mehr als hinlänglich sein, wenn wir diesen Verdacht dem Gemüthe des Generals einimpfen können.“ —

„Wir wollen sehn — ich will über die Sache nachdenken.“ —

„Wir können also auf dich rechnen, **Körtvélyesi**?“

„Noch nicht.“ —

„Wie? Nachdem du dich so weit eingelassen?“ —

„Noch nicht! — Es ist möglich, daß ich mich zurückziehe. — Ehe ich mich entschließe, will ich noch einen Wurf thun. — Entlaßt mich jetzt, Excellenz! — In wenigen Stunden will ich Euch meinen Entschluß kund thun. — Aber, wenn ich mich für Euch entscheide — so wirds doch dießmal Ernst werden mit dem Königsrichter?“

„Fürchterlicher Ernst, mein lieber Körtvélyesi! — Nur einen Beweis eines Verdachtes bringt bei — sei es selbst ein höchst verdächtiger Beweis. — Er wird seine Wirkung bei dem empfänglichen Gemüthe des Franzosen nicht verfehlen.“ —

Sobald sich Körtvélyesi entfernt hatte, ließ sich Graf Bethlen ankleiden und begab sich unverzüglich zu Harteneck. — Während der rastlose, stets mit weitaussehenden Entwürfen schwangere Geist des Kanzlers, wie wir gesehn haben, thätig war den Königsrichter mit sicherem Verderben zu umspinnen, aus dem kein Entrinnen mehr möglich sein sollte, hatte er noch nicht die Hoffnung aufgegeben, jenen, für dessen Geist und Wissen er eine hohe Achtung hatte, und dem er im Grunde seines Herzens wegen seiner einnehmenden Liebenswürdigkeit gewogen war, für seine Pläne und Entwürfe zu gewinnen. In dieser Absicht begab er sich jetzt zu Harteneck um, bevor noch der erste nicht mehr rückgängig zu machender Schritt gethan werde, den letzten Versuch zu machen. —

Graf Bethlen traf den Königsrichter in seinem Zimmer, als er eben die Briefe beendet hatte, die er noch vor seiner Abreise nach Weißenburg schreiben wollte. —

„Ei, Herr Gevatter! ich sehe Sie treffen Anstalten zu

einer Reise. — Der Wagen steht unten gepackt und die Achsen sind trefflich eingeschmiert worden. — Wohin geht die Reise? fragte, wenn's übrigens zu wissen erlaubt ist." —

Mit diesen Worten trat der Kanzler in das Kabinet Harteneck's und begrüßte diesen aufs Herzlichste und Freundschaftlichste. —

„Kein Geheimniß, Herr Kanzler!" — erwiderte trocken der Königsrichter. — „Ich habe eine dringende Einladung von Seiner Excellenz, dem Herrn Gouverneur erhalten, nach Weißenburg zu gehn. — Wird das k. Gubernium nicht die Ehre haben Euer Excellenz in seiner Mitte erscheinen zu sehn?"

„Für dießmal nicht. — Ich habe hier Geschäfte."

„Ist es in Beziehung auf diese, daß ich jetzt zu ungewöhnlicher Stunde die Ehre habe Euer Excellenz bei mir zu sehn?"

„Wenn Sie gefälligst die äußere Thür verriegeln wollen, damit wir vor Lauschern und unwillkommnen Eindringlingen sicher sind, so will ich ohne Verzug zu dem Gegenstande, der mich hieher geführt hat, schreiten."

Nachdem Harteneck den Wunsch des Kanzlers erfüllt hatte; schlug dieser den untern Theil seines blausammtenen, mit kostbarem Zobel verbrämmten und mit vielen Silberschnüren verzierten Leibrockes in eine sackähnliche Falte und wandte sich dann, die gebildeten Schöße, als trüge er in denselben irgend einen Gegenstand, dem erwartungsvollen Königsrichter entgegenhaltend mit diesen Worten und einem Ausdrucke in den Mienen, der es unentschieden ließ, ob er ernst oder scherzhaft sein wollte, an diesen:

„Wählen Sie jetzt, Herr Königsrichter!"

„Der Herr Kanzler müssen heute Nacht sehr wohl geruht, oder“ — setzte er mit deutlicher Betonung der Worte hinzu — „sehr glückliche Geschäfte gemacht haben, da ihre Laune so ungewöhnlich heiter ist.“

„Halten Sie sich an das Letztere und Sie werden keinen Fehlschluß machen. — Welcher Art indessen diese Geschäfte waren, wird Ihnen erst zu seiner Zeit offenbart werden. Jetzt wählen Sie!“

„Ich verstehe Sie in der That nicht.“ —

„Wie jener Römer in den Falten seiner Toga für den Feind Roms Krieg und Frieden barg; so halte ich in den Schößen meines Kleides Krieg oder Frieden für Sie bereit. Wählen Sie!“

„Ohne Bedenken wähle ich den Frieden, wenn die Bedingungen ehrenvoll und vortheilhaft sind.“

„Ehrenvoll? — — Je nachdem — — — Ehre ist ein relativer Begriff — darüber wollen wir nicht streiten. — Vortheilhaft? — Allerdings! Im höchsten Grade vortheilhaft für Sie!“

„Ohne daß sich jedoch Euer Excellenz des eignen Vortheils begeben? — —

„Das versteht sich von selbst. — Warum sollte ich meinen eignen Vortheil außer Augen lassen? — Das wäre ja dumm! — und dumm hat, wie ich glaube, den Grafen Niklas Bethlen noch Niemand genannt.“

„Gewiß nicht! — Es wäre die größte Ungerechtigkeit gewesen.“

„Auch in jener sehr schmeichelhaften, sehr scharfsichtigen

Charakteristik meiner Selbst, welche einen gewissen, sehr geistreichen und witzigen Königsrichter zum Verfasser hat, ist die Eigenschaft der Dummheit nicht mit einbegriffen worden."

„Ich würde in der That durch diese Bemerkung in Verlegenheit kommen, ja vielleicht beschämt werden, wenn mein christlicher und gräflicher Herr Gevatter mir nicht Gleiches mit Gleichem vergolten und meine Charakteristik mit nicht minderem Scharfblicke und nicht minderem Wohlwollen entworfen hätte" — entgegnete Sachs v. Harteneck mit einem erzwungeuen Lächeln, ohne daß es ihm jedoch dadurch gelungen wäre zu verbergen, wie unangenehm ihm die Erwähnung dieses Gegenstandes war.

„Darum keine Feindschaft, Herr Königsrichter! — Es waren Ergüsse heiterer Laune in einer glücklichen Stunde — und das muß man einem Freunde nicht so hoch anrechnen. Lassen wir jetzt das! Setzen wir uns!"

Der Königsrichter lud den Kanzler ein auf dem Sopha Platz zu nehmen, dieser aber schwang sich mit Leichtigkeit auf den Tisch hinauf, in dessen Nähe er stand, schlug die Arme untereinander und ließ die Füße frei herabhängen, welche, je nachdem er im Verlaufe des Gesprächs in größern oder geringern Erregung gerieth, gleichfalls größere oder geringere Pendelschwingungen machten. Der Königsrichter lehnte sich an einen Schrank und erwartete mit ängstlicher Spannung des Gemüthes die Eröffnungen seines gräflichen Gevatters.

„Herr Sachs!" — hub endlich nach einer langen Pause der Kanzler an, düstern und stechende Blicke auf denselben schießend — „Sachs! wir hätten eine lange Abrechnung mit einander zu machen."

„Das Facit würde sehr zweifelhaft sein.“

„Ihnen hat man es größtentheils zu verdanken, daß Alvinczi fast mit allen seinen Forderungen und Unterhandlungen bei dem Wiener Hofe verunglückte; und es ist und war Ihnen nicht unbekannt, daß ich die Instructionen, die ihm mitgegeben worden waren, entworfen hatte, daß es somit meine Forderungen, meine Wünsche waren, welche Sie vereitelt:n.“

„Ich war dem Herrn Alvinczi beigegeben worden um die Interessen meiner Nation zu vertreten. — Ich that nichts anders und that somit nur meine Pflicht; und wenn es mir gelang, meiner Nation nützlich geworden zu sein, so werde ich mich dessen überall und immer rühmen.“

„Gut! gut! wir wollen nicht untersuchen, ob Sie ihrer Nation nützlich geworden sind oder nicht — aber den größten Verdacht gegen Sie und lauten Unwillen erregte es unter den beiden andern Nationen, daß Sie mit einer goldenen Kette geziert zurückkehrten, während Alvinczi, der doch der Abgeordnete der Stände war, leer ausging.“

„Die unverdiente Gnade, welche mir der Kaiser Leopold widerfahren ließ, sollte doch nicht geeignet sein Haß gegen mich zu erwecken.“

„Sie that es; Haß und Verdacht, die immer mehr gesteigert wurden, je plötzlicher und höher Sie in dieser Gunst stiegen. Die Ungarische und Szekler Nation sieht in Ihnen ihren gefährlichsten Feind und erwartet mit Ungeduld die günstige Gelegenheit Sie stürzen zu können.“

„Sie verstehn unter den beiden edeln Nationen Ihre eigne Person und einige Ihrer Freunde.“ —

„Sei es! — Niemand hätte mehr Ursache Sie zu hassen als ich — ich thue es nicht und that es nie! Ich liebe Sie! — Ich habe Ihnen den Beweis dadurch gegeben, daß ich Sie zu Gevatter gewann. — Ich that es, weil ich wünschte mit Ihnen in nähere freundschaftliche Verhältnisse zu treten und Ihres vertraulichen Umgangs genießen zu können. Ich habe Ihnen einen ähnlichen Beweis meiner freundschaftlichen Gesinnung gegen sie gegeben, als ich Ihnen den Antrag machte, sich mit mir zu dem einträglichen Geschäfte des Ochsenhandels zu vereinen — ich bitte unterbrechen Sie mich nicht! — Diese freundschaftlichen Gesinnungen erwiderten Sie damit, daß Sie auf dem Landtage zu Weißenburg 1701 mir feindlich entgegentraten und mich abermals mit meinen Plänen auf den Sand trieben; daß Sie mit der boshaftesten Feder ganze Libelle und jene abscheuliche Pasquille gegen mich und das gesammte kön. Gubernium verfaßten.“

„Ich glaube, es sei überflüßig, daß ich mich gegen Sie vertheidige. Ihnen sind die Beweggründe meiner Opposition sehr wohl bekannt. — Denken Sie an das Memorandum, das Sie damals Sarosi und mir mittheilten! — Konnte ich, eingeweiht in Ihre Projekte Ihre Absichten auf dem Landtage befördern ohne Verräther zu werden an meiner Nation, am Vaterlande und am Kaiser selbst? — Ich will nicht in Abrede stellen, daß ich in gewissen Elaboraten, welche Sie Libelle zu nennen belieben, bisweilen verletzend gewesen bin: Haben Sie aber Ihre Feder, als Sie jene ungegründeten Anklagen gegen die sächsische Nation und meine Person schmiedeten, und welche

jene Erwiderungen meinerseits zur Folge hatten, in Milch und Honig eingetaucht?" —

„Nichts mehr davon! das ist vorbei und vorüber und wenn Sie wollen — auch vergessen! — Schliessen wir ein Bündniß — ein Trutz- und Schutzbündniß mit einander! — Unser Vaterland ist gegenwärtig ein Schifflein, das dem Sturm und Winde preisgegeben bald in dieser bald in jener Richtung fortgetrieben wird und Gefahr läuft an einer Sandbank oder Klippe zu scheitern. — Bemächtigen wir uns des Steuerruders desselben um es wohlbehalten und sicher in den Hafen zu führen!" —

„Das heißt mit andern Worten unter den Fürstenhut des Grafen Niklas Bethlen und in den Schooß der alleinseligmachenden kalvinischen Kirche?" —

Bethlen sprang bei diesen mit bitterer Ironie gesprochenen Worten rasch von dem Tische, schritt mit Heftigkeit gestikulirend einigemal im Zimmer auf und ab und blieb dann Harteneck gegenüber wieder ruhig stehn. —

„Domine Compater" — nahm Bethlen wieder das Wort — „hören Sie mich ruhig zu Ende und wählen Sie dann nach Belieben Ihren Theil. — Ich will aufrichtig — vollkommen aufrichtig sein. — Sie zweifeln daran? — Sie glauben nicht, daß ich auch aufrichtig sein könne? — Ich bin es schon einigemal in meinem Leben gewesen, nämlich dann wenn es mein Vortheil erheischte, und das ist auch jetzt der Fall." —

„Ich begreife nur nicht wie Euer Excellenz gerade mich zum Gegenstande Ihrer Aufrichtigkeit wählen." —

„Das ist sehr einfach. Sie sind (ohne Schmeichelei sei es gesagt) außer mir der einzige Mann von Kopf und Geist und

Willenkraft im k. Gubernium, unsern hochverehrten Herrn Gouverneur selbst nicht ausgenommen."

„Sehr verbunden, Herr Gevatter!" —

„Das ist eins und ist von großem Werthe und empfiehlt Sie mir sehr — hat Sie mir vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft auf der Thordaer Brücke im Jahre 92 empfohlen. — Ein gescheiter Spitzbube (sanc comparaison, Herr Gevatter) ist mir lieber als hundert ehrliche Dummköpfe; denn ein ehrlicher Dummkopf richtet in der Welt oft mehr Unheil an als zehn gescheite Spitzbuben. — Das zweite ist dieß: Sie sind der Graf der sächsischen Nation; Sie haben diese edle Nation in Ihrer Gewalt und können mit ihr machen, oder dieselbe machen lassen, was Ihnen beliebt. — In der Tasche mag wohl der Königsrichter von Leschkirch oder Reußmarkt, oder wie sie alle heißen, die Faust gegen Sie ballen — öffentlich werden sie Alle den Katzenbuckel machen. — Einen solchen Comes brauche ich, weil ich die sächsische Nation brauche — einen solchen Mann, wie Sie sind, darf ich nicht zum Gegner haben. Es ist wahr — ich könnte Ihnen den Hals brechen (verzeihn Sie meiner Aufrichtigkeit, Herr Gevatter) — aber dadurch würde ich mir nur einen gefährlichen Gegner vom Halse schaffen und keinen Verbündeten gewinnen; und zu diesem will ich Sie anwerben." —

„Weiter! weiter! Herr Graf! Ich bin ganz Ohr."

„Gut, hören Sie denn!"

Der Kanzler nahm wieder ruhig seinen Sitz auf dem Tische ein und fuhr fort:

„Siebenbürgen muß in eine andere Bahn geschoben werden soll es nicht elendiglich zu Grunde gehn.“ *)

„Wie verstehn Sie das?“

„Seit mehr als dreihundert Jahren streitet der Orient und der Occident in Ungarn um Ungarn, ohne daß jener sich desselben ganz bemächtigen, dieser dasselbe ganz behaupten kann. — Sehn Sie hierin nicht einen deutlichen Fingerzeig Gottes, welche Bahn wir einzuschlagen haben um Siebenbürgen die so lang entbehrte Ruhe den Frieden, das Glück, den Wohlstand endlich einmal wieder zu geben, den es einstmals, vor Jahrhunderten besaß?“ —

„Ich denke wir hatten seit sechshundert acht und achtzig die rechte Bahn dazu eingeschlagen.“ —

„Mit nichten, Domine Sachs! — Schon vor mehr als hundert und fünzig Jahren hat man eingesehn, daß es seiner Lage wegen unmöglich sei Siebenbürgen gegen die Türken und Tartaren zu vertheidigen und der Christenheit zu erhalten; darum hat es sich schon zur Zeit Kaiser Ferdinands des Ersten mit Einstimmung dieses erlauchten Monarchen und der übrigen christlichen Herrscher, namentlich der Fürsten des h. römischen Reiches der Schutzherrschaft des Türken unterworfen, und war mit einigen von Ungarn abgerissenen Theilen demselben zinsbar bis zum Jahre 1688, wo es von den Herren des erlauchten österreichischen Hauses besetzt wurde. — — Es war von jeher

*) Es wird hier bemerkt, daß die folgenden von Bethlen ausgesprochenen Ansichten wortgetreu entnommen sind einer von Bethlen verfaßten Schrift: „Columba Noe cum ramo Olivae etc.“

der höchste Grundsatz aller weiser Staatsmänner, daß es die Wohlfahrt beider Reiche, Ungarns und Siebenbürgens erheische und sowohl die politische als auch die Gewissensfreiheit beider Länder nur gedeihn könne, daß und wenn Siebenbürgen dem türkischen, Ungarn dem deutschen Scepter unterworfen sei. Die Geschichte der letzten hundert und fünfzig Jahre hat diesen verhängnißvollen Grundsatz gleichsam geheiligt. — Es ist gewiß, daß das große Kleeblatt der Ungarn, nämlich der große Fürst von Siebenbürgen Gabriel Bethlen, der große ungrische Cardinal Peter Paßmany nnd der große Palatin Ungarns Nicolaus Eßterhazi diese Theilung der ungarischen Lande im Werke, im Munde und im Herzen geführt haben. Nur so können beide Reiche, Ungarn und Siebenbürgen gezügelt, nur so die Völker der Freiheit theilhaftig werden, von der sie unter ihren eigenen Königen ein den rechten Gebrauch gemacht haben. Es sei daher weise Politik dahin zu streben, daß nie beide Länder einem und demselben Kaiser untergeben seien."

„Ah, Herr Kanzler!" — nahm Harteneck das Wort, als jener um Athem zu schöpfen eine Pause machte — „daß ist ja eine Vorlesung über Staatsgrundgesetze ganz neuer, ungewöhnlicher Art." —

„Nein! wie ich Ihnen schon gesagt habe sind diese Staatsgrundgesetze sehr alt und es bekannten sich von jeher unsere größten Staatsmänner dazu. — Es liegt viel Wahrheit und somit auch Weisheit darin. Doch bin ich der Meinung, daß man in Betreff Siebenbürgens einige Modifikationen darin anbringen kann. Diese wären etwa folgender Art —

„Aber wozu mit dergleichen Hirngespinnsten sich herumtragen.“ —

„Bitte, Herr Gevatter! — Es sind dieß die Früchte einer reifen Ueberlegung und glühender Vaterlandsliebe, Ich bin überzeugt, daß nur auf diese Weise, wie ich Ihnen sogleich angeben werde, der Frieden von Außen und der Friedeu im Innern unsers Vaterlandes hergestellt und auf ewige Zeiten erhalten werden könne. Darum nehme ich Ihre Aufmerksamkeit in fernern Anspruch. — Meine unmaßgebliche Meinung geht dahin: Seine kaiserliche Majestät erwähle zum Fürsten von Siebenbürgen und derjenigen Theile des Königreichs Ungarn, welche einstmals das erlauchte österreichische Haus dem Botschkai und Gabriel Bethlen überlassen hat, einem jungen ausgezeichneten Prinzen aus einem großen deutschen Hause reformirter Religion. Dieser Fürst vermäle sich mit einer Erzherzogin und erhalte das Fürstenthum als Mitgabe mit der Eigenschaft der Erbfähigkeit auf die männliche Nachkommenschaft und unter folgenden Bedingungen. — Ich bitte unterbrechen Sie mich nicht, Herr Sachs!“ —

„Der Frieden mit der Türkei werde erneuert, und das Fürstenthum Siebenbürgen bekenne sich darin dem türkischen Kaiser tributpflichtig; es verpflichte sich jährlich fünfzehn tausend Goldgulden zu zahlen. Soviel zahle auch das Königreich Ungarn. — Ferner:

„Wenn ein Fürst mit Tode abgegangen, so empfange der Erbe oder Nachfolger das Fürstenthum stets von dem römischen Kaiser oder Könige von Ungarn, so lange nämlich das erlauchte österreichische Haus in Ungarn regiert, als Lehn. Doch suche der neue Fürst auch die Bestätigung von der ottomanischen

Pforte und die bei solcher Gelegenheit gewöhnlichen Geschenke vom türkischen Kaiser nach.“ Ferner:

„Die gegenwärtige Verfassung Siebenbürgens bleibe unangetastet und werde unter die Garantie Englands, Schwedens, Dänemarks, Preussens, der vereinigten Staaten (Niederlande) und der Schweiz gestellt.“ —

„Stirbt diese Dynastie in männlicher Linie aus, so mögen die Stände das Recht einen neuen Fürsten zu wählen ausüben, aber dieser neugewählte Fürst sei ein Deutscher und Bekenner der reformirten Religion, und vermäle sich mit einer österreichischen Erzherzogin, wenn dann eine solche zu haben ist. Ferner:“

„Dieser Fürst lerne die ungrische Sprache, kleide sich ungrisch und halte zum größten Theile wenigstens ungrisches Hausgesinde. Seine Gemalin wähle er nicht aus einem ungarischen oder siebenbürgischen Geschlechte, noch sei sie eines Privatmanns Tochter, sondern sie entstamme stets irgend einem christlich-fürstlichen Hause von einer der drei in Siebenbürgen recipirten Religionen; auch mag sie dem griechisch-katholischen Glaubensbekenntnisse zugethan sein. — Der Fürst aber selbst sei und bleibe immer reformirter Religion bei Verlust des Fürstenthums. — Ich bitte Herr Gevatter unterbrechen Sie mich nicht! — Sie wollen Einwürfe gegen diese Bestimmungen erheben? — Ich kenne sie; ich will sie beantworten. Sie fragen, warum dieser Fürst ein Deutscher sein müsse? — Wie ich, ein Ungar, dazu komme dieses anzurathen, da doch den Ungarn nichts so widerwärtig sei als den Deutschen unterthan zu sein?“

„Ich antworte“ — fuhr Graf Bethlen fort — „erstens: weil kein Prophet in seinem Vaterlande Anerkennung findet,

und somit die siebenbürgischen Ungarn sich leichter einen deutschen Fürsten als einen aus ihrer Mitte gefallen lassen werden. — Zweitens: er wird sich im Occident und Orient Geltung zu verschaffen wissen und dadurch bei seinen Unterthanen an Ansehn gewinnen; drittens: ein solcher nur ist würdig der Eidam des Kaisers zu sein; viertens: in einem deutschen Fürsten wird Deutschland oder das römische Reich selbst regieren, und um seinetwillen das ungarische Volk mit mehr Eifer schützen, als wenn der Fürst ein Ungar wäre; fünftens: der Nationalhaß der Deutschen und Ungaru wird sich mit nach und nach in Liebe verwandeln; sechstens: ein deutscher Fürst wird die in Politik und Oeconomie wenig erfahrnen Ungarn unterrichten, wird Handelsverbindungen zwischen dem Occident und Orient anknüpfen, wird nichts Böses aber viel Gutes, der ganzen Christenheit zukommend, stiften; was Alles ein Fürst aus ungarischem Geschlechte nicht bewirken würde können." —

„Sie fragen, warum ein erblicher Fürst, da doch Siebenbürgen in der Berechtigung seinen Fürsten frei zu wählen seinen theuersten Götzen anbetet?"

„Ich antworte: Es gibt erschöpfende Abhandlungen über die Frage: ob ein erbliches oder Wahlregiment besser sei? — Doch für Siebenbürgen ist es ausgemacht, daß die Wählbarkeit des Fürsten für dasselbe die verderblichste Pest gewesen ist. Daraus gingen die vielen ehrgeizigen Thronprätendenten hervor; das war die Ursache der vielen Ueberläufe zu den Türken; ihr verdanken wir die aufgedrungenen Fürsten; sie veranlaßte den schmäligen Handel um das Fürstenthum und erregte die häufigen Bürgerkriege und so viele Uebel, wovon zu sprechen man nicht

ohne die tiefste Schmach und den bittersten Verdruß zu empfinden vermag.

„Sie fragen ferner: Warum der Fürst eine deutsche Gemalin und zwar die erste aus dem österreichischen Hause wähle? —

„Ich antworte auf das erstere, weil der Fürst selbst ein Deutscher sein soll. — Daß sie aus dem österreichischen Hause genommen werde, verlangt die Majestät des entsagenden Kaisers und Königs von Ungarn, der Friede beider Reiche, und das viele Gute und Schöne, welche das Glück, die Ruhe und den Ruhm des siebenbürgischen und ungarischen Volkes bedingen.“ —

„Sie fragen weiter, warum soll dieser Fürst nothwendigerweise dem reformirten Glaubensbekenntnisse zugethan sein? — Ich antworte: weil das Volk, das er zu regieren berufen werden soll, zum größten Theil sich zu dieser Religion bekennt, zum Theil dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse zugethan ist, zum Theil zur griechischen Kirche zählet; zweitens, weil Siebenbürgen seit hundert Jahren ohne Unterbrechung Fürsten reformirter Religion gehabt hat; drittens, weil unter den reformirten Fürsten die Unabhängigkeit und die Rechte der Katholiken nie gefährdet waren und nie sein werden; viertens, nur dadurch daß in Siebenbürgen eine solche Regierung herbeigeführt wird, werden das helvetische und augsburgische Glaubensbekenntniß im Königreich Ungarn sicher vor Unterdrückung sein; fünftens, ein solcher Fürst wird den Protestanten in ganz Europa genehm, und selbst die ottomanische Pforte und die gesammte griechische Kirche des Orients, zunächst die Fürsten der Walachei und Moldau werden damit wohl zufrieden sein; sechstens, weil auf keine

andere Weise ein Religionskrieg und andere unheilvolle Zerwürfnisse zu vermeiden sein werden.“ —

„Herr Kanzler!“ — nahm jetzt Sachs das Wort — „Ich habe Sie ausreden lassen ohne Sie zu unterbrechen; nun erkläre ich Ihnen aber, daß ich seit zwei Jahren meine Meinung hierüber nicht im geringsten geändert habe. Schon damals wiesen Sie in Ihrem verunglückten Projekte, obgleich dunkel und unklar auf ähnliche Staatsveränderungen hin; Sie erinnern sich mit welcher gerechten Entrüstung ich damals ähnliche Insinuationen zurückwies — ich versichere Euer Excellenz, daß ich hierüber nicht anders denke. — Die Besitznahme Siebenbürgens durch das erlauchte österreichische Haus kann hinfort nie und nimmermehr der Gegenstand einer politischen Berathung oder einer historischen Kritik sein, um so mehr als diese Besitznahme mit Einwilligung des letzten Wahlfürsten und der Stände geschah — sie ist eine unantastbare Thatsache, und jeden Entwurf oder Versuch eine andere, diese Thatsache aufhebende Ordnung der Dinge auf welchem Wege immer herbeizuführen, halte ich für — Hochverrath. Dieß ist hinlänglich jeden treuen Unterthan Seiner Majestät von dergleichen Bestrebungen fern zu halten und überhebt mich der Mühe die Nichtigkeit und Unhaltbarkeit aller der für Ihren Entwurf angeführten Gründe nachzuweisen, wie ich es allerdings sehr leicht zu thun vermöchte.“ —

Graf Bethlen biß sich auf die Unterlippe, blinzelte schadenfroh mit den Augen und wurde roth vor Zorn; faßte sich aber sogleich und entgegnete dem Königsrichter ganz ruhig: „Herr Comes! Sie erlauben sich eine kühne Sprache, indem Sie mich des Hochverraths beschuldigen. Indeß beweiset mir

dieß nur, daß Sie noch immerder unbesonnene, verwegene, rücksichtslose Mann sind, der Sie von jeher waren, und daß Sie noch nicht zur Erkenntniß gekommen sind, auf welch schlüpfriger Bahn Sie wandeln. Doch nicht Ich werde Ihnen diese Freimüthigkeit zum Verbrechen anrechnen, vielmehr will ich es nicht verschmähn mich gegen Sie zu vertheidigen. — Sie nennen solche Entwürfe und die Versuche diese Entwürfe auszuführen „Hochverrath:“ — Sie werden aber dieses entsetzliche Wort zurücknehmen, wenn Sie vernommen werden haben, daß ich diese Aenderung in den Verhältnissen Siebenbürgens nicht ohne die Einwilligung Seiner Majestät selbst herbeizuführen denke, — ich bitte unterbrechen Sie mich nicht — daß ich diese Entwürfe vorderhand von sehr weisen Staatsmännern will prüfen lassen und dann dieselben Seiner Majestät unterthänigst unterbreiten werde.“ —

„Doch im Wege des königl. Guberniums?“ — fiel Harteneck fragend ein. —

„Das ist nicht meine Absicht — ich werde dieß auf anderen geeigneteren Wegen thun. Sie kennen die Privatinteressen und Parteizwecke, welchen das Gubernium zum Tummelplatze dienen muß; Sie kennen die Beschränktheiten, welche hier oft das große Wort führen — das Gubernium muß bei dieser Angelegenheit übergangen werden, ja in Unwissenheit von dem Beabsichtigten bleiben.“ —

„Als ich mich in dem Prozesse der Schäßburger Falschmünzer und einiger anderer die sächsische Nation betreffender Angelegenheiten mit Uebergehung des k. Guberniums unmittelbar

an Allerhöchst Seine Majestät gewandt hatte; klagten Sie mich öffentlich deswegen im Gubernium des Hochverraths an." —

„Ah, das war etwas Anderes" — stotterte der Kanzler in sichtbarer Verlegenheit und abermals in Zorn erröthend, als er sich abermals in die Enge getrieben sah — „das war etwas ganz anders! — Ihre unmittelbar an den Hof gesendeten Anfragen und Beschwerden betrafen einzelne Individuen aus der sächsischen Nation oder diese selbst in ihrer Gesammtheit, und diese steht unter dem Gubernium, — dieses durften Sie nicht übergehn." —

„Ich dächte" — entgegnete Sachs — „die sächsische Nation stehe nicht mehr unter dem kön. Gubernium als jede der beiden andern ständischen Nationen und irgend ein Mitglied derselben." —

„Dieser Streit führt zu keinem erwünschten Resultate, Herr Collega. — Darum wollen wir ihn fallen lassen. — Ich nehme die Verantwortung ganz auf mich allein mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß ich nichts Anderes bezwecke als die Dämpfung ja Verlöschung dieser immer mit neuer Wuth auflodernden Kriegesflamme, welche den Occident gegen den Orient und diesen gegen jenen in beständigem Athem erhalten und Ungarn und Siebenbürgen an dem Rand des Verderbens zu bringen drohen. — Ich habe Ihnen meine Pläne mitgetheilt, weil ich Ihre Bundesgenossenschaft suchte — Sie sollten mein Gehülfe, mein Mitarbeiter an dem großen Werke sein — Sie wollen es nicht —

„Gewiß" — unterbrach Harteneck den Kanzler — „Gewiß werde ich nicht Mitarbeiter sein an einem Werke, wodurch ich

die meinem Kaiser und Fürsten gelobte Treue breche und mich des Hochverraths schuldig mache." —

„So wandeln Sie denn, stolzer, unbeugsamer Mann allein Ihre gefährliche Bahn, und führt Sie dieselbe vielleicht nicht zum erwünschten Ziele — sehn Sie mich vielleicht in den Reihen Ihrer Gegner." —

„Ich bin schon längst gewohnt den Grafen Nicolaus Bethlen an der Spitze derselben zu sehn." —

„Das war Alles nur Scherz — waren Demonstrationen, wie man es zu nennen pflegt, unternommen, — ich gestehe es aufrichtig — um Sie den stolzen, verwegnen, widerspenstigen Mann in mein Lager zu treiben und unbedingt zu meiner Fahne schwören zu machen. — Es dürfte aber und wird und muß Ernst werden! und wenn Sie mich auch dann in den Reihen Ihrer Gegner sehn; so mögen Sie sich der heutigen und anderer ähnlicher Unterredungen erinnern und gütigst einsehn, daß der Graf Nicolaus Bethlen und Sachs v. Harteneck entweder aufrichtige und treue Bundesgenossen sein oder einen erbarmungslosen Vertilgungskrieg gegen einander führen mußten. — Somit glückliche Reise, Domine Compater!" —

Bei diesen Worten setzte er mit der Linken seinen Kalpak auf das Haupt und reichte die Rechte dem Königsrichter zum Abschiede dar.

Harteneck berührte dieselbe mit kalter Zurückhaltung und erwiderte blos mit stolzer aber höflicher Furchtlosigkeit: „Ich danke Euer Excellenz für diese seltene Aufrichtigkeit. — „Ich will davon so gut als thunlich Gebrauch machen. Tela praevisa minus nocent." —

Der Kanzler lächelte bei dieser Zuversichtlichkeit des Königsrichters, nickte ihm mit dem Haupte zu und verließ das Gemach.

Sowohl das Verhältniß, in welchem Sachs von Harteneck zu dem kommandirenden Generalen, Grafen Rabutin stand, und die Höflichkeit erforderte es, als auch die beiden letzten gehabten Unterredungen mit dem Abgesandten des Fürsten Franz Rakoczi und dem Grafen Niclas Bethlen machten es nöthig, daß sich der Königsrichter vor seiner Abreise zu dem Kommandirenden begab, um Abschied zu nehmen und etwaige Aufträge nach Weissenburg entgegenzunehmen. —

Harteneck fand den Grafen Rabutin in seinem Kabinete mit Lesen verschiedener Depeschen beschäftigt, und ward von Seiner Excellenz gleich bei seinem Eintreten auf folgende Weise angeredet. —

„Mein lieber Harteneck, die Sache wird immer ernsthafter. Ich habe so eben von Wien und von Weissenburg Depeschen sehr beunruhigenden Inhaltes erhalten. Franz Rakoczi hat an der Theiß große Heerhaufen versammelt, mit denen er nach Umständen sowohl Ungarn im Schach halten, oder auch Siebenbürgen bedrohen kann. — Graf Seeau hält sich in Weissenburg nicht mehr für sicher und hat bereits seine besten Sachen hieher nach Hermannstadt in Sicherheit bringen lassen. — Auf die siebenbürgischen Truppen ist sich nicht zu verlassen, sie gehen schaarenweise zu den Rebellen über, und deutsche Truppen sind noch ferne.“

„So lange noch die sächsischen Städte in Kaisers Händen sind, ist noch nichts verloren, und diese so Gott will wollen

wir dem Kaiser erhalten. — Ich komme um Euer Excellenz zu melden, daß ich auf dringende Einladung des Herrn Gouverneurs sogleich nach Weissenburg abgehn werde, und zugleich Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß ich das Nöthige bereits verfügt habe um die verabredeten Maßregeln in Betreff der Bewaffnung der sächsischen Nation in's Leben treten zu lassen. — Es sind in der That nicht die Fortschritte der Rebellion, welche mein Gemüth beunruhigen. Diese Rebellion wird eben so schnell versiegen, als sie jetzt mit reissender Schnelligkeit anschwillt. — Ohne die sächsischen Städte im Besitze zu haben wird Rakoczi ein Meister des Fürstenthums sein. Er hat dieß selbst gefühlt und in der Hoffnung mich und mit mir die Nation auf seine Seite zu ziehn einen Boten an mich gesendet, mit dem ich vor einer Stunde eine Unterredung gepflogen. —

„Hat der Fürst gewagt in diese Mauern einen seiner Boten zu senden. — Haben Sie ihn fassen lassen?“ —

„Das nicht, Excellenz! — Es wäre von keinem Vortheil gewesen — der Mann war von keiner Bedeutung. Ich entließ ihn mit einem Bescheide, wie ihn Euer Excellenz von einem treuen Unterthan des Kaisers erwarten dürfen. — — Was mich beunruhigt und wogegen ich abermals Euer Excellenz mächtigen Schutz anflehe, sind die erneuerten Umtriebe des Kanzlers gegen meine Freiheit, vielleicht gegen mein Leben. — Es ist in der That unmöglich, daß ich die ganze Thätigkeit meines Geistes, die Energie meines Willens dem Dienste Sr. Majestät widme, wenn ich stets in Gefahr bin in meinem eignen Lager so zu sagen von diesen zähnefletschenden Wölfen beunruhigt und angegriffen zu werden.“ —

„So rührt sich der alte Fuchs auf's Neue?“

„Ja, und zwar in einem Augenblicke, wo er selbst mit hochverrätherischen Entwürfen schwanger geht.“

„Mein lieber Harteneck! — Lassen Sie sich deshalb keine grauen Haare wachsen. Ich kenne die abgeschmackten Geschichten, die Graf Bethlen nicht müde wird gegen Sie abzuleiern — was will er damit? — Bei Hofe sieht man die Dinge mit ganz andern Augen an als hier; man kennt dort die verborgenen Kräfte, welche Alles hier in Bewegung setzen und so widerwärtige Dinge zu Tage fördern. — Sie haben nichts zu fürchten. — Reisen Sie in Gottes Namen; doch kehren Sie bald nach Hermannstadt zurück und bringen Sie wenn möglich das königl. Gubernium mit. — Es ist ganz ungeeignet, daß das Gubernium in dieser Zeit wilder Rebellion an jenem unhaltbaren Orte weile. — Es wäre von unberechenbaren Schaden für die Sache des Kaisers, wenn das königl. Gubernium den Rebellen in die Hände fiele. — Daher mögen Sie allen Ihren Einfluß anwenden um dasselbe zu vermögen seinen Sitz hier in Hermannstadt zu nehmen, bevor noch der nächst abzuhaltende Landtag seine Gegenwart unumgänglich nöthig macht.“

Beruhigt durch diese klaren und freundlichen Zusicherungen des in Siebenbürgen allmächtigen Generals nahm Harteneck Abschied und begab sich in seine Wohnung, um seine Reise nach Weissenburg ohne weitern Verzug anzutreten. Unten an der grossen Treppe, vor welcher der Wagen hielt, angelangt, winkte er Endres, dem Kellner, zur Seite, und übergab ihm einen versiegelten aber nicht adressirten Brief mit dem gemesse-

nen Befehle denselben sogleich nach seiner Abfahrt in seinem Hause auf dem kleinen Ringe abzugeben.

14.

Als Sachs von Harteneck zum Hausthore hinausfuhr, stand Körtvélyesi lauernd auf eine günstige Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens hinter einem vorspringenden Erker des nahen gegenüberstehenden Hauses Mit innerlicher Freude und triumphirenden Lächeln hatte er die Abreise des Königsrichters, die ihm so erwünscht kam, unbemerkt mitangesehn, und trat nun, ehe noch der Wagen den Augen der nachgaffenden Dienerschaft entrollt war, unter dieselbe. Auch Endres mit dem ihm von Harteneck anvertrauten Briefe in der Hand war unter den Gaffern, und auf diesen hatte es Körtvélyesi abgesehn. Er trat auf ihn zu, nickte ihm mit aller Vertraulichkeit, und schritt dann geradenwegs auf das Zimmer des Kellners das ihm aus früheren Zeiten her wohlbekannt war. Endres folgte ihm unmittelbar. —

Als sich Körtvélyesi mit dem Kellner in der Kammer des Letztern allein sah, redete er ihn folgendermaßen an:

„Höre, Endres! Du wirst hoffentlich noch nicht vergessen haben, daß ich dir damals, als ich bei deinem Herren viel galt, manch angenehmen Dienst erwiesen habe! Du wirst es nicht vergessen haben, daß ich dir manche Rechnung so zu Rechte machte, daß dein Herr manches Faß Wein verschmerzen mußte, daß ohne sein Wissen und seinen Willen den Keller verlassen hatte.“ —

„Ich habe Eure Güte nicht vergessen, Herr Körtvélyesi, und werde nie aufhören dafür dankbar zu sein, da ich ohne Eure gütige Unterstützung diesen guten Dienst schon längst hätte verlassen müssen.“

„Es biethet sich dir jetzt eine gute Gelegenheit dar deine Dankbarkeit mit der That zu erweisen.“ —

„Sprecht, Herr Körtvélyesi! Womit kann ich Euch dienen? Was kann ich für Euch thun? Ihr seht mich bereit.“ —

„Ist die Frau Königsrichterin zu Hause?“

„Ja?“

„Ich will mit ihr sprechen.“

„Soll ich Euch bei ihr anmelden?“

„Nein! ich will unangemeldet zu ihr eintreten und zwar zu einer Zeit, wo sie ganz allein ist und keine Störung zu fürchten ist. Darum geh' und sieh wo und ob sie allein ist, und führe mich dann unbemerkt zu ihr.“ —

„Könnt Ihr nicht einen Augenblick warten, Herr Körtvélyesi, bis ich einen kurzen Gang gemacht habe?“

„Ist dieser Gang so dringend?“

„Auf Befehl des Herren! Ich habe diesen Brief hier in seinem Hause auf dem kleinen Ring abzugeben. Ich bin in fünf Minuten wieder hier, und will Euch dann gern dienen.“

„Wer wohnt denn jetzt in jenem Hause?“

„Hm! das ist nicht so leicht zu sagen. Es ist ein Geheimniß dahinter. Ich habe nie Jemanden gesehn als einen alten Murrkopf von Diener, dem ich bisweilen einen Brief von dem Herren einhändigen mußte. Seit mehren Wochen habe ich das Innere dieses Hauses nicht betreten.“ —

„Was wird's sein? — Der Königsrichter wird eine Schöne daselbst zu seinem Kurzweil verborgen halten.“ —

„So dachte ich und wir Alle im Hause bis heute; und wir hatten guten Grund dieß zu glauben, indem der Herr öfters in später Nacht jenes Haus besucht, wie ich mich selbst überzeugt habe, da ich ihm mehrmals aus Neugierde nachgeschlichen bin, und ihn jedesmal in das Haus eintreten gesehn habe. — Aber heute“ — —

„Nun was heute?“ —

„Heute bin ich auf andre Gedanken gekommen. — Es scheint damit einen andern Haken zu haben.“ —

„Nun?“ — —

„Als ich heute Morgens ungefähr um acht Uhr einige Einkäufe für den Koch auf dem kleinen Ringe machte sah ich — rathet Herr Körtvélyesi! wen in jenes Haus ganz allein eintreten?“

„Dummkopf! wie soll ich denn das errathen?“ —

„Die Gräfin Rabutin!“ — antwortete der Kellner ganz geheimnißvoll und mit leiser Stimme.“

„Nicht möglich!“

„Ja, Herr! ganz zuverlässig!“ — bekräftigte der unglückselige Schwätzer mit wichtigthuender Miene und durch den Zweifel des Zuhörers sehr gereizt weitere Geständnisse zu machen — „Ganz zuverlässig, Herr Körtvélyesi! Und ungefähr eine Viertelstunde darauf — wer trat gleichfalls in das Haus? was meint Ihr?“ —

„Vielleicht Seine Excellenz, der Herr Kommandirende?“

„Schönen Dank! — — Herr Sachs trat ein! Herr Sachs, mein Herr! sage ich Euch." —

„Ah! das wäre!"

„Was „Wäre!" — Das ist, Herr Körtvélyesi! Das ist." —

„Nun Prosit! Was geht's uns an?"

„Gar nichts, mein bester Herr Körtvélyesi! Und Herr Sachs blieb wohl eine halbe Stunde in dem Hause."

„Und jetzt sollst du diesen Brief da in dem Hause abgeben?"

„Daß dich! daß dich! Hatte ich doch ganz darauf vergessen! — Ich bin gleich wieder da, Herr Körtvélyesi, geduldet nur einige Augenblicke!" —

„Nein! den Brief kannst du später abgeben; sieh vorerst ein wenig nach deiner Frau?" —

„Es war des Herren Befehl den Brief sogleich abzugeben"

„Nun das heißt: früher als er wieder zurückkehrt; und so siehst du ein, daß es damit noch Zeit hat."

„Wenn Ihr meint, daß der Befehl des Herren so gemeint sei, so hat's freilich noch Zeit damit. Ich will also gehn und ein wenig im obern Stockwerke umherschnüffeln."

Sobald der Kellner das Zimmer verlassen hatte, griff Körtvélyesi hastig nach dem Briefe, den der unvorsichtige Bursche auf dem Tische liegen gelassen hatte. Als Körtvélyesi das Petschaft Hartenecks auf dem gelben Wachse erkannte, womit der Brief gesiegelt war, erbrach er denselben ohne Bedenken um sich zu überzeugen, ob der Inhalt desselben nicht seinen Absichten förderlich sein möchte. Groß war seine Freude,

als er Folgendes las: „Theuerste, angebetete Gräfin! Eine dringende Einladung des Gouverneurs unverzüglich nach Weissenburg mich zu begeben beraubt mich des Glückes Sie heute zum zweitenmal zu sehn. — Mein Herz blutet — aber ich muß gehorchen. In wenigen Tagen eilt in Ihre Arme zurück Ihr treuergebenster S. v. H.“

„Herrlich! herrlich!“ — rief Körtvélyesi triumphirend aus — „das ist mehr als nöthig um diesen schändlichen Sachsen den Hals zu brechen! — Doch wollen wir vorher noch einen Versuch mit der schönen Frau Elisabeth machen.“

Körtvélyesi sah den Kellner an dem Fenster vorbei kommen und steckte hastig den Brief in seinen Gürtel. Endres öffnete mit geschäftiger Eilfertigkeit die Zimmerthür und ließ Körtvélyesi hinaustreten, indem er ihm sagte, daß er einen sehr günstigen Augenblick getroffen habe mit der Frau zu sprechen, welche sich ganz allein im grünen gegen den Garten gelegenen Zimmer befinde, wo sie sonst Herren Akton zu erwarten pflegte.

„Nimmt sie noch immer Besuche von Herren Akton an? — fragte Körtvélyesi den Kellner. —

„Ach nein!“ erwiderte dieser — „Schon seit Jahren nicht mehr. — Hieher bitt' ich, Herr Körtvélyesi! geht zur Hintertreppe hinauf — Ihr werdet auf diesem Wege ungesehn in das grüne Zimmer gelangen. Ihr habt doch noch nicht vergessen durch welchen Gang man dazu gelangen kann?“

„Ganz gewiß nicht! Ich weiß es noch recht gut“ — antwortete Körtvélyesi und verschwand auf der Hintertreppe.

Als Körtvélyesi die Thür zu dem grünen Tapetenzim-

mer öffnete, das ganz entfernt von den übrigen Wohnzimmern gegen den zu dem Hause gehörigen Garten gelegen war, und wegen dieser Einsamkeit und freundlichen Lage von der Gattin des Königsrichters sehr geliebt war, saß Elisabeth am offnen Fenster in einem Buche lesend. Sobald Elisabeth in dem Eintretenden Körtvélyesi erkannte, ließ sie voll Schrecken das Buch aus den Händen fallen und stürzte mit von Angst beflügelten Schritten auf die Glockenschnur zu, die an der entgegengesetzten Seite des Zimmers angebracht war, und hatte sie mit der Hand gefaßt, ehe Körtvélyesi noch die Mitte des Zimmers erreicht hatte.

Als Körtvélyesi die Absicht der Dame gewahrte, trat er an die Thür zurück, indem er Elisabeth mit heißen Flehn anging die Glockenschnur nicht anzuziehn, indem der Beweggrund seines Erscheinens durchaus nicht gewaltthätiger Natur sei. —

„Gut denn!“ — sagte Elisabeth — „So redet! Sagt kurz was Ihr hier wollt! Bleibt aber an der Thür stehn! Sobald Ihr einen Schritt vorwärts thut, ziehe ich an.“ —

„Ich beschwöre Euch, gnädige Frau! Laßt alle Furcht fahren! Gönnt mir nur eine kurze Unterredung und haltet Euch nicht so fern von mir!“

„Nein! Bleibt Ihr dort stehn und ich hier! Wenn eine Dame mit Körtvélyesi allein sich in einem Zimmer befindet; so wird sie klug handeln, wenn sie sich im Bereiche der Glockenschnur oder eines — Dolches hält. — Redet nur von Eurem Standpunkte aus — faßt Euch aber kurz!“ —

„So sei es denn! — Schöne Frau! Ihr möcht wissen, daß ich Euch noch immer mit derselben verzehrenden Gluth

liebe, die Ihr schon vor Jahren in hellen Flammen ausbrechen gesehn habt."

„Seid Ihr hergekommen, um mir dieß zu sagen?"

„Ja, und um Euch nochmals anzuflehn meine treue glühende Liebe endlich erhören zu wollen."

„Bemitleidenswerther Tropf! könnt Ihr dieses noch hoffen?"

„Ihr seid noch immer so grausam als einstmals und ich sehe, daß ich von Eurer Liebe nichts zu erwarten habe. So wißt, daß ich entschlossen bin die Gunstbezeugungen, die mir die Liebe versagt, der Furcht abzuzwingen, oder auf blutigem Wege zu Eurem ungestörten Besitze zu gelangen."

„Ha! Ha! kann der Mörder Szent-Páli's so wahnwitzig sein zu denken, daß er mich, gesetzt es gelänge ihm zu meinem Besitze zu gelangen, je umarmen werde, ohne zugleich die Spitze eines Dolches in seinem Herzen zu spüren? — Fort! Entfernt Euch! Ich hasse, ich verachte Euch! Ich fluche Euch! Ihr seid mir widerwärtiger als der Tod in seiner scheußlichen Gestalt!" —

„Hört nur! Schöne, zürnende Eumenide! ich bin noch nicht zu Ende. — Euer Gemahl — — —

„Ha, Schade! daß er nicht in der Nähe ist um Euch zum zweitenmal aus diesem Zimmer hinauszuwerfen."

Körtvélyesi erblaßte vor Wuth bei Erwähnung dieser ihm widerfahrnen Schmach und schoß grimmige Blicke auf die in Bosheit kichernde Dame. Ha! weh' ihr! hielte sie nicht die rettende Glockenschnur in der Hand! Er würde wie ein gereizter Tiger auf sie losgestürzt sein und sie in Liebe und Wuth gemordet haben. Aber er wußte, daß auf den geringsten Laut der entfernte Glocke Hilfe herbeikommen und sie aus seinen

Händen retten würde. Dieser Beschämung wollte er sich nicht zum zweitenmal aussetzen. Er blieb daher unbeweglich auf seinem Platze stehn und nahm, nachdem er einigermaßen seine Wuth niedergekämpft hatte, das Wort:

Euer Gemahl wird Niemanden mehr wehe thun! Wißt, schöner Teufel! daß der Abgrund geöffnet ist, der ihn verschlingen wird, und daß ich, ich Körtvélyesi ihm den letzten Stoß geben werde, der ihn kopfüber hinabstürzen soll!"

„Ha!" erbebte Elisabeth in sichtbarem Schrecken — „Könntet Ihr so ruchlos sein, dessen Verderben zu wollen, der Euch den Händen des Henkers entrissen hat?"

„Ja; ich kann so ruchlos sein und werde es sein! — Ihr, die Ihr nie einen Anbeter unerhört von Euch gestossen, die Ihr selbst diesen weibischen, dichtenden, flötenden Szent-Pali die Süßigkeiten Eurer Liebe schmecken ließet; Ihr könntet mich, mich allein unerhört verzweifeln lassen! Ihr wollt mich auch jetzt noch nicht erhören! — Könnt Ihr etwas anders von mir erwarten?"

„Nein!" — antwortete Elisabeth mit Resignation — „Nein! von einem solchen Teufel kann man nichts anders erwarten. — — Geht jetzt, und erlöset mich von Eurer ekelhaften Gegenwart" —

„Hört, schöne Elisabeth, noch ein Wort und nehmt Vernunft an! — Ich sage Euch; es ist um Euern Gemahl geschehn! Sein Kopf wird fallen, ehe das Jahr zu Ende geht. Sein Leben ist in meinen Händen; ich kann ihn verderben, ich kann ihn retten. — Erhöret mich und er lebe!"

„Fort mit dir, du Schändlicher! oder ich läute die Die-

nerschaft herbei, daß sie dich mit Peitschen hinausfegen! — Elender! Mein Gatte ist zu hoch erhaben über dir, als daß ein so elender Wurm wie du mehr als seine Ferse ritzen könnte.“ —

„Wenn Ihr in der Mythologie der Griechen bewandert wäret, so würdet Ihr wissen, daß der unsterbliche Achilles von einer Wunde an der verwundbaren Ferse den Tod davon getragen hat. — So sei es denn. Mag das Haupt des hochmüthigen Sachsen in den Sand fallen! Macht Euch bereit, schöne Wittwe, das meine in Euerem Schooß zu seliger Ruhe sich neigen zu sehn!“

Vor Schrecken an allen Gliedern zitternd und bis in die tiefsten Tiefen ihrer Seele erschüttert warf sich Elisabeth, als sie sich von der Gegenwart des Verhaßten befreit sah, auf einen Stuhl und weinte bitterlich. Sie machte sich keine Täuschungen; sie kannte den furchtbaren Körtvélyesi wohl; sie wußte, daß jedesmal die That seinen Drohungen auf dem Fuße folge. Der anklagende Gedanke, daß sie die Ursache des Verderbens ihres Gatten werden sollte, war furchtbar. Sie konnte ihn noch retten, aber um welchen Preis! — Und doch klagte sie ihr Bewußtsein an, daß sie diesen Preis so oft, so leichtsinnig dahingegeben hatte! Aber dieß geschah im Rausche und im Taumel der Leidenschaft, im Wahnsinn der Liebe — wie sie sich selbst entschuldigte — und diesen Körtvélyesi, diesen niederträchtigen Körtvélyesi haßte sie mit aller Gluth eines unauslöschlichen Hasses. — Und doch konnte sie, wie sie glaubte, durch Erhörung Körtvélyesi's ihren Gatten retten! — Aber diese Erhörung war unmöglich; es sträubte sich jede Empfindung ihres Herzens dagegen. Sie blickte rathlos, verzweif-

lungsvoll auf den Boden des Zimmers und konnte zu keinem Entschluß kommen. Sie liebte zwar ihren Gatten schon lange nicht mehr, ja hatte ihn auch nie wahrhaft um seiner selbst willen geliebt; ihre Ehe war schon seit Jahren zerrüttet — Gatte und Gattin hatten die gegenseitige Achtung verloren und mit der geschwundenen Achtung hatte das Glück auf immer von diesen Eheleuten Abschied genommen, das gern noch dort weilet, wo die gegenseitige Achtung geblieben, wenn auch die Liebe erloschen ist — es war schon öfters zwischen ihnen von einer einzuleitenden Ehescheidung die Rede gewesen, die auch Elisabeth zu wünschen anfing — aber da diese von ihrem Gatten stets mit Nachsicht und Milde behandelt worden, und sie ihrer eigenen Fehler und Vergehungen eingedenk war; so war ihr Herz keineswegs von Haß gegen ihren Gatten erfüllt, und der Gedanke an seinen Sturz oder seinen gewaltsamen schmählichen Tod betrübte sie aufs Schmerzlichste. —

Nach langer Erwägung und öfteren Verwerfen und wieder Aufnehmen der mannigfaltigsten Entwürfe war sie endlich zu dem Entschluße gekommen den ganzen Vorfall ihrem Gatten ohne Vorenthalt zu berichten, ihn zu warnen, und um seinen Rath zu fragen. Mit diesem Entschluße begab sie sich in ihr Wohnzimmer, schrieb sogleich den Vorfall mit Körtvelyesi nieder und sandte ohne Verzug mit dem Schreiben einen reitenden Boten ihrem Gatten nach. —

Indessen war Körtvelyesi die Hintertreppe wieder hinabgestiegen, und um ein Zusammentreffen mit Endres, der wegen des abhanden gekommenen Briefes sich nicht in geringer Verlegenheit befand, zu vermeiden, durch den Garten unbemerkt

aus dem Hause getreten. Er verfügte sich unverzüglich zum Grafen Bethlen, den er nicht in geringer Aufregung, eine Folge seiner mit Harteneck gehabten Unterredung, in seinem Kabinete antraf.

„Wird dieß genügen?“ — redete **Körtvélyesi** den Kanzler an, indem er ihm das entwendete Billet einhändigte.“ —

Der Kanzler nahm, las und seine Züge erheiterten sich zu sichtbarem Frohlocken während des Lesens. —

„An wen, Goldmann, ist dieses Schreiben gerichtet?“ fragte der Kanzler, als er geendigt hatte — „An wen? — An — —

„An die Gräfin Rabutin, ganz natürlich“ — erwiderte **Körtvélyesi** und erzählte ausführlich, was er von Endres in Erfahrung gebracht hatte. —

„Dein Glück ist gemacht, **Körtvélyesi**! Verlasse dich darauf! Du hast mir schnelle und gute Dienste geleistet; sie sollen Dir belohnt werden. — Geh' jetzt und stachle den Thesaurarius! Reize ihn zum bittersten Hasse gegen Harteneck! Hörst du? — Je mehr desto besser! — Im übrigen sei verschwiegen. —

Der Kanzler nahm seinen Kalpak und begab sich zu Akton, in welchem er gewiß war einen erbittersten Feind Hartenecks und einen eifrigen Bundesgenossen zu finden. In wenigen Worten verständigren sich der Diplomat und der Militär über die zu nehmenden Maßregeln und die Sache ward folgendermaßen eingeleitet.

Bei Tische bemerkte Akton scheinbar ohne ein besonders Gewicht darauf zu legen, daß er an demselben Morgen zu frü-

her Stunde so glücklich gewesen sei die Gräfin auf ihrem Ausgange gesehn zu haben.

„Ich war in der Frühmesse“ — erwiderte die Gräfin Rabutin ganz unbefangen, da dieß wirklich die Wahrheit gewesen war. —

„Ah, ich bitte um Entschuldigung, Excellenz! Es war nicht auf diesem Gange als ich das Vergnügen hatte — es war auf dem kleinen Ringe.“ —

Die Gräfin erröthete und ward sichtbar verlegen.

„Wo waren Sie denn, Gräfin?“ — fragte der General ohne alle Absicht.

„Ich — — ich“ — — stotterte die Gräfin und ward immer verlegner. — Sie durfte ihr Geheimniß oder vielmehr das Geheimniß ihrer Freundin nicht verrathen. —

Graf Rabutin wurde aufmerksam auf ihre Verwirrung, drang in seine Gemahlin doch zu sagen, wo sie gewesen sei, da doch gewiß kein Grund vorhanden sein könne dieses geheim zu halten, und die Verlegenheit der Gräfin nahm immer mehr zu.

„Es ist allerdings ein Geheimniß“ — sagte endlich die Gräfin, da sie sich nicht mehr zu helfen wußte. — „Ich bitte Euer Excellenz nicht ferner in mich zu dringen.“

Der General ließ diesen Gegenstand nun fallen, blieb aber während der übrigen Mahlzeit einsilbig und verstimmt. Sobald Rabutin sich mit Akton allein sah, kam er auf dieselbe Sache mit der Hast der Eifersucht zurück, und befragte seinen Adjutanten um das Nähere. Akton schien verlegen, wich aus, wollte sichtlich mit der Sprache nicht heraus, betheuerte, daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse, erbot sich für die Ehre der

Gräfin einzustehn, welche Niemand bezweifelt hatte — kurz that Alles was nöthig war, Rabutins Herz mit dem Gifte der Eifersucht zu erfüllen.

Von Bitten und Ermahnungen ging Rabutin zu Drohungen über, da Akton ihm etwas verschweigen wolle, wobei seine Ehre betheiligt sei. So in die Enge getrieben rettete sich Akton dadurch, daß er versicherte nur obenhin von der Sache etwas zu wissen; Graf Nicolaus Bethlen aber im Besitze der ganzen Wahrheit sei. Auf diese Versicherung hin war der General eben im Begriffe sich zu dem Kanzler zu begeben, um die Sache, die ihn sehr ernstlich zu beunruhigen anfing, zu entdecken, als dieser verabredetermaßen zu den beiden Herren eintrat.

In überzuckerter aber sehr wirksamer Weise wußte der Kanzler die bittere Pille dem General beizubringen. Die Nachricht von der geheimen Zusammenkunft seiner Gemahlin mit Harteneck in dem Hause des Letztern auf dem kleinen Ringe, und der Inhalt des Briefes, den Harteneck an die Gräfin Ida geschrieben hatte, von dem aber sowohl der General als auch der Kanzler und Akton annahmen, daß er an die Gräfin Rabutin gerichtet sei, brachte den Kommandirenden einer Ohnmacht nahe. Ohne ein Wort zu sprechen und ohne eine Bewegung zu machen blieb er eine Viertelstunde lang auf dem Stuhle sitzen, wo ihn diese Mittheiluug überrascht hatte, vergessend daß er nicht allein sei. —

Bethlen beobachtete sein Opfer mit aufmerksamem Auge, und als er wieder eine Bewegung in den Gesichtsmuskeln des Generals wahrnahm, unterbrach er das lange Schweigen:

„Euer Excellenz sehn nun selbst, daß dieser Sachs ein Erzverräther und Erzschurke ist! Ja ein Verräther an Seiner Majestät, unserem geliebtesten Kaiser und Könige, ein Verräther an dem Vaterlande, ein Verräther an Eurer Excellenz! Solche Undankbarkeit — — —

Der General hatte die volle Herrschaft über sich gewonnen und seinen Schmerz in die Tiefe des Herzens zurück gedrängt. Er wollte nicht den Grafen Nicolaus Bethlen zum Zeugen seines Schmerzes machen, und antwortete daher mit scheinbarer Ruhe:

„Sachs ist allerdings an mir zum Verräther geworden, aber das ist kein Hochverrath, Graf.“

„Euer Excellenz“ — entgegnete der Kanzler — „decken noch immer mit Ihrem Schutze diesen Bösewicht, der schon längst den Tod verdient häzte. Ich wiederhole es, und kein Mensch außer Euer Excellenz zweifelt daran, daß Sachs ein Verräther an Seiner Majestät, am Vaterlande und an Eurer Excellenz ist!“

Graf Rabutin schüttelte noch immer zweifelnd den Kopf; wollte jedoch nicht wie ehemals diese oft vorgebrachten Behauptungen als Verleumdnng mit Entschiedenheit zurückweisen. Bethlen merkte sogleich, daß er Terrain genommen hatte; er begann die Verbrechen Harteneck's auf's Neue herzuzählen, sie von neuen Seiten zu schildern. Graf Rabutin hörte immer aufmerksamer zu und ließ sich durch die gewandte Beredsamkeit Bethlens von der Schuldmäßigkeit Hartenecks halb und halb überzeugen. Bethlen hatte in dem Herzen des Generals einen Bundesgenossen erworben, der seinen Anklagen jetzt einen Schein von Wahrheit, seinen Gründen ein Gewicht verlieh, welches sie

bisher nie in den Augen des Generals gehabt hatten. — Rabutin ließ sich endlich durch Bethlen von den hochverrätherischen Handlungen Hartenecks überzeugen, und in dieser Ueberzeugung handelte er bis zum Eintritte der blutigen Katastrophe; daß aber der überwiegende Einfluß, den er auf den Gang des Prozesses nahm, durch eine unedle Leidenschaft bedingt ward, daß die Einsicht, die er in dieß Gewebe von Intriguen nahm, befangen, der Blick, mit dem er den Thatbestand auffaßte, getrübt, und sein Urtheil bestochen war durch wilde Eifersucht und gekränkten Stolz, wollte er sich damals nicht eingestehn. —

„Gut; Herr Kanzler!“ — schloß endlich der General diese lange Unterredung — „Wir wollen nicht eigenmächtig in den Lauf der Gerechtigkeit eingreifen. Es möge dem Sachs, Gerechtigkeit — volle und ganze Gerechtigkeit werden! Er mag vor seinen Richter gestellt werden! Er mag sich vertheidigen — rechtfertigen, wenn er es kann. Wir allein jedoch wollen die Verantwortlichkeit einer so wichtigen Handlung nicht übernehmen und wollen vorerst, ehe wir weiter gehn, die Meinung des Gouverneurs vernehmen. — Laden Sie, Herr Kanzler, Seine Excellenz in meinem Namen ein unverzüglich nach Hermannstadt zu kommen. Den Thesaurarius wünschte ich gleichfalls zu dieser Berathnng zu ziehn, welche in dieser Angelegenheit entscheidend sein soll.

Der Umstand, daß Graf Rabutin auch den Grafen Apor, das Haupt der katholischen Parthei im Lande und bei Hofe ein einflußreicher Mann zur Conferenz, wo Hartenecks Schicksal entschieden werden sollte, zugezogen wissen wollte, nöthigte den Kanzler einige Tage vorbeigehn zu lassen, ehe er an den Gou-

verneur die Einladung nach Hermannstadt zu kommen ergehn ließ. Ehe diese geheime Conferenz statt finden durfte, mußte erst Bethlen über Apors Gesinnungen gegen Sachs vergewissert sein, und erst nach einigen Tagen erhielt Bethlen von Körtvélyesi die Versicherung, daß er den Thesaurarius so finden werde wie er es wünsche. —

Nun ging ein Kourier mit der dringendsten Einladung an den Gouverneur ab. —

Als dem Gouverneur die Depesche des Kanzlers eingehändigt wurde, befand sich Sachs von Harteneck eben bei demselben. Der Gouverneur Graf Georg Banffi war ein gutmüthiger, dem Hause Oesterreich treu ergebener aber schwacher Mann, welcher den damaligen sturm- und drangvollen Zeiten, den heillos verwirrten Verhältnissen, den Anmaßungen und Verwegenheiten der Partheien und dem durch Partheiinteressen zerrissenen, nur die verschiedenen Privatvortheile berücksichtigenden Gubernium nicht gewachsen war. Dasselbe stand ganz unter dem Einfluße des ränkevollen Kanzlers und wurde von diesem beherrscht. Graf Banffi hatte nicht einmal so viel Ansehn, um die Verhandlungen des Guberniums gehörig zu leiten und zu regeln, der häufigen willkührlichen Abwesenheit der einzelnen Mitglieder Schranken zu setzen, die Unterbrechung der Discussionen in den Sitzungen vor Störungen, Abschweifungen und ärgerlichen Zänkereien über ganz fremdartige Gegenstände zu verhüten. Ueber Gegenstände, die in einer Stunde bei ruhiger Discussion hätten zum Schlusse gebracht werden können, wurden Tage vergeudet, und die Mitglieder geriethen mitunter so heftig aneinander, daß der Gouverneur entrüstet den Sitzungs-

saal verließ. Daß bei einer solchen Geschäftsordnung das Interesse des Königs, das Wohl des Vaterlandes und der einzelnen Nationen, so wie der Vortheil des Privatmannes schlecht befördert wurde, ist leicht einzusehn.

Graf Banffi war seit lange ein wohlwollender Gönner Hartenecks und hatte diesem schon mehrmals, namentlich im Jahr 1701, als er abermals von der Bethlenischen Parthei mit einer Anklage auf Leben und Tod bedroht worden war, wesentliche Dienste geleistet. Dieses Wohlwollen des Gouverneurs gegen Harteneck hatte sich noch nicht vermindert.

Nachdem der Gouverneur die Depesche gelesen hatte, hub er mit ernsthafter Miene an:

„Mein lieber Harteneck, ich glaube Ihre Besorgnisse sind sehr gegründet. Ich erhalte so eben ein Schreiben vom Grafen Bethlen, worin er mich im Namen Seiner Excellenz des Grafen Rabutin sehr dringend einladet unverzüglich nach Hermannstadt zu gehn, und zwar ohne das Gubernium. Einige wenige obgleich dunkle Andeutungen, welche das Schreiben enthält, lassen sich recht gut auf einen neuen Feldzug gegen Sie beziehn."

„Euer Excellenz dürfen nicht daran zweifeln" — entgegnete Harteneck — „daß der Kanzler dieß im Sinne hat. Er ist ungemein freundlich gegen mich in letzter Zeit gewesen, und dieses Lächeln, das jedesmal Verderben bringt, kenne ich; er hat häufige Berathungen mit seinen Freunden gepflogen; er hat mir sogar in der letzten Unterrednng, als ich seine Zumuthungen mit Entrüstung zurückwies, gedroht. — Ueberdieß das unverschämte Auftreten dieses Körtvélyesi, wovon mich meine

Frau in Kenntniß gesetzt hat. — Alles deutet darauf hin, daß der Kanzler seine Mine springen wird lassen.

„Sie kennen meine Gesinnungen, Herr Comes. — Ich hege noch immer dieselben gegen Sie, und hoffe Ihnen auch dießmal gute Dienste leisten zu können.

„Die Sache muß einmal zur Entscheidung kommen, und ich bitte und beschwöre Euer Excellenz diesen unruhigen und schlimmen Menschen einmal Einhalt zu thun. Es ist empörend ohne Ende solche abgeschmackte Anklagen gegen mich wiederholen hören zu müssen, ohne Unterbrechung der wüthendsten Angriffe auf meine Ehre, Freiheit und mein Leben ausgesetzt zu sein! — Und gesetzt auch, ich falle als ein Opfer dieser hartnäckigen Verfolgungen, — ich verliere mein Amt, mein Leben: werde ich nicht einen Nachfolger haben? Und wahrhaftig! mag dieser wer immer sein; er wird nicht minder als ich für die Nation in die Schranken treten, so oft es die Pflicht gebiethet, das Wohl und die Sicherheit der Nation es erheischet — so oft ihn die unausgesetzten Angriffe der Bethlenischen Parthei herausfordern. — Denn dieß — daß ich ohne Scheu und Furcht für die Rechte meiner Nation kämpfe, wie es meine Pflicht ist — dieß ist mein einziges Verbrechen. — Wer kann mich anklagen, daß ich gehässige Gesinnungen gegen die Herren Ungarn hege? Bin ich nicht mit den ungarischen Herren in allen außergeschäftlichen Beziehungen stets im besten, freundschaftlichsten Einvernehmen gestanden?“ —

„Dieß habe ich oft wiederholt und werde es nie verleugnen, daß ich mit Ihnen stets sehr zufrieden gewesen bin. Frei-

lich, in den öffentlichen Angelegenheiten und deren Führung wünschte ich Vieles geändert zu sehn — denn wie die Sachen jetzt stehen, werden wir mit dem Grafen der sächsischen Nation, mag es dieser oder jener sein, immer im Streite sein. — Es dürfte leicht geschehn, daß dieser Streit nur erbitterter werde, wenn wir es mit einem andern als Ihnen zu thun haben. — Ich setze den Fall, Stephan Haller wird Königsrichter von Hermannstadt und Graf der sächsischen Nation (im Vertrauen sage ich Ihnen, daß Graf Haller sehr darnach strebet) wird dieser Streit dann nicht heftiger entbrennen?" —

„Graf Stephan Haller strebet nach der Königsrichterwürde von Hermannstadt?" — fragte Sachs überrascht — „Kennt er denn nicht einmal die Grundzüge der sächsischen Verfassung?"

„Das sage ich auch" — fiel der Gouverneur ein — „Es kann nicht sein. — Er ist weder Sachse noch Senator von Hermannstadt, wie kann er ein Kandidat zur Hermannstädter Königsrichterwürde sein. — Freilich stammt er von einem Hermannstädter Senator ab — aber jetzt ist er ungarischer Magnat. — Auf der andern Seite gestehe ich, daß ich nicht glaube, daß Ihnen ein Sachse und Lutheraner in Ihrer Würde folgen, daß überhaupt diese Würde in Zukunft jemals an einen Sachsen und Lutheraner übertragen werden dürfte; ob ich mich gleich hierüber sehr beunruhigt fühle, weil denn doch der lutherische Glauben mit dem unsern sehr verwandt ist. —

„Wer sollte denn folgen in diesem Amte? — Ein Katholik? — Ein Ungar?

Der Gouverneur zuckte mit den Achseln und blieb die Antwort schuldig; worauf denn Sachs wieder das Wort nahm:

„Wenn nun Euer Excellenz und alle aufrichtigen Freunde des Kaisers und des Veterlandes dieses einsehn, wenn Sie durch die Besetzung der Hermannstädter Königsrichterwürde durch einen Andern an meiner statt nicht nur nichts gewinnen, sondern offenbar zu verlieren befürchten, vielleicht befürchten, daß durch verfassungswidrige Besetzung des Amtes, das ich jetzt zu bekleiden die Ehre habe, das uralte Verhältniß der drei Nationen zu einander gestört, und die Verwirrung, in der wir uns befinden, noch vergrößert werden möchte — ist dann Verstand und Vernunft darin, zeigt es von Staatsklugheit und Vaterlandsliebe, daß man mich gewaltsamer- und ungerechterweise zu verdrängen sucht? — Was will denn der Herr Bethlen mit diesen Anklagen, die er auf's Neue mit solchem Eifer gegen mich erhebt. —

„Hm! Sie kennen ja die Feder des Kanzlers! Wer vermag ihr Einhalt zu thun? wer sie nur einigermaßen abzustumpfen? — Doch beruhigen Sie sich, Herr Sachs! Ich will Ihnen die Dienste eines guten Freundes leisten. — Ich werde die Sache in die Länge ziehn; indessen an den Grafen Harrach schreiben, damit die ganze Geschichte unterdrückt werde. — Uebrigens wollen wir mehr davon sprechen."

„Ich bin zu Allem bereit" — entgegnete Sachs — „Ich reiche gerne die Hand zum Frieden, bin aber auch fertig zur Vertheidigung — aber man stelle mich vor ein unpartheiisches Gericht!"

„Eilen Sie nicht damit, mein lieber Freund! Ich will die Sache in meine Hände nehmen, und zum Besten lenken. —

Hiemit hatte diese Unterredung ein Ende. Bald darauf fuhr Graf Banffi nach Hermannstadt ab, und einige Stunden später folgte ihm Harteneck dahin. —

15.

Während sich so Vieles und so Wichtiges in den letzten Tagen ereignete, und Hartenecks Schicksal, in welches Kinders Schicksal so eng verflochten war, unaufhaltsam zur Katastrophe drängte; hatte Sabine, des Bürgermeisters Weber schöne und liebliche Tochter, den himmlischen Traum von irdischer, glücklicher Liebe geträumt. Die wenigen Tage des Herbstmonates, wo schon einzelne gelbe Blätter von den noch grünen Bäumen sich lösen und in den Schooß der Herbstzeitlosen sinken, waren ihr zu Tagen des Wonnemond geworden. O ihr schönen Tage der reinen, unschuldigen, beglückten, hoffnungsreichen Liebe, hoffnungs- und blüthenreicher als der Lenz, und flüchtiger, vergänglicher als dieser! Ein leises, unempfundenes Wesen des allliebenden Weltgeistes haucht dich in's Leben um nach wenigen Augenblikken eines seligen Seins der erste aber lieblichste Todte der geistigen Schöpfung zu werden.

Am Morgen desselben Tages, an welchem der Gouverneur und einige Stunden später Harteneck von Weissenburg nach Hermannstadt zurückkehrten, streifte Sabine mit den seligen Empfindungen der Ersten der Sterblichen, als sie am ersten Morgen ihres Dasein im Eden lustwandelten, in dem Garten umher. Der Morgen war so lieblich, herbstliche milde Südwinde gaukelten über das noch glänzend grüne Gras, über die Spätlinge

der Blumenwelt; von dem tiefdunkelblauen, wolkenlosen Himmel fielen der Sonne erwärmende Strahlen auf die Erde herab und küßten die unzähligen Perlen des nächtlichen Thaues von dem Blatte der hellaugigen Aster gierig hinweg. Lieblicher als die schönaugige Aster gebadet im nächtlichen Thau und erwärmt durch den milden Strahl der herbstlichen Sonne, und seliger als sie, im Bewußtsein glücklicher, ahnungsvoller Liebe zog Sabine in tiefen Zügen die erfrischende Morgenluft in den unentweihten Busen. Die Gartenthür öffnete sich und der düstere Schatten des Todes erschien in der Oeffnung derselben. Es trat Dorothe, des Gärtners Lorenz blasse Tochter herein.

Obgleich Sabine bei dem unerwarteten Anblicke der kalten, leichenblassen Züge des feierlichen Mädchens unangenehm aus ihren rosigen Träumen einer unendlichen, seligen Zukunft geweckt wurde; so kehrte dennoch ihr früherer, seliger Sinn sogleich wieder zurück, als sie in der Eintretenden Dorothe, die Gespielin ihrer Kindheit, die Freundin ihrer Schulzeit, die Vertraute ihrer kindischen Geheimnisse erkannte.

„Ach! Dorothe! das ist schön, recht lieb, daß du wieder einmal an die alte Freundin denkest und gerade in diesem Augenblicke kömmst, wo mein Herz so voll überirdischer Seligkeit ist, daß es zerspringen muß, wenn es sich nicht in den treuen Busen einer theilnehmenden Freundin ergießen kann.“

„Hast du seitdem du deine Dorothe aufgegeben hast, keine andere Freundin gefunden?“

„Keine, liebe Dorothe! — Ich war verwaiset.“ —

„Und doch konntest Du mich so leicht entbehren?“

„Ach! wie oft habe ich mich nach dir gesehnt! — aber — du weißt, — der Vater“ — — —

„Oh! ich weiß wohl — dein Vater ist seitdem Bürgermeister geworden, und da war dein Umgang mit der Gärtnerstochter eine Schmach für dich.“ —

„Sei nicht böse, Dorothe! und beurtheile die Menschen nicht zu hart. — Sei zufrieden damit, wenn ich dir betheure, daß ich dich immer geliebt habe, und mich jetzt sehr, sehr freue Dich bei mir zu sehn. — Du zweifelst gewiß nicht an meiner Versicherung — du liesest mir es in den Augen.“ —

Unter diesem Gespräche waren sie in eine Laube getreten und hatten daselbst neben einander Platz genommen, als Sabine wieder, und zwar in einem etwas empfindlichen Tone begann:

„Aber Dorothe! jetzt bitte ich Dich, sei nicht mehr so feierlich. — Ich habe Dir so viel zu sagen — mein Herz will überfließen — wenn ich Dich aber ansehe — so stockt mir die Rede. — Du hast Dich sehr verändert, seit wir uns nicht gesehn haben, — es ist freilich schon lange her. — — Hast du diese Zeit glücklich verlebt?“

„Glücklich? — oh! das meine ich! — Es war eine glückliche Zeit! — Immer harrend und harrend auf meinen Bräutigam.“ —

„Wie? bist du auch eine Braut?“ —

„Ja wohl! schon lange — mein Bräutigam will aber nicht kommen.“ —

„Je nun! wo ist er denn?“ —

„Ach, er ist den Alt hinabgeflossen, und kömmt kein Boot

mehr zurück, das mir ihn wieder brächte! — oh! mein Herz möchte wie dir zerspringen, wenn ich daran denke, — aber nicht vor Wonne wie Dir, sondern vor Schmerz!“ —

„Dorothe! wie wunderlich sind deine Reden“ — sagte Sabine und ward ängstlich als sie ihre Freundin schärfer ins Auge faßte und den sonderbaren, gläsernen Blick derselben gewahrte, den Dorothe als Kind nicht hatte, und Sabine in ihrer Unerfahrenheit nicht als den Blick des Wahnsinns zu erkennen vermochte.

„Ich will Dir meine Geschichte erzählen, und dann werden Dir meine Reden nicht mehr wunderlich vorkommen; doch zuvor will ich Dir den Brautkranz übergeben, den ich Dir unter den besten Segenswünschen gewunden habe. Willst du denselben in Empfang nehmen, liebe Sabine?“ —

„Recht gerne! gib nur her! ich bin schon längst neugierig gewesen, zu wissen, was du da so geheimnißvoll unter der Schürze verbirgst“ — erwiderte Sabine wieder im früheren Tone ihres seligen Glückes; — fuhr aber sogleich mit einem Schrei des Entsetzens empor, als Dorothe diesen Brautkranz hervorzog, der aus lauter Todtenblumen gewunden war.

„Ach, Dorothe! einen Kranz von Todtenblumen bringst du mir? — und das soll mein Brautkranz sein? und nicht eine einzige Rose ist darunter?“ — sagte Sabine mit hellen Thränen in den Augen, als sie zitternd den Kranz aus den Händen der Freundin nahm und denselben näher besichtigte. — „So boshaft bist du als Kind nicht gewesen.“

„Ich bin nicht boshaft, Sabine! — Die Rose gehört nicht in deinen Brautkranz, denn sie ist ein Sinnbild glücklicher,

lebender Liebe. Deine Liebe aber mußt du begraben, wie ich die meine begraben habe. Deine Liebe war schon todt, ehe sie in deinem Herzen geboren wurde." —

„Dorothe! Du sprichst irre. — Der Tod deines Bräutigams hat deinen Verstand verwirrt."

„Das fühle ich in manchen Augenblicken selbst — doch weiß ich auch wieder klar was ich rede und thue. — Auch ist mein Reden und Thun ganz bestimmt im Zusammenhange mit gewissen Begebenheiten — und kann also nicht ganz Wahnsinn sein — ob ich gleich manchmal wieder die Dinge wie in einem dichten Nebel erblicke, und nicht recht unterscheiden kann, was eine wirkliche Gestalt und was nur ein Gebilde des Nebel ist." —

Sabine, die bei diesen Reden immer ängstlicher wurde, drang in die Freundin mit ihr in das Haus zu treten; als aber Dorothe so flehentlich bat, sie möchte mit ihr im Garten bleiben, und ihre traurige Geschichte anhören, die mit dem Schicksale Sabinens engverflochten sei; als Sabine wahrnahm, daß der sonderbare, befremdende Blick Dorothen's unter reichlichen Thränen verschwunden, und dem ihr wohlbekannten Blicke süßer Schwärmerei gewichen war — da verbannte Sabine die Angst aus ihrem Herzen und setzte sich wieder theilnehmend an die Seite ihrer Freundin sie liebevoll auffordernd zu erzählen was ihr Herz so schwer belaste.

Dorothe ließ einige Minuten den strömenden Thränen ihren freien Lauf, dann trocknete sie die Augen und begann in dem Tone tiefster Wehmuth und hoffnungslosen Schmerzes folgendermaßen:

In dem Herbste desselben Jahres, als wir miteinander

konfirmirt worden, kam eines Abends mein Vater in Begleitung eines Mannes zu Hause und stellte mir denselben als einen Ausländer vor, der seit kurzem in Hermannstadt und in Diensten des Herrn Acton sei. Der Mann hatte keine Freunde in unserer Stadt, und so kam er, so oft es ihm sein Dienst erlaubte, zu uns, und schloß sich immer enger an uns an. Es entging mir nicht, daß ich zum Theil die Ursache seiner häufigen Besuche war, und freute mich dessen — denn er war von angenehmer Gestalt, noch jung und von guter, sanfter Gemüthsart. Er gefiel mir daher besser als alle andern Männer, die ich kannte. Eines Abends, als der Vater nicht zu Hause war, und wir allein am Herde in traulichem Gespräche saßen, gestand er seine heiße Liebe zu mir und flehte um meine Gegenliebe, welche zu verweigern nicht mehr in meiner Macht stand. — Wir liebten uns recht inniglich und waren sehr glücklich; weil ich aber noch sehr jung war, und Hans Adam (so hieß nämlich mein Geliebter)." — —

„Gott!" unterbrach sie Sabine — „derselbe der vor einigen Jahren so geheimnißvoll verschwunden ist?"

„Derselbe — doch höre weiter — Und Hans Adam noch keinen lebenslänglichen Dienst hatte; so glaubten wir besser zu thun, wenn wir das Geheimniß unserer Liebe vor Jedermann, selbst vor meinem Vater so lange bewahrten, bis er einen solchen Dienst bei der Stadt erlangt haben würde, wozu man ihm, wie er versicherte, gewisse Hoffnung gemacht hatte. „So verstrich uns eine längere Zeit auf recht angenehme Weise, indem wir die schönen Stunden unseres Beisammenseins damit auszufüllen pflegten, die Zukunft uns in dem heitersten Lichte des

Glückes auszumalen. Der Zeitpunkt, wo er den gehofften Stadtdienst erhalten und wir dann unzertrennlich verbunden werden sollten, war, seinem Vorgeben zufolge, sehr nahe, und ich war sehr glücklich. — Eines Abends, nachdem er mir mit großer Zuversicht die ganz nahe Erfüllung unserer Wünsche verheißen hatte, verließ er mich mit dem Versprechen, mir am folgenden Morgen gewisse, frohe Nachrichten zu bringen — aber er kam nie wieder. Er war an jenem Abende, bald darauf nachdem er mich verlassen, aus dem Hause seines Herren verschwunden und nie wieder gesehn worden — was sage ich? — Ich Unglückliche sah ihn noch einmal — und in welchem Zustande! oh! hätte ich ihn nie wieder gesehn!" — rief das Mädchen mit dem Tone verzweiflungsvollen Jammers und brach aufs Neue in einen Strom von Thränen aus, —

„Du hast ihn noch einmal gesehn, Dorothe? Und freutest Dich des Wiedersehns nicht?

„Oh! welch ein schreckliches Wiedersehn war dieß! Doch höre nur, Sabine. — — Als ich hörte daß Hans Adam verschwunden war, und ich sah, daß er nicht wieder kam, überließ ich mich dem heftigsten Schmerze, der bald in einen stillen, nagenden Gram überging. Ich mied jede Gesellschaft, saß einsam und weinend in meinem Stübchen und dachte immer nur an ihn — doch blieb es hier (sie zeigte mit dem Finger auf die Stirn) immer noch richtig. — So wie es jetzt ist, ward es erst seit dem letzten gräßlichen Wiedersehn — denn bis dahin nährte ich immer die Hoffnung, er werde dennoch wieder einmal kommen. — So verging mir unter Weinen, Klagen und Hoffen ein ganzes Jahr. — Eines Abends — es mochte ungefähr eine

Stunde vor Mitternacht gewesen sein — saß ich wieder einsam in meinem Stübchen am Fenster und blickte gramvoll in den Garten hinaus. Plötzlich trifft der Strahl eines Lichtes mein Auge, der aus einem dunkeln von hohen Bäumen umgebenen Platze durch das zitternde Laub hervordringt. Eine unerklärliche Angst schnürt mir das Herz zusammen — ich trete in das Zimmer meines Vaters um ihn zu wecken. Er war nicht da, und die Thür des Zimmers stand offen. Ein unwiderstehliches Etwas zieht mich fort ich trete in die Hausflur, und da ich die Thür, welche von hier in den Garten führt, gleichfalls offen sehe, trete ich in den Garten und schleiche mich unter dem Schutze der dunkeln Nacht und dichter Laubgänge nach dem Orte hin, von wo das Licht mir entgegenschimmert. Ich komme unbemerkt in die Nähe des Ortes und wie ich zitternd aber behutsam einige Zweige zur Seite beuge, erblicke ich bei dem Scheine eines Laternenlichtes vier Männer, welche beschäftigt sind ein Grab zu graben. Meine Angst wird durch diesen Anblick auf das Höchste gesteigert und ich bleibe laut- und regungslos stehn meine Augen unverwandt auf die drei Männer gerichtet, unter denen ich bald den Pap Janos, den Kellner Endres und meinen Vater erkenne. Der vierte Mann war ein mir unbekannter Walache. — Aengstlich blicke ich umher den Leichnam suchend, für den dieses Grab bestimmt sei — werde aber keines gewahr. — Eine dunkle, beängstigende Vorstellung bemächtigt sich meiner und versetzt Seele und Leib in eine solche Spannung, daß ich im Stande bin den schauerlichen Anblick noch eine Zeitlang zu ertragen, während dessen die Männer schweigend in ihrer Beschäftigung fortfahren. Da unterbricht endlich Pap Janos

die grausenvolle Stille mit dem Ausrufe: „Ah! da kommt eine Hand zum Vorscheine! — Nun werden wir ihn bald haben!“

„Ich schaudre und will fliehn, aber — war es Neugierde, den zu sehn, der aus dem Grabe hervorsteigen sollte, war es Ahnung, daß mir der in seinem Grabe gestörte Todte kein Fremder sei — ich weiß es nicht — genug, ich war wie gefesselt an meinen Platz und konnte nicht fliehn. — Jetzt tritt ein vierter Mann, der bisher im Schatten eines Baumes unbeweglich gestanden und von mir nicht bemerkt worden war, an das offne Grab hebt die Laterne empor um den Schein derselben in das Grab fallen zu lassen, dessen Tiefe oder Inhalt er untersuchen will, und ich erkenne in diesem vierten Manne — oh! Sabine, mache Dich gefaßt das Entsetzlichste zu hören! —

„Weiter! weiter! ächzte Sabine in namenloser Angst.“ —

„Ich erkenne in diesem vierten Manne deinen — Bräutigam — Kinder.“ —

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der gepreßten Brust der unglücklichen Braut, und fast leblos sank sie in den Schooß der Freundin. — Nachdem sich Sabine wieder erholt hatte, bat sie die Freundin mit hastiger Aengstlichkeit fortzufahren, da sie nun gefaßt sei das Schlimmste zu hören, wenn noch etwas Schlimmeres nachkommen sollte.

„Für Dich, Sabine, ist das Schlimmste vorüber — was noch folgt ist der Inhalt m e i n e s grenzenlosen Jammers. — Nachdem Kinder sich von dem Dasein des gesuchten Inhaltes des Grabes überzeugt hatte, stellte er die Laterne auf die aus dem Grabe aufgeworfene Erde und entfernte sich ohne ein Wort gesprochen zu haben, blos dem Endres winkend ihm zu folgen.

Nachdem sich Kinder und Endres aus dem Garten entfernt hatten, sprang Pap Janos in das Grab, um mit Hülfe der beiden Andern den Leichnam heraufzuschaffen. — Sabine! ich hatte früher keine Ahnung gehabt, daß Hans Adam todt sei; in diesem Augenblicke aber wußte ich ganz gewiß — ich weiß nicht auf welche Weise ich zu dieser Wissenschaft gelangt war — ich wußte es ganz gewiß, daß ich Hans Adam sehn würde. — Es war so. — Der Leichnam wurde mühsam emporgehoben und auf dem Rande des Grabes niedergelegt. Während nun die drei Männer von der Anstrengung ausruhend, mit Gefühlen des Grausens den Leichnam anstarren, stürzte ich aus dem Verstecke hervor, ergreife die Laterne, leuchte dem Leichnam in das Antlitz, und erkenne — — nicht an diesem, denn dasselbe war durch Moder und Verwesung entstellt und unkenntlich, — erkenne an der deutschen Kleidung desselben meinen Hans Adam. Bewußtlos stürze ich auf denselben hin." —

„Merkst Du nun, liebe Sabine, warum der Brautkranz, den ich dir gewunden, nur aus Todtenblumen besteht? — In meinem Garten blühet jetzt ein wunderliebliches Röslein, — ich habe es mit Mühe und Liebe gepflegt, — aber Rosen passen nicht in deinen Brautkranz — es wäre Hohn sie darein zu flechten — denn deine Liebe ist todt wie die meine. — Du verstehst mich wohl, Sabine?" —

„Vollkommen, Dorothe!" —

„Du brauchst zwar nicht wie ich deswegen im Kopfe verwirrt zu werden — denn das ist eine böse, böse Sache" —

„Sprich nicht so, Dorothe! — Du bist klüger als ich." —

„Nein! liebe Sabine! da irrst du Dich. Das hat sein

Richtigkeit, daß es mit mir im Kopfe nicht richtig ist — und zwar seit jener Nacht des schrecklichen Wiedersehns. — Ich weiß zwar, daß Hans Adam todt ist wie so viele, die seit Abel von Kain ermordet worden, es sind — aber wunderliche Gesichte steigen mir oft aus einer dunkeln Nebelwelt empor. — Anfangs undeutlich, nahmen sie an scheinbarer Wesenhaftigkeit zu, daß sie die Wirklichkeit mir in den Schatten zurückdrängen und mein ganzes Denken beherrschen, ja oft schon nahe daran waren meinen Willen zu zwingen. Seit ich von Endres erfahren, daß sie den Leichnam den Fluthen des Alts übergeben, erscheint mir Hans Adams Leichnam und zwar halb lebend in den Fluthen des Altes. Dort sehe ich ganz deutlich eine Stelle, ob ich gleich nie in jener Gegend gewesen bin — ein Leichnam ist an jene Stelle wie gebannt. — Die herabwälzende Woge reißt ihn mit fort und doch erscheint er wieder an derselben Stelle. — Bald schwimmt er ganz erkennbar — es ist Hans Adams Leichnam — ich erblicke und erkenne ihn, — oben auf der Fluth, bald bedeckt ihn diese und er wird nur wie in fernern dichtem Nebel verschwimmend sichtbar. Bisweilen streckt er eine Hand wie damals im geöffneten Grabe aus der lockern Erde, hier aus dem Wasser hervor, und deutlich sehe ich es dann wie er winkt, ich weiß nicht damit ich komme ihm zu helfen, oder mich mit ihm zu vereinen. Dann reißt es mich mit solcher Gewalt nach jener Gegend hin, daß es mir fast unmöglich ist zu widerstehn. — Sieh! liebe Sabine, das ist ein recht trauriger Zustand meines Verstandes, und der Vater hat wohl recht, wenn er dann zu mir sagt: „Dorothe! geh' in dein Kämmerlein; es ist wieder nicht richtig mit dir."

Nachdem Sabine noch eine Weile sinnend, vielleicht mehr träumend als sinnend, da gesessen war, küßte sie die Freundin zärtlich und erhob sich mit den Worten: „Ich danke dir, liebe Dorothe! für deine Mittheilung und deinen Brautkranz! Ich nehm ihn an. Jetzt laß uns aber in das Haus treten. — Sobald Sabine in das Haus zurückgekehrt war, verschloß sie sich in ihr Kämmerlein und brachte daselbst zwei Stunden mit Weinen, Schluchzen und Beten zu, dann erschien sie mit rothgeweinten Augen, blaßen Wangen und feierlichem, entschlossenem Wesen in dem Wohnzimmer, trat vor ihren Vater, küßte demselben mit kindlicher Innigkeit die Hand und sagte mit trauernder aber fester Stimme: „Vater, ich bin so thöricht gewesen Ihren weisen, väterlichen Rath zu verschmähn; Sie sind so gütig gewesen der heftigen, aber thörichten Neigung Ihrer Tochter Ihre bessere Ueberzeugung aufzuopfern: ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer zärtlichen Liebe. — Die Sachen haben sich aber geändert. — Ich kann nicht die Gattin Kinders werden! — Ich werde ihn nicht wiedersehn.“ —

Erstaunt, überrascht blickte der Vater die Mutter an, gereizt und erzürnt diese die Tochter. Vergeblich drangen Beide in das geliebte Kind den Grund dieser plötzlichen Veränderung anzugeben. Sabine bat nicht weiter in sie zu dringen, da es ihr jetzt und immer unmöglich sein werde die gewünschte Aufklärung hierüber zu geben, wiederholt und fest betheuernd, daß ihr Entschluß unwiderruflich sei: sie werde Kinder nie wiedersehn.

Dem Bürgermeister entging der tieferschütterte Zustand des Gemüthes seiner Tochter nicht, und einen hinlänglichen Grund dieses ihres so befremdenden Betragens voraussetzend behandelte

er seine Tochter mit Güte und Zurückhaltung. Der Mutter unverständiges Bitten, Flehen, Weinen, Drohen, Keifen und ungerechte Vorwürfe blieben auf Sabinen ohne Wirkung. — Diese schwieg und weinte. —

Der Tag verging wie alle Tage des Kummers mit trägen Schritten; der Abend fand in dem Hause des Bürgermeisters Weber von Hermannsburg mehre wichtige Personen versammelt. Außer dem Provinzialbürgermeister Weber war hier gegenwärtig: Thomas Schmidt von Scharffenbach, Königsrichter von Mühlbach, Johann Stenzel, Stuhlsrichter von Hermannstadt, Johann Hetzeldorfer, Bürgermeister von Schäßburg, Adam Kißling, Königsrichter und Michael Sutoris, Stuhlsrichter von Leschkirch, Paul Schuster, gewesener Königsrichter von Großschenk, Joh. Auner, Königsrichter von Mediasch, Georg Csako, Senator von Kronstadt und andere Herren aus den sächsischen Stühlen und dem Magistrate von Hermannstadt. —

Man sieht, es war die sächsische Universität so ziemlich vollkommen beisammen und es fehlte nur der Comes der Nation um den Präsidentenstuhl in diesem echtsächsischen Collegium einzunehmen. Jedoch muß bemerkt werden, daß sich die Repräsentanten der verschiedenen sächsischen Stühle und Distrikte nicht zufolge ergangenen Einberufungsschreiben des Comes zu ordentlichen Universitätssitzungen iu Hermannstndt versammelt hatten, sondern daß sie so zu sagen auf eigne Faust herbeigeeilt waren. Es war jedoch nicht aus einem unbewußten Instinkte geschehn, wie man ihn bei Raubvögeln annimmt, welche die Bewegungen eines Heeres begleiten, oder bei Haifischen, die Tagelang dem Laufe eines Schiffes folgen, — sondern es hatte alle diese Herren ein be-

wußter Gedanke, e i n klar ins Auge gefaßter Zweck zugleich nach Hermannstadt und in die Behausung des Provinzial-Bürgermeisters, als ihres natürlichen Mittelpunktes und Leiters in dieser Angelegenheit geführt. — Das imperatorische Circularschreiben, welches der Comes in Betreff der Nationalbewaffnung gegen die Kurutzen hatte ausgehn lassen, hatte diese ungewöhnliche Bewegung, eine Folge ungewöhnlicher Aufregung in den sonst still und friedlich stagnirenden Stühlen verursacht. — In allen Kreisen hatte sich gegen diese gewaltsame Maßregel eine unwiderstehliche Opposition gebildet — das heißt um der Wahrheit getreu zu bleiben — bei den regierenden Herren der verschiedenen Kreise, denn das Volk war noch nicht in Kenntniß davon gesetzt worden. Genug, mit dem verfassungsmäßigen Vorbehalte nach geschehener Sache gelegentliche Stuhlsversammlungen zu halten und die bepelzten Repräsentanten der verschiedenen Ortschaften dann auch in dieser Angelegenheit — ihren Willen zu befragen, beschloß man den Königsrichter von Hermannstadt und Grafen der Nation zur Zurücknahme dieses heillosen, so manche häusliche Bequemlichkeit bedrohenden Mandates zu zwingen es koste was es wolle. Das war leicht gesagt und beschlossen — aber nicht so leicht ausgeführt. Darüber daß es geschehn solle und müsse war man einig; als es sich aber darum handelte: wer seine Pfote hergeben solle um die heiße Kastanie aus dem Feuer zu holen, oder wer es unternehmen solle der Katze die Schelle um den Hals zu hängen, da gab es eitel lange Gesichter, emporgehobene Achseln und auseinander gespreizte Finger. —

„Ja, meine hochverehrten Herren Collegen“ — intonirte Schmidt von Scharffenbach, der Mann der dießmal das große Wort führte — „das hat uns kein König und kein Fürst noch zugemuthet. — Wir ins Feld rücken! — Mit aller Achtung vor dem Herren Comes sei es gesagt — aber mich will es bedünken, daß Seine Hochwohlgeboren einen Schnitzer in der Chronologie gemacht hat und uns in die Zeiten der „Hechte“ versetzt glaubt, die sich einen Spaß daraus machten mit Türken und Janitscharen sich herumzuhetzen. — Friedlichen Männern des Corpus juris so etwas zuzumuthen!“ —

„Das ist eine abgemachte Sache“ — nahm der würdige Bürgermeister von Schäßburg das Wort — „wir Schäßburger pariren dießmal nicht Ordre, so unterthänig wir uns in jedem andern Falle (die jüngst stattgehabte Hinrichtung unsers Johann Schuller bezeugt es) Seiner Hochwohlgeboren Befehlen erweisen. — Unsere Mauern sind stark genug solches Raubgesindel, als diese Helden des Rakoczi sind, in Respekt zu erhalten; und sollten sie auch die untere Stadt nehmen, in die Burg, wo der löbliche Magistrat seine bequemen Häuser hat, sollen sie nicht gelangen. Man hat sich deshalb bewogen gefunden aufs Strengste zu befehlen, daß im Falle einer Belagerung kein einziges Faß Wein in die Burg geführt werden darf.“

„Kronstadt beschränkt sich auf die Vertheidigung seiner selbst! — Es hat einst dem Gabriel Bathori die Feige gewiesen; es wird den Rebellen die Zähne zeigen,“ — ließ sich Csako von Kronstadt vernehmen.

„Ha! Medwisch! die alte Medwisch, die Mauerumgürtete, die Männergebührende! Sollte die in Furcht gerathen vor die-

sen Langfingern und Strauchdieben? — Schmach so etwas zu denken! Rakoczi mag so alt werden als die Kockel, — aber in unsere Thore wird er nicht einziehn! — Wir wollen unsern eignen Heerd vertheidigen. — Andere mögen für ihre Töpfe sorgen!' — sagte Auner, der Königsrichter von Medwisch.

„Recht so, Herr Bruder Königsrichter" — schrie ihn Thomas Schmidt von Scharffenbach an und wäre ihm um den Hals gefallen, hätte sich nicht jener hinter den stummen aber kolossalen Bürgermeister von Reps geflüchtet — „Recht so! So denke und sage ich auch, und das heißt: die gute Stadt Mühlbach denkt und sagt das — Jeder für sich — Niemand für Alle! — das ist von jeher Maxim unserer Staatsmänner und unserer Nation gewesen — und ist auch die meine und die meiner guten Mühlbächer. — Gerne hätten die Vertreter von Leschkirch, Großschenk, Reps und Reußmarkt eine kleine sehr beachtenswerthe Einwendung gemacht; aber sie erinnerten sich, daß sie auch gekommen seien um die schreckenverbreitende Maßregel rückgängig zu machen und schwiegen daher mit süßer Beruhigung bei sich überlegend, daß sie im Nothfalle mit dem lieben Weibe, den lieben Kindern, den lieben Habseligkeiten in die sichern Mauern von Hermannstadt, Schäßburg oder Mediasch oder die nahe Burg flüchten und die der Barmherzigkeit des Feindes preisgegebenen offenen Märkte und Stuhlsortschaften sich selbst überlassen könnten in der Hoffnung, daß sich diese auch ohne ihre weisen Führer wie schon so oftmals auch aus diesem Rummel heraushelfen würden. —

„Ja, ja, meine Herren" nahm nun der Provinzialbürger-

meister das Wort — „das ist Alles in der Ordnung; darüber sind wir einig. — Es handelt sich jetzt darum, wie wir den Herren Comes zur Zurücknahme dieser Maßregel bewegen sollen. —

„Wir zwingen ihn!“ — schrie Schmidt von Scharffenbach. —

„Sehr gut!“ entgegnete Weber — „aber wie wollen Euer Hochwohledlen das anfangen? —

„Ja, ich will ihn dazu zwingen. — Er soll erfahren, daß wenn ich auch unfähig bin den Pflichten eines Abgesandten bei dem Allerhöchsten Hofe Genüge zu leisten, wie sich dieser Königsrichter von Hermannstadt Anno 1701 auf dem Landtage zu Weissenburg öffentlich auszudrücken beliebte — ich doch nicht unfähig bin Schritte zu thun, die ihn zwingen sollen sein hohes Commandowort etwas herabzustimmen!“ —

„Welches sind diese Schritte, wenn ich bitten darf“ — fragte der Provinzial-Bürgermeister abermals. —

Aber Scharffenbach ohne die an ihn gestellte Antwort zu beantworten fuhr fort: „Meine Herren und Amtsgenossen. Sollen wir dieß ferner dulden? Sind wir die wir einst Herren der Nation waren, jetzt mehr Diener derselben? — Sind wir nicht zu Dienern dieses Sachs von Harteneck herabgewürdigt worden? — Wer nennt noch unsre Namen? — Wer achtet auf unsre Befehle mehr? — Der Königsrichter von Hermannstadt hat dieß gesagt; der Comes hat jenes befohlen; Herr Sachs hat jenes gethan; Herr von Harteneck will dieses thun — heißt es in allen Stühlen. Er thut Alles; er will Alles; er sagt Alles; er befiehlt Alles — wir sind nichts — rein nichts — höchstens gehorsame Diener und Vollstrecker seines Willens. — Man kann keinen Bauern niederlegen lassen, ohne von diesem

Supremus Judex Cibiniensis zur Verantwortung gezogen zu werden!"

„Ach ja!" — hallte es in mancher Brust dieser kleinen Tyrannen wieder. —

„Man kann" — fuhr Scharffenbach fort — „keinen Pfennig zum allgemeinen Besten aus den Allodialkassen verwenden ohne diesen gewissenhaften National=Oekonomen auf dem Halse zu haben mit seinem abominablen: „Thue Rechnung!"

„Ach ja!" — seufzte es wieder in manchem Herzen der Zuhörenden. —

„Er beherrscht" — fuhr Scharffenbach fort — „die Wahlen zu den ambulatorischen Aemtern und zu den Pfarreien, und Aemter und Pfründen entgehn unsern Söhnen und Eidamen, wenn wir nicht seine gnädige Protection haben. — In den Universitätssitzungen sind wir nur timide Jamänner und auf den Landtagen fordert er uns nicht einmal dieses „Ja" ab — er spricht für uns Alle, er denkt für uns Alle, er schreibt für uns Alle, er handelt und unterhandelt und deliberirt und transigirt und intriguirt und petionirt und recusirt und consentirt für uns Alle! — Ist dieß die Verfassung unserer Vorfahren? Haben sie darum Blut und Gut für dieselbe bereitwillig hingegeben, damit jetzt dieser Sachs komme nnd an unser statt die Bauern niederlegen lasse? an unser statt die Allodialkassen beaufsichtige und decimire, an unser statt die Mauthen aus den Mühlen nehme, an unser statt die Pfarrer wählen lasse, an unser statt in Mühlenbach und Großschenk und überall als Herr gebiethe? — darum, damit dieser hochmüthige Königsrichter von Hermannstadt die edle und gemeinnützige Verfassung in seine Tasche stecke? —

„Ganz recht Namhaft weiser Herr!“ — unterbrach den entrüsteten Redner abermals der Provinzial-Bürgermeister — „Ganz recht — aber wie? Wie, mein Bester? —

„Und wer ist dieser Königsrichter von Hermannstadt“? — fuhr Schmidt von Scharffenbach fort ohne sich durch die Frage des Provinzial-Bürgermeisters beirren zu lassen. — „Wer ist dieser Comes der sächsischen Nation, dieser geheime Gubernialrath, dieser Ritter Sachs von Harteneck, der uns so geknechtet, uns so das Maul beim Dreschen verbunden hat, uns immer auf dem Hals und der Ferse, unsere Thaten thut, und unsere Verdienste in die Tasche steckt? das uns Gehörige mit habsüchtigen Händen an sich reißt? mit unsern Ehren sein Haupt schmücket und an den Tafeln der Großen schwelget, wo wir von Rechtswegen sitzen sollten? — Wer ist er? — — Bah! Johann Zabanius, der Sohn des Stadtpfarrers von Hermannstadt, uns fremd durch Abstammung und Blut — ein Eperiescher — ein Slavake — und dieser Fremde, wie ein Pilz auf fremdem fettem Boden emporgeschossen Intriguant und Windmacher und Weiberverführer und Poltron soll unser Herr unser Comes sein? — Ich denke, es gibt noch andere dieser Stelle würdigere, echte, dem echten Sachsenblute entstammte Männer in der Nation! —

Schmidt warf sich bei diesen Worten in die Brust, hielt inne, und ließ seine Augen im Kreise herumgehn. Alle bückten sich lächelnd gegen den Redner, indem Jeder das Compliment auf sich bezog. Sie irrten sich aber, denn Schmidt von Scharffenbach war zu sehr von sich eingenommen, als daß er damit jemand Andern als sich selbst hätte meinen können. —

Der Provinzial-Bürgermeister rückte abermals, da sich Schmidt von Scharffenbach erschöpft zu haben schien, mit seinem ärgerlichen: Wie, mein Bester? heraus, das noch nicht beantwortet worden war, obgleich die Rede mit einstimmigem Beifalle aufgenommen und der Redner erst eigentlich durch diesen ihm laut bezeigten Beifall in die Hitze getrieben worden war — als Sachs von Harteneck eintrat. —

Wenn die Zimmerdecke plötzlichen Einsturz gedroht hätte würden diese Herren sich nicht schneller und tiefer gebückt haben, als es jetzt beim Eintreten des gehaßten aber ihnen anerkannt überlegenen und gefürchteten Mannes geschah. Wer zuerst Meister seiner Verlegenheit und Beschämung werden konnte, eilte auf Sachs zu um ihn zu bekomplimentiren und ihm zu seiner ersehnten Rückkunft nach Hermannstadt Glück zu wünschen.

„Ich bin sehr erfreut, meine Herren, Sie so zahlreich in Hermannstadt versammelt zu sehn — so sehr erfreut, daß ich, obgleich ich erst diesen Augenblick vom Wagen gestiegen bin, sogleich hieher eilte Sie persönlich zu begrüßen, als mir Ihre Ankunft in Hermannstadt und Anwesenheit in unsers Herrn Bürgermeisters Wohnung von meinem Secretär Kinder gemeldet ward. — Was ist die Sache? Was führte Sie nach Hermannstadt? — Worüber deliberirten Sie so eben?" —

„Ach!" — erwiderte Schmidt von Scharffenbach mit tiefen Bücklingen, sanft lispelnder Stimme und süßlichem Lächeln — „Euer Edlen sind sehr gütig das eine Deliberation zu nennen, wo Euer Edlen Weisheit und Verstand nicht Ordnung und Licht gewährt. — Wenn Euer Edlen nicht zugegen sind, ist unsere Deliberation eitel Geplauder ohne gültiges Conclusum,

und verdient somit diese Benennung nicht. Wir sind zwar da, leuchten aber nicht. — Nur Euer Edlen Gegenwart leiht uns einiges Licht, wie der Mond dasselbe von der Sonne empfängt. —

„Sehr schön, mein lieber Schmidt!“ — erwiderte Sachs mit einem verächtlichen Lächeln — „Ich sehe, Sie legen sich auf Ihre alten Tage auf die Poeterei. — Ich wünsche Glück und hoffe, daß es Ihnen damit besser gelingen werde als mir die politischen Beredsamkeit. — Herr Provinzial-Bürgermeister, ich muß Sie wohl bitten mir über den Gegenstand der gehabten Deliberation Aufschluß zu geben.“ —

„Es handelte sich von den zu treffenden Maßregeln in Betreff der Nationalbewaffnung.“ —

„Verlangt man genauere oder gemessenere Befehle?“ — fragte Sachs mit scharfer Betonung der Worte.

„Wir sind in der That in Zweifel“ — ließ sich eine Stimme leise und schüchtern hören — „wie ein und das Andere nach Euer Edlen Wunsch und Willen durchgeführt werden soll.“ —

„Ja, das sind wir und sind deshalb in Hermannstadt erschienen um Euer Edlen Meinung persönlich entgegenzunehmen“ — wiederholte der ganze Chor einmüthig und bekräftigend. —

„Wohl!“ — entgegnete Sachs — „wir wollen zu diesem Zwecke morgen eine Sitzung halten. Heute nichts mehr davon. — Als Neuigkeit bringe ich Ihnen von Weissenburg mit, daß der nächste Landtag in Hermannstadt abgehalten werden, und schon nächsten 15. November seinen Anfang nehmen wird. — Unter andern königlichen Propositionen ist auch die in Betreff der Appellation der sächsischen Gerichtsstellen an die kön. Tafel.

Dieß wird uns in einen heißen Kampf führen, in welchem wir jedoch Sieger zu bleiben hoffen, weil die Sache, die wir zu verfechten haben, eine gerechte ist. — Indessen müssen wir uns darauf vorbereiten und tüchtige Kämpen in die Schlachtlinie senden. — Zu diesem Ende werde ich die Wahlen vornehmen lassen. — Ich hoffe auf Ihre aufrichtige Unterstützung."

Harteneck wollte sich über diesen Gegenstand weiter herauslassen, als Kinder eilfertig eintrat und demselben meldete, daß eine Commission, welcher der Gouverneur in Person präsidire in einer wichtigen Angelegenheit im Hause des Stadtkommandanten zusammengetreten sei, und die unverzügliche Gegenwart Hartenecks erwarte. — Sachs von Harteneck folgte augenblicklich der Einladung und nahm von der ansehnlichen Gesellschaft höflichen Abschied, diese nicht in der besten Laune zurücklassend. —

„Also wie, mein Bester?" — hub der Bürgermeister Weber zu Schmidt von Scharffenbach gewendet spöttisch lächelnd aufs Neue an. — Der kurz vorher so vorlaute Königsrichter von Mühlbach wurde roth — es ist schwer zu sagen, ob vor Zorn oder Beschämung — schwieg aber still. —

„Es ist, meine Herren" — begann der Provinzial-Bürgermeister wieder — „beschämend für uns, daß wir uns, als wir den Herren Sachs entfernt glaubten, verleiten ließen den Mund so voll zu nehmen, und in seiner Gegenwart so kleinlaut wurden ja verstummten. Wir mögen daraus lernen, daß uns dieser Mann zu groß ist, und wir unsere Angriffe auf ihn einstweilen ruhen lassen mögen. — Wenn ihn nicht sein eigner Hochmuth zu Falle bringt oder mächtigere Feinde mit ihm an-

binden; so können wir nichts Anders thun als ihn gewähren lassen. Seine ausgezeichneten Gaben des Geistes werden immerhin der Nation zum Vortheile gereichen, wenn auch sein Stolz, seine Habsucht und Gewaltthätigkeit Einzelnen wehe thut. —

Die Gesellschaft war noch in eifriger Berathung begriffen als Kinder mit der erschütternden Nachricht in's Zimmer stürzte, daß Sachs von Harteneck in einem verschlossenen Wagen unter starker militärischer Bedeckung aus der Stadt abgeführt worden sei.

Dieses außerordentliche Ereigniß hatte sich auf folgende Weise zugetragen.

Sobald nämlich der Gouverneur, Graf Banffi in Hermannstadt angelangt war, erhielt er vom Kommandirenden eine Einladung, sich wenn möglich augenblicklich zu ihm zu einer wichtigen Conferenz in Staatsangelegenheiten gefälligst bemühen zu wollen. Der Gouverneur begab sich sogleich in die Wohnung des Grafen Rabutin und fand hieselbst den General, den Grafen Nicolaus Bethlen, den Grafen Stephan Apor und den Freiherrn von Acton ihn erwartend.

Nachdem diese fünf hochgestellten, einflußreichen, nach Charakter und Neigungen so verschiedenen, in ihren Bestrebungen so sehr abweichenden, bei der Verschiedenheit ihres Glaubens sich mißtrauenden, sich anfeindenden Männer in einem engen Kreise Platz genommen hatten; nahm der Verabredung gemäß der Kanzler Graf Bethlen das Wort um den Gouverneur von dem Zwecke dieser Conferenz in Kenntniß zu setzen, der kein anderer war als zu untersuchen und zu entscheiden, ob Gründe vorlägen den Königsrichter von Hermannstadt und Grafen der

sächsischen Nation des Hochverraths anzuklagen, und zu beschließen war, falls diese Gründe vorhanden wären, zu thun, in welcher Art zu verfahren sei. —

Der Gouverneur ward durch diese Allocution des Kanzlers wenig überrascht, da er bereits durch Harteneck selbst in Weissenburg darauf vorbereitet worden war, und er beschränkte sich daher auf die kurze Aeußerung, daß er erwarte die Gründe zu vernehmen, womit man eine Anklage auf Hochverrath gegen Harteneck begründen zu können glaube.

Nachdem der Kanzler wohl eine Stunde darauf verwendet hatte, ohne eine Unterbrechung von Einem der Anwesenden zu erfahren, die verschiedenen Verbrechen und Vergehungen Hartenecks darzuthun und mit der ganzen ihm in bedeutendem Grade zu Gebote stehenden Kunst der Beredsamkeit und Dialectik zu zeigen, daß diese einzeln und zusammengenommen die Anklage auf Hochverrath hinlänglich begründeten; äußerte der Gouverneur, es sei ihm erinnerlich, daß diese Anklagen schon früher gegen Herren Sachs erhoben, daß sie aber als nichtig befunden worden und ohne Folgen geblieben seien; daß es ihm daher sehr überflüßig scheine wieder darauf zurückzukommen. — —

Ungeduldig fuhr hier Graf Rabutin auf:

„Euer Excellenz haben Recht! — Dieses ganze Gewäsche des Herren Kanzlers war überflüßig! Wozu diese Dinge aufwärmen, die doch zu keinem Ziele führen? Herr Graf Bethlen hat vergessen Eurer Excellenz das ganz neue und bisher unerhörte Verbrechen des kecken Königsrichters zu bezeichnen — ein Verbrechen das offenbar den Charakter des treulosesten Hochverraths an der Stirne trägt.“

Nicht nur die Ueberraschung des Gouverneurs, welcher bis zu diesem Augenblicke noch in der Meinung stand, daß er bei der Vertheidigung des Sachs in dem Kommandirenden einen eifrigen und mächtigen Bundesgenossen habe, war, als er diese in unverkennbarer Gereiztheit und heftigem Zorne hervorgestoßne Aeußerung vernahm, außerordentlich; sondern auch Graf Apor theilte dieses Erstaunende. Ja auch Graf Bethlen nahm einigermaßen Antheil daran, da er trotz seines feinen scharfsinnigen Geistes nicht begriff, wo der General hinauswolle.

Alle drei schwiegen und blickten den Kommandirenden fragend an. —

„Dieses Verbrechen des Hochverraths ist die schmähliche Hinrichtung des Hadnagy János in Schäßburg“ — fügte nach einer sehr beredten Pause Graf Rabutin erklärend hinzu.

In der nun darauf folgenden lange dauernden und sehr lebhaften Erörterung, ob diese Hinrichtung wirklich ein Crimen laesae Majestatis sei, wechselten die handelnden Personen plötzlich die Rollen. Der Gouverneur suchte immer noch den Königsrichter zu vertheidigen; aber Graf Bethlen, der anfangs als Ankläger gegen Sachs aufgetreten war, verstummte nun plötzlich und nahm an der Erörterung keinen thätigen Antheil mehr. Der schlaue Staatsmann hatte sogleich gemerkt, daß der Graf Rabutin sich die Rolle des Anklägers zugeeignet hatte und gerne überließ er ihm diese. Graf Rabutin, der in der kurzen Frist der vergangenen Tage von Akton zu dieser Rolle mit Geschick eingeschult worden war, indem er mit Hülfe Körtvélyesi's, an den er von Bethlen gewiesen worden war, noch mehrere obgleich höchst zweideutige und nur der leidenschaftlichsten

und blindesten Eifersucht des Generals genügende Beweise eines schon seit langer Zeit bestehen sollenden allzuvertrauten Verhältnisses Hartenecks mit der Gräfin Rabutin beibrachte — Graf Rabutin, sage ich, übernahm in der That ganz allein diese Rolle und führte sie mit Eifer und Unermüdlichkeit durch, beschränkte sich jedoch einzig und allein auf die Hinrichtung des Hadnagy, als deren einzigen Urheber er den Sachs bezeichnete.

Der Gouverneur that Einrede; vertheidigte und entschuldigte den Königsrichter lange Zeit gegen die Angriffe Rabutins und Actons, der seinen General mit Heftigkeit unterstützte; — als er aber nun auch den Grafen Apor, in dem der in die Intrigue uneingeweihte Graf Banffi gleichfall einen Freund, wenigstens keinen Feind Hartenecks zu sehn erwartet hatte, mit der Wuth des erbittertsten Hasses und tödlichen Ingrimms die Parthei seiner Gegner ergreifen sah: da wurde seine Vertheidigung Hartenecks immer schwächer; er wurde übertäubt, eingeschüchtert und verwirrt; er gab Harteneck verloren, und die Conferenz beschloß den Königsrichter von Hermannstadt gerichtlich zu verfolgen und damit zu beginnen ihn seiner Freiheit zu berauben. —

Als man so weit gekommen war, rückte Graf Rabutin plötzlich mit einem andern Ansinnen heraus: er verlangte nämlich von den drei Herren eine schriftliche Versicherung, daß Sachs gerichtlich prosequirt werden solle, und daß sie die ganze Verantwortlichkeit bei dem Allerhöchsten Hofe auf sich nähmen. Jenes erstere Ansinnen darf uns jedoch nicht verleiten anzunehmen, daß Rabutin dadurch den Harteneck habe retten wollen; im Gegentheil, es ist außer allen Zweifel gesetzt, daß Graf

Rabutin den Tod Hartenecks unwiderruflich beschlossen hatte. Unter anderem geht dieß unwiderleglich aus einer Aeußerung Aktons hervor, die er später gegen das Gubernium machte: „Ihr habt gut gethan, daß Ihr den Sachs hinrichten ließet; denn hättet Ihr es nicht gethan, der General würde ihn haben tödten lassen und wenn er selbst vom Hofe begnadigt worden wäre.“ — Es scheint, daß jenes Ansinnen seinen Grund in der Besorgniß des Generals hatte, der Gouverneur, Bethlen und Apor dürften abermals, wie es schon im J. 1701 geschehn, den Prozeß gegen Harteneck fallen lassen, und dieser seiner Rache entgehn. — Und wenn man alle Umstände und namentlich den Charakter Bethlens genau in Erwägung zieht, so mag man nicht ohne allen Grund der Vermuthung Raum geben, daß Harteneck seinem tragischen Schicksale noch entgangen sein würde, wenn es in der Macht Bethlens gestanden hätte, dasselbe zu wenden. — Denn Grausamkeit lag nicht in dem Charakter dieses Mannes. Aber von dem Augenblicke an, wo Rabutins Haß gegen Harteneck erregt worden war, lag das Leben dieses in Jener Hand, und dieser war unversöhnlich.

Das zweite Ansinnen, das Graf Rabutin der Conferenz stellte, ist in so weit beachtenswerth, als es zeigt, daß der Kommandirende, ob er gleich mit großer kaiserlicher Vollmacht in Siebenbürgen handelte, doch ganz und gar nicht darüber beruhigt war, wie man bei dem Allerhöchsten Hofe den Prozeß — oder um es mit dem wahren Namen zu nennen — den Tod Hartenecks — denn davon handelte es sich vom ersten Augenblicke an — ansehn und aufnehmen werde; darum wollte er die Verantwortlichkeit desselben nicht allein auf sich nehmen. —

Gegen die Ausfertigung eines Documentes des erwähnten Inhalts erhob die Conferenz keine Schwierigkeit; es wurde sogleich von dem Kanzler verfaßt und von ihm, dem Grafen Banffi und dem Grafen Apor sogleich unterfertigt; später wurde dasselbe noch von Keresztesi, Haller und Conrad von Heidendorf unterzeichnet. —

Indessen war der Abend schon weit vorgerückt, und die Grafen Banffi, Bethlen und Apor begaben sich verabredetermaßen, nachdem man von der Ankunft Harteneck's in Hermannstadt in Kenntniß gesetzt worden war, in das Haus des Stadtkommandanten Henisch. Sachs wurde eingeladen unverzüglich zu einer Conferenz dahin zu kommen. — Er that es und wurde hier gleich bei seinem Eintritte von den drei genannten Herren dem Stadtkommandanten zur Haft übergeben. —

Hartenecks Ueberraschung war nicht groß, als er sich so plötzlich ohne alle Rücksicht für seine hohe, höchst wichtige Stellung, so gegen Gesetz und Sitte seiner Freiheit beraubt sah; überraschend für ihn war es nur den Gouverneur und den Thesaurarius unter seinen Verfolgern zu sehn. — Ein verächtliches Lächeln fuhr leicht über seine hohe Stirne hin, als er seine drei Herren Collegen mit niedergeschlagenen Augen vor sich stehn sah — aber er sagte nichts. — Er sagte nichts, als ihm der Kommandant schwere Ketten anlegen ließ — er sagte nichts, als ihm befohlen ward, in den bereitgehaltenen verschlossenen Wagen, der von einer zahlreichen militärischen Bedeckung umringt war, zu steigen. — Er gehorchte schweigend aber aufrecht erhalten durch den Gedanken: „Es lebt ein milder und gerechter Kaiser Leopold! Er wird mich hören und richten!" —

16.

Schnell wie der Donner durch das Himmelsgewölbe hinrollt, verbreitete sich das Gerücht von diesem außerordentlichen Ereignisse durch die gute Stadt und veranlaßte die Bürger die trauliche Stube zu verlassen und auf den Straßen sich zu versammeln. In weniger als einer halben Stunde war der große Ring mit Menschen angefüllt, und dicht um Hartenecks Haus wogte die Menge mit dumpfen Gebrause hin und her; aber in dem Hause selbst war Alles ruhig, nur zwei Fenster waren durch den Schein einer Kerze erhellt und nichts in demselben deutete darauf hin, daß vor wenigen Augenblicken ein so wichtiges den Bewohner des Hauses betreffendes Ereigniß statt gefunden hatte. Das Thor des Hauses war überdieß versperrt und hinderte die Menge in den innern Raum desselben einzudringen, was sie sonst gewiß gethan haben würden, ob sie wohl wußten, daß daselbst nichts Außergewöhnliches zu finden oder zu sehn wäre. Als die Aufregung der Bürgerschaft den höchsten Grad erreicht hatte, und zu befürchten war daß diese zu Gewaltthätigkeiten schreiten würde, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß die ganze Sache eine Erfindung eines müßigen Kopfes sei, daß Sachs von Harteneck wohl diesen Abend abgereiset sei, und zwar in Begleitung einiger Soldaten, daß er aber die Reise freiwillig und in dringenden Geschäften angetreten und die Bedeckung von Militär zu seiner Sicherheit mitgenommen habe. Dieses Gerücht das geflissentlich verbreitet geworden zu sein scheint, hatte hinlängliche Wahrscheinlichkeit für sich um bei der

Menge Glauben zu finden. „Ja! ja! so wird sich die Sache verhalten! Wer dürfte es wagen solche Gewaltthat zu verüben? Wer sich erkühnen den Sachs in Fesseln zu schlagen und aus unsere Mitte fortzuführen? — Laßt uns nach Hause gehn! Man hat seinen Muthwillen mit uns getrieben! — Solche Reden wurden geführt und vernommen und die Menge verlief sich. Ohne weitere Störung ging die Nacht vorüber. Sobald aber der Tag sein Licht über die Stadt ergoß, so nahm man abermals Merkmale einer heftigen Gährung unter der Bürgerschaft wahr; kein Mensch dachte daran an seine Geschäfte zu gehn, zu deren Jeden der anbrechende Tag sonst zu rufen pflegte; die Bürger standen haufenweise beisammen, offenbar in der Besprechung eines sehr wichtigen Gegenstandes begriffen. Das Gerücht von der Gefangennehmung und Abführung des Königsrichters hatte sich wieder geltend gemacht und fand in dem Umstande zum Theil seine Bestätigung, daß die Thore der Stadt, wie man sich zuflüsterte auf Befehl des kommandirenden Generals geschlossen blieben, und die Landleute, welche, da dieser Tag eben ein Markttag war, in großer Anzahl nach Hermannstadt gekommen waren um ihre Waaren auf dem Markte zum Kaufe auszubiethen, verhindert wurden in die Stadt zu kommen. Dieser letztere Umstand hatte seine Richtigkeit. Graf Rabutin, wohl wissend daß Harteneck bei der Bürgerschaft der Stadt und besonders bei den Landleuten seiner hohen Talente, seines eifrigen Patriotismus und seiner Leutseligkeit wegen beliebt war und in großer Achtung stand, während die sogenannten sächsischen Herren ihn wegen seines hochfahrenden oft schonungslosen

Wesens, wegen seiner Leidenschaftlichkeit und Habsucht der er sich oft ungescheut hingab, und wegen seiner Gewaltthätigkeiten die er sich oft gegen sie selbst erlaubt hatte, grimmig haßten. — Graf Rabutin hatte in der That befohlen die Stadtthore nicht zu öffnen und so den Landleuten den Eintritt in die Stadt zu verweigern. Heutzutage würde ein kommandirender General gewiß nicht auf diese Weise in die Rechte und Freiheiten der Stadt einzugreifen sich erlauben, und nicht ohne Vermittelung der städtischen Behörden solche Maßregeln, falls sie nothwendig würden, nehmen; in jener Zeit aber, von der wir hier sprechen, war das Verhältniß des Landes zu der österreichischen Regierung noch nicht hinlänglich geregelt; die österreichische Regierung verfolgte andere Zwecke, welche sie seither hat fallen lassen, Siebenbürgen selbst war noch für das Haus Oesterreich nicht nur eine neue Erwerbung, sondern dessen Besitz ward noch immer angefochten, beruhte noch nicht auf festen unerschütterlichen Grundlagen. Daher waren in jenen und spätern Zeiten die kommandirenden Generale in Siebenbürgen mit einer großen fast unumschränkten Gewalt nicht nur in Militär- sondern auch in politischen Angelegenheiten bekleidet. Ich meinte diese Bemerkung voranschicken zu müssen, damit sich die Leser hieraus das künftige, despotische Betragen des Grafen Rabutin erklären mögen.

Das Aussehn der Stadt wurde mittlerweile immer drohender; der Marktplatz füllte sich wieder wie am vorhergehenden Abende mit zahlreichen Menschenmassen, ausgestossene Drohungen wurden immer lauter, und die Aufregung wuchs mit jedem Augenblicke; einige Massen setzten sich in Bewegung nach

den Thoren mit der offenkundigen Absicht dieselben gewaltsam zu öffnen und dem Landvolke den Eintritt in die Stadt zu verschaffen, was ohne Blutvergießen nicht hätte bewerkstelligt werden können, da die Thore der Bewachung kaiserlicher Truppen anvertraut waren.

Jetzt entschloß sich Graf Rabutin endlich zu einem Schritte, den früher zu thun die Politik angerathen hätte, den er aber aus Stolz und im Bewußtsein seiner ihm vom Kaiser übertragenen Machtvollkommenheit bisher zu thun unterlassen hatte. Er ließ nämlich den Bürgermeister eiligst zu sich entbiethen um vermittelst der städtischen Behörden die Ruhe in der Stadt auf gütlichem Wege herzustellen. Dem Grafen Rabutin stand zwar eine tapfere Besatzung, welche in den Häusern der Bürger innerhalb der Stadtmauern einquartiert war, zu Gebote; aber erstlich war diese Streitmacht zu gering um einen Kampf mit der aufgeregten Bürgerschaft der Stadt und den Massen der herbeiströmenden Landleute siegreich zu bestehn; dann zog er auch noch die bedenkliche Lage des Landes in Betracht. Die mißvergnügten Ungarn hatten bereits die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt und sich um das Banner des Franz Rakoczi gesammelt. Es war bereits Blut geflossen und die Empörung hatte sich aus Ungarn nach Siebenbürgen verbreitet. Die Meinung des kaiserlichen Hofes und seiner Parthei, daß dieser Aufruhr von geringer Bedeutung sei und leicht unterdrückt werden würde, war der Ueberzeugung gewichen, daß ein ernsthafter und blutiger Kampf um die ungarische Krone und den Besitz Siebenbürgens bevorstünde; Graf Rabutin hatte nur über eine ge-

ringe Macht zu gebiethen, die er den immer mehr anwachsenden Schaaren der Rebellen in Siebenbürgen entgegenstellen konnte; neue und zahlreiche Verstärkungen waren nicht sogleich zu erwarten, da das Haus Oesterreich um dieselbe Zeit in einen schweren Krieg am Rhein und in Italien und Spanien um die spanische Erbschaft verwickelt war. In einer solchen Lage wäre es mehr als Thorheit gewesen sich die Gemüther der Hermannstädter Bürgerschaft zu entfremden oder gar durch gewaltsame und blutige Maßregeln die Hauptstadt der Sachsen und mit ihr die gesammte sächsische Nation auf die Seite der Mißvergnügten zu drängen. —

Sobald der Bürgermeister Petrus Weber von Hermannsburg unter der Menge auf dem großen Ringe erschien um sich zu dem Commandirenden zu begeben, legte sich der Sturm, und man beschloß die Rückkehr dieses ersten Magistrates der Stadt zu erwarten, ehe man zu weiteren Maßregeln schritt; es war nämlich allgemein die Meinung verbreitet, daß Sachs von Harteneck's Gefangennehmung durch den Haß seiner Feinde, deren Anzahl und Macht wie man wohl wußte, sehr bedeutend war, veranlaßt worden sei, und er als ein Opfer dieses Hasses zu fallen bestimmt sei, weswegen man ihn in der Stille der Nacht verhaftet und sogleich abgeführt habe, weiß Gott an welchen Ort. Eine solche Gewaltthat, einen solchen Hohn gegen Gesetz und Verfassung wollte sich die Bürgerschaft nun schlechterdings nicht gefallen lassen und schickte sich an die entschiedendsten Maßregeln zur Befreiung ihres Königsrichters oder, wenn es vielleicht schon zu spät sein sollte, Rache an seinen wohlbekannten Feinden zu nehmen. —

Digitized by Google

Sobald Petrus Weber die Schwelle des Zimmers, in welchem Graf Rabutin mit Ungeduld das Erscheinen desselben erwartete, übertreten hatte, fuhr ihn der General mit rauhem Tone an: „Nun, Herr Bürgermeister! was soll der Auflauf, der Tumult? — Ich glaube gar, diese Handwecker erlauben sich ihre Unzufriedenheit über die Maßregeln zu äußern, welche ich gegen Sachs von Harteneck zu ergreifen für gut befunden habe?“

Obgleich Petrus Weber dem Harteneck in seinem Herzen ebenso wenig hold war als alle übrigen Vorsteher der sächsischen Nation, und er die Demüthigung, ja den Sturz dieses hochmüthigen Mannes nicht ungerne sah; so hatte ihn doch das rücksichtslose Betragen des Generals, das er bei dieser Angelegenheit eingehalten hatte, verdrossen und er antwortete männlich und muthig: „Excellenz! ich bin der Meinung daß, wenn die Bürgerschaft dieser guten Stadt so gegründete Ursache zur Unzufriedenheit hat, wie dießmal, sie wohl auch das Recht haben mag diese Unzufriedenheit zu äußern.“ —

„Oho, Herr Bürgermeister! wenn Sie dasjenige billigen, was gestern Abend und heute geschehn ist, so“ — — —

„Ich billige das Verfahren der Bürgerschaft keineswegs; wenn sich aber ein Volk in seinen theuersten Interessen, in seinen Jahrhunderte hindurch gehandhabten Freiheiten und Rechten so rücksichtslos verletzt fühlt; so glaube ich, daß“ — — —

„Wissen Sie daß die sächsische Nation diese Rechte und Freiheiten nur so lange besitzt, als es Seiner Majestät belieben wird dieselbe darin zu belassen?“ —

„Ich weiß wohl, Excellenz, daß ein Machtspruch uns aller

unserer Rechte, Freiheiten und Privilegien berauben kann; wir sind zu schwach und auch nicht geneigt zu einem gewaltsamen Widerstande; aber eben so bin ich auch fest überzeugt, daß dieser Machtspruch nie von dem Throne eines österreichischen Monarchen ausgehn wird." —

„Hievon ist jetzt auch nicht die Rede" — entgegnete der General mit weniger scharfem Tone. „Die Verhaftung eines Verbrechers werden Sie nicht eine Verletzung ihrer Rechte und Privilegien nennen wollen." —

„Gewiß nicht! — Aber zugegeben, Sachs von Harteneck sei ein Verbrecher, da ihn Euer Excellenz als solchen bezeichnen; so darf er seinem ordentlichen Richter doch nicht entzogen werden." —

„Das soll er auch nicht! — Es soll ihm ein unpartheiisches, gesetzliches Gericht werden!" —

„Immerhin hätte die Verhaftung des Verbrechers auf unsere Autorität hin geschehn sollen."

„Sie hätte auf diese Weise vielleicht nicht bewerkstelligt werden können."

„Wir wären dafür mit unsrer Verantwortlichkeit eingestanden." —

Der General biß sich auf die Unterlippe und erwiderte dann mit schneidenden Tone: „Und für das, was auf unsern Befehl geschehn ist, wollen wir die Verantwortlichkeit auf uns nehmen."

Hierauf war wenig oder gar nichts zu erwidern; der Bürgermeister begnügte sich daher mit dem Kopfe eine kleine

Verneigung zu machen und stumm die weitern Befehle Seiner Excellenz zu erwarten. —

Nach kurzem Stillschweigen begann Graf Rabutin aufs Neue: „Es handelt sich darum, Herr Bürgermeister, ob Sie es auf sich nehmen wollen, diese aufgeregte Menge durch Ihren Einfluß zu beschwichtigen und zu bewegen ruhig an ihre Tagesgeschäfte zu gehn, oder ob Sie es für nöthig erachten daß ich mit Gewalt einschreite und es meinen Musketieren überlasse die Narren mit blutigen Köpfen heim zu schicken?“ —

„Weder mein Einfluß noch einige hundert Musketen würden dieß bewerkstelligen können; wenn mir aber Euer Excellenz erlauben der guten Bürgerschaft zu sagen, daß Harteneck um eines Verbrechens willen im Namen Seiner Majestät verhaftet worden, und daß er seinem ordentlichen Richter nicht entzogen werden solle, daß übrigens Euer Excellenz mit Euerem Worte für diese Zusage haften: so glaube ich die Bürgerschaft beschwichtigen zu können.“

„Thun Sie das, Herr Bürgermeister! Wir beabsichtigen keineswegs in dieser Angelegenheit ungesetzlich zu verfahren. Es soll Gerechtigkeit geübt werden! aber strenge, volle Gerechtigkeit! Das königl. Gubernium, das, wie ich nicht zweifle, bereits sich wird versammelt haben, wird Ihnen nähere Aufschlüsse geben.“ —

Sobald der Bürgermeister der auf dem Marktplatze versammelten Menge das Resultat seiner Unterredung mit dem kommandirenden General eröffnet hatte, trat augenblicklich ein Umschwung in den Gedanken und Entschließungen derselben ein. Als sie vernahmen, daß der Comes im Namen Seiner Majestät wegen eines Vergehens verhaftet worden sei, und das Recht

seinen ungehemmten Lauf haben solle; dachte Niemand mehr an gesetzwidrigen Tumult. Der Sachse ist stolz auf seine Gesetze wie der Engländer, und die erste und wohlthätigste Folge dieses Hochgefühls ist, daß er sich demselben ohne Widerstreben unterwirft. Ruhe und Ueberlegung kehrte in die kurz vorher so aufgeregten Gemüther zurück, und stumm zertheilte sich die Menge in die verschiedenen Straßen. Die Thore der Stadt wurden geöffnet, die Landleute strömten mit ihren Waaren herein, und über den jüngsten Ereignissen ergoß das geschäftige Leben seine Fluthen, wie des Weltmeers Wogen zusammenschlagen über einem gesunkenen Schiffe.

Indessen war es in dem Saale, wo das Gubernium seine Sitzungen zu halten pflegte, nicht weniger stürmisch zugegangen. Das königl. Gubernium war versammelt. Obenan, den Präsidentenstuhl einnehmend, saß der Gouverneur Graf Georg Banffi, ein guter aber schwacher Mann, der dieses Gubernium weder in Schranken zu halten, noch zur Erfüllung seiner Pflichten zu nöthigen vermochte. Ihm zunächst saß Graf Nicolaus Bethlen, der Kanzler. Nicolaus Bethlen war der Lenker, ja Beherrscher des Guberniums; er hatte darin eine überwiegende und blind ergebene Parthei. Ferner saßen hier, Stephan Apor, der Thesaurarius; Stephan Haller, der Ständepräsident; Stephan Nalaczi, Ladislaus Gyulaffi, Samuel Kereßtesi, Johann Sarosi, Torotzkai, Conrad v. Heidendorf, Laurentius Pekri, Samuel Bethlen, Mikes, Michael Bethlen, Ladislaus Bethlen, Franz Bethlen, Ladislaus Csaki, Johann Kemeny. — Obgleich der nahe bevorstehende Sturz des Königsrichters von Hermannstadt und Comes der sächsischen Nation fast allen Anwesenden kein

Geheimniß war; so hatte die Nachricht von der Verhaftung Hartenecks durch Militärgewalt und seine geheime Abführung doch eine große Aufregung unter den Mitgliedern dieses erlauchten Collegiums hervorgebracht. Nicht Alle wollten diese gewaltsamen Maßregeln billigen und diese schrieen laut über Tyrannei; schrieen über Verletzung der Privilegien, welche ihnen als königl. Regierungsräthen zukämen, und deren vor Ueberführung eines Verbrechens Niemand verlustig erklärt werden könnte. — Der Kanzler ließ seine Collegen ungestört eine Zeitlang sich in ihrem tugendhaften Eifer ergehn; dann erhob er sich und äußerte mit höhnischer, lächelnder Miene, daß die Verhaftung Hartenecks auf den ausdrücklichen Befehl Seiner Excellenz des kommandirenden Herrn Generals vollbracht worden sei. — Hierauf wagte Keiner etwas einzuwenden; Alle schwiegen, und der Kanzler konnte ungehindert fortfahren: „Es wird jedoch erfordert daß wir der sächsischen Nation und der guten Stadt Hermannstadt eine Erklärung über dieses Ereigniß zukommen lassen. Es erheischt dieß der Anstand und die Rücksicht, die wir der sächsischen Nation schuldig sind. In der schmeichelhaften Voraussetzung, daß ein hochlöbliches königl. Gubernium mich damit betrauen will, nehme ich es auf mich diese Zuschrift abzufassen und dieselbe zur weitern Berathung dann vorzulegen. Es wendete Niemand hiergegen etwas ein, und so ging man zu andern Geschäften über. —

Aber es verflossen mehre Tage, bevor die erwähnte Erklärung an den Magistrat der Stadt Hermannstadt gelangte. Erst am 26. October wurde sie demselben zugesendet. Die Gefühle, von denen die Väter der Stadt in diesem Augenblicke

beherrscht wurden, gleichen jenen, welche die Mehrzahl der Regierungsmitglieder empfunden, nachdem sie den Sturz des gehaßten Mannes gesehn hatten; auch unter den Magistraten fand Hartenecks herbes Schicksal wenig Sympathien. Sein heftiges und stolzes Wesen, sein rücksichtsloses, oft gewaltthätiges Verfahren, seine Habsucht hatten ihm auch hier die Gemüther entfremdet, und der Neid, eine dem Sachsen nur zu häufig anhängende Eigenschaft, hatte ihre Herzen schon lange zur Anhörung einer solchen Botschaft vorbereitet. Sie lautete in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

„Wir zweifeln nicht, daß das Gerücht von der Verhaftung des Herrn Johann Sachs auch zu den Ohren E. E. V. W. gekommen sein werde; da aber, wie es der Welt Brauch ist, über die Ursachen und die Veranlassung dieser Verhaftung Mancherlei und Verschiedenes in Umlauf gesetzt werden mag; so schien es uns, damit hierüber kein Irrthum obwalten möge, nöthig, E. E. V. W. hierüber zu verständigen, mit der hinzugefügten Weisung solche auch den Eurer Jurisdiction unterstehenden getreuen Unterthanen Seiner Majestät nicht vorzuenthalten. Die Enthauptung des ehemaligen Schäßburger Bürgermeisters Johann Schuller kann E. E. V. W. nicht unbekannt geblieben sein. — Wer immer den Tod dieses Mannes (dessen Urheber Herr Sachs ist) und die demselben vorhergehenden Umstände in Betrachtung zieht, und zwar zuerst in Rücksicht auf Gott; 2tens in Rücksicht auf die geheiligte Person unsers allergnädigsten Kaisers; 3tens in Rücksicht auf die dem kommandirenden Herrn General schuldige Ehrfurcht; 4tens in Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand des Landes; 5tens in

Rücksicht auf das königliche Gubernium, welches die Person des Königs repräsentirt; 6tens in Rücksicht auf die Vorrechte des Adels; 7tens in Rücksicht auf die Gesetze, Privilegien und Gewohnheiten der sächsischen Nation; 8tens in Rücksicht auf persönliche Sicherheit eines Jeden in der sächsischen Nation; 9tens in Rücksicht auf die allgemeine Gerechtigkeit, das Beispiel und die Folgerungen — wer wie gesagt, dieses Ereigniß in allen diesen Beziehungen auffaßt, wird es gewiß von solcher Wichtigkeit finden, daß es sowohl Seiner Excellenz dem Herrn General als auch uns, dem Gubernium unmöglich war solches mit geschlossenen Augen und tauben Ohren unbeachtet zu lassen. Wir haben dieß Ereigniß daher zum Gegenstande unserer Berathung gemacht und gefunden, daß es sowohl in Rücksicht auf den Dienst Seiner Majestät, als auch in Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes im Allgemeinen, wie insbesondere der sächsischen Nation die Nothwendigkeit erheische, daß dieser Handel zur Sprache gebracht und nach göttlichen und menschlichen Gesetzen entschieden werde. In Folge dessen hat unabweislich geschehn müssen: 1stens daß Herr Johann Sachs sowohl vom Amte eines königl. Regierungsrathes als auch des Königsrichters entfernt werde, bis er sich sowohl über dieß als auch schon früher unschuldig vergossenes Blut rein wäscht. 2tens, daß er in Betracht des gegenwärtigen Zustandes des Vaterlands bis dahin in Haft gehalten werde. 3tens, daß er durch den Fiscal-Director oder auch von jedem Andern, der von Sachs ein Unrecht erlitten zu haben meint, gesetzmäßig vor Gericht gezogen werde, damit Jedermann und auch ihm, Herrn Johann Sachs, sein Recht widerfahre. — Indessen geben wir E. E. — Fol-

gendes zu bedenken: 1stens in Beziehung auf Gott. Nichts kann wahrer sein als dieß: Gesetzt es tödtet ein Richter einen Mörder, so thut er dieß nicht aus dem Grunde, daß jener ein Mörder ist, sondern weil er ihn haßt und auf ihn erzürnt ist; in diesem Falle ist er nicht Richter, sondern selbst ein Mörder. — Was ist nun aber gewisser, als daß Herr Johann Sachs den Johann Hadnagy (Schuller) aufs Grimmigste gehaßt und verfolgt habe, weil er bei Sr. Majestät gegen ihn Klage geführt. 2tens in Beziehung auf den Kaiser; die von Seiner Majestät eigenhändig unterzeichnete Begnadigung ist in der Person des Johann Hadnagy mit Füßen getreten worden; 3tens in Beziehung auf den Herrn Kommandirenden; die ihm schuldige Hochachtung ist vernachläßigt worden, 4tens scheint es, daß man hiebei die Abwesenheit Hochdesselben im Felde und die gegenwärtigen, durch die ungarische Rebellion herbeigeführten Zerwürfnisse habe benützen wollen; 5tens in Beziehung auf das Gubernium; so wie vor einigen Jahren bei der Apellation des David Collosvári, bei Gelegenheit der Verwundung des Franz St. Pali, des Franz Pallos und A., so wurden im letzten Falle, den Johann Hadnagy betreffend, die Mandate des Guberniums von Johann Sachs mißachtet, der sich überhaupt nie scheute die Geheimnisse des Regierungsrathes preis zu geben, schädliche Rathschläge, unheilvolle Berichte und Angebereien, unter der Maske und im Namen der sächsischen Nation an den Hof und an den Kommandirenden bis zum Ekel erregen gelangen zu lassen, Zwietracht zwischen den Nationen und Ständen zu säen, und den öffentlichen Frieden auf jede Weise zu stören; 6tens in Beziehung

auf die adeligen Vorrechte; Johann Hadnagy besaß den Armal-adel von dem Fürsten Michael Apaffi und von Seiner Majestät; Beide nützten ihm aber nichts. 7tens in Beziehung auf die Privilegien der sächsischen Nation: Hat nicht jede freie, königl. Stadt ihre Richter; ihre Privilegien, ihr jus gladii? warum mischte sich Johann Sachs vor zwei Jahren als Hermannstädter Königsrichter in den Prozeß des Johann Hadnagy und anderer Schäßburger Bürger, damals offenbar und gewaltsamerweise, jetzt aber heimlich, durch Einflüsterungen, Befehle, Nöthigungen, Angabe von fremdartigen Gesetzesstellen aus dem Corpus Juris, des Karpsov und Anderer? — Besteht hierin die Gerichtsbarkeit und die Pflicht des Hermannstädters Königsrichters und Comes der sächsischen Nation? 8tens in Beziehung auf die persönliche Sicherheit eines jeden Sachsen: Wer mag fernerhin, wenn ihm der Hermannstädter Königsrichter zürnet, unter den Sachsen sicher leben können, wenn ihm die Zuflucht zum Könige oder zum Gubernium zum Verderben gereicht? wenn sich der Königsrichter Alles erlauben zu dürfen meint? — So starb Collosvári, verurtheilt durch ein forum, das nicht das seine war; so Johann Hadnagy; wer wird der dritte, wer der vierte sein? — Indem E. E. dieß Alles in Betrachtung ziehn, werdet Ihr durch die Verhaftung des Johann Sachs und dessen Enthebung seines Amtes nicht beunruhigt werden; Ihr werdet nicht auf dem Gedanken kommen, daß man etwas Schlimmes gegen Euch oder gegen die sächsische Nation beabsichtige, und sollte Jemand das Gegentheil behaupten, so möget Ihr solchen Reden durchaus keinen Glauben schenken. Im Gegentheil wenn Ihr oder eine Communität oder ein Stuhl oder eine Stadt

oder ein Dorf oder irgend eine Privatperson durch Herrn Joh. Sachs, sei es in seiner öffentlichen oder persönlichen Eigenschaft gekränkt worden wäre; so möge er ohne Furcht und jede andere Rücksicht seine Beschwerde vorbringen, damit wir ihm auf gehörige und gesetzliche Weise zu seinem Rechte verhelfen mögen. Gegeben zu Hermannstadt vom königlichen Gubernium in Siebenbürgen den 26. October 1703.

Nachdem der Magistrat diese Botschaft in tiefem Schweigen vernommen hatte; beschloß man dieselbe zur Wissenschaft zu nehmen und der Sache ihren Lauf zu lassen. —

Wir haben diese merkwürdige vom Kanzler Nicolaus Bethlen verfaßte Botschaft des königl. Guberniums an den Magistrat der Stadt Hermannstadt fast wörtlich und in seiner ganzen Ausdehnung mit nur wenigen Auslassungen aus dem Grunde hier mitgetheilt, weil darin so ziemlich alle Klagepunkte, welche gegen Harteneck erhoben wurden, enthalten sind, weil darin das Verhältniß, in welchem das königl. Gubernium damals einerseits zu der österreichischen Regierung, deren eigentlicher Repräsentant in Siebenbürgen Graf Rabutin war, andererseits zu der sächsischen Nation stand, deutlich zu erkennen ist; weil darin, wie vielleicht in keinem andern Aktenstücke das Wehen des unheimlichen Geistes des Grafen Nicolaus Bethlen, jenes in der diplomatischen Geschichte jener Zeit so bedeutenden und einflußreichen Mannes, empfunden wird; und weil endlich aus dieser Bothschaft deutlich zu erkennen ist, daß Sachs von Harteneck, ehe er verhört und seine Vertheidigung angehört worden, schon verurtheilt war; weil sie endlich dadurch, daß sie jede Gemeinschaft und jeden Privaten als Kläger gegen Sachs aufzutreten,

auffordert, nun, da er in seiner Gefangenschaft aller Mittel zu seiner Vertheidigung beraubt war, auf den wehrlos gemachten Löwen aus unedlen Gefühlen der Rache, des Neides und der Selbstsucht mit der Eselshufe darein zu schlagen, ein Zeugniß gibt von den gehässigen Gesinnungen, welchen das damalige Gubernium gegen diesen Mann sich hingab. —

Wir sind nicht gesonnen diese Botschaft in ihren Einzeltheilen zu beleuchten und das Wahre oder Falsche derselben hervorzuheben, weil ich glaube dieß der Beurtheilung des Lesers füglich anheim stellen zu können; nur in sofern es zum Verständnisse mehrerer in der Botschaft berührter, und die Anklage auf Hochverrath begründender geschichtlicher Ereignisse nöthig ist, erlaube ich mir, bevor ich in der Erzählung dieser tragischen Geschichte fortfahre, einige Aufklärungen zu geben. — Die Hauptanklage auf Hochverrath gegen Harteneck wurde zwar auf die Verurtheilung und Hinrichtung des Johann Schuller, in der Botschaft Johann Hadnagy genannt, begründet: da aber die Enthauptung des David Klausenburger, in der Botschaft David Kollosvári genannt, der Hinrichtung des Joh. Schuller um einige Jahre vorangegangen ist, so wollen wir mit der Darstellung dieses Ereignisses beginnen. —

17.

Im Jahre 1696 war Sachs, damals noch Joh. Zabanius genannt, Bürgermeister. In diesem Jahre erschien in Hermannstadt ein junger Mann von ausgezeichneten Eigenschaften des Körpers und des Geistes, der den Namen David Klausen-

burger, jedoch ohne Recht und Befugniß führte, denn er war der Sohn einer Mutter, welche ihn im Wittwenstande mit einem unbekannten Manne erzeugt hatte. Seine Mutter, abstammend aus dem alten patricischen Hermannstädter Geschlechte der Vayda und eine Tochter des Caspar Vayda war in erster Ehe vermält mit Daniel Klausenburger, einem adeligen und güterbesitzenden Mediascher Rathsherrn. Nach dem Tode dieses Daniel Klausenburger ging Katharina, die Mutter unsers David, eine zweite Ehe ein mit dem Hermannstädter Rathsherrn Georg Schelker. Auch diese zweite Ehe wurde bald durch den Tod des Gatten gelöst, und in ihrem nunmehrigen Wittwenstande war es wo Katharina Schelker diesen David gebar, welchem sie den Leibnamen ihres ersten Gatten beilegte. Obgleich nun von dem verstorbenen Daniel Klausenburger noch zwei Söhne am Leben waren, welche demselben von der Katharina Vayda geboren worden waren, so wußte es die Mutter bei ihren beiden ehelichen Söhnen doch dahin zu bringen, daß diese ihren außer der Ehe erzeugten Halbbruder anerkannten und ihm gestatteten ihren Familiennamen zu führen. Nachdem David der Rechtswissenschaften in Wien sich beflissen, und Deutschland, Frankreich und Italien gesehn hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück und wurde in Mediasch Secretarius. Doch nur kurze Zeit bekleidete er dieß Amt. Sein unruhiger, hochfahrender und hochmüthiger Geist erlaubte ihm nicht sich unter das Ansehn seiner Vorgesetzten zu beugen; er vermaß sich statt zu gehorchen, dem Magistrate Gesetze vorzuschreiben, und so wurde er bald seines Dienstes enthoben. Jetzt trat er in das Haus des damaligen evangelischen Superintendenten Lukas Hermann, wo er

bei der Gattin desselben Anna, einer gebornen Seidner, die Dienste eines Schreibers und Gehülfen in der Besorgung der Wirthschaft verrichtete. Diese Gattin des Lukas Hermann war, wie es sich auch aus einem von ihr an einen in Kronstadt in Garnison stehenden Offizier geschriebenen Brief ergibt, ein höchst unwürdiges Weib. Sie trat mit ihrem Schreiber und Gehülfen David in ein allzu vertrautes Verhältniß, das den Gatten und Sohn veranlaßte den David aus dem Hause zu treiben, welches ihnen nicht ohne Schwierigkeit gelang.

Sei es nun, daß David die Hoffnung aufgab in Medwisch sein Glück jemals erblühn zu sehn, oder daß er, wie sein gleichzeitiger Biograph andeutet, sich in gefährliche Ränke und Umtriebe irgend einer Art eingelassen hatte, wodurch er, da sie entdeckt wurden, in große Gefahr gerathen war — genug er verließ Medwisch und kam zu seinem Unglücke nach Hermannstadt. Der Ruf, der ihm als einem geschickten und brauchbaren Manne vorangegangen war, verschaffte ihm sogleich bei Johann Zabanius eine ehrenvolle Aufnahme und ein einträgliches Amt, indem ihn Zabanius zum Consularsecretär ernannte.

Hier ereignete es sich nun, daß Zabanius, indem er einstmals in das Arbeitszimmer des Sekretärs trat, welches dieser so eben verlassen hatte, die Brieftasche desselben auf dem Schreibtische liegend fand, welche jener unbedachtsamerweise daselbst zurückgelassen hatte. Zabanius öffnet sie und findet darin unter mehren andern Papieren einen Ehekontrakt zwischen Klausenburger und der Gattin des noch lebenden Superintendenten Lukas Hermann, von beiden Kontrahenten unterfertigt. Zaba-

nius bemächtigt sich dieser Urkunde, eilt damit zu dem damaligen Königsrichter Valentin Frank, und theilt diesem seinen Fund mit.

Nach reiflicher Ueberlegung was mit dieser verbrecherischen Urkunde zu thun sei, entschließt sich Valentin Frank, dieselbe dem Superintendenten mitzutheilen, zu welchem er in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand.

Lukas Hermann über diese neue Schlechtigkeit seiner Gattin höchst bestürzt und erzürnt stellt diese zur Rede und erfährt, daß sie von dem ganzen Handel nichts wissen wolle, daß sie jenes Dokument weder selbst unterschrieben haben könne, da sie des Schreibens unkundig sei, noch aber in ihrem Namen von sonst Jemanden habe unterschreiben lassen — kurz sie leugnet Alles weg. — Vielleicht im Glauben an die Unschuld seiner Gattin eilt der gute Superintendent nach Hermannstadt, klagt den David Klausenburger des gegen seine Gattin begonnenen Verbrechens der Ehrenschändung an und bewirkt dessen Verhaftung. Doch auch im Gefängnisse beharrt Klausenburger auf seiner Aussage, daß der Contrakt eigenhändig von der Gattin des Lukas Hermann geschrieben worden sei, während diese gleichfalls ihrer ersten Aussage treu bleibt, daß sie nämlich des Schreibens unkundig sei. Man streitet lange hin und her, und der Superintendent nimmt endlich in dieser nicht geringen Noth seine Zuflucht auch zu dem Hermannstädter Kapitel und ersucht dasselbe um dessen gefälliges Einschreiten bei dem Senate, damit endlich dieser abscheuliche Prozeß zu Ende gebracht werde. Aus Rücksicht für die hochgestellte Person des Klägers willfahrt das Capitel und vernimmt in dieser Angelegenheit einige Zeu-

gen, wodurch aber die Sache wenig gefördert wurde. So viel ging indessen aus diesem Zeugenverhöre hervor, daß die Gattin des Lukas Hermann eine schlechte und liederliche Person war und wohl fähig, einen Ehekontrakt mit einem Andern noch während der Lebenszeit ihres Gatten zu schließen. Durch die Aussage eines vorgeladenen Zeugen wurde nämlich folgende Thatsache bekannt — Vor einiger Zeit war auf dem Pfarrhofe zu Kleinschenk ein Mann erschienen, der den Pfarrer um ein Almosen ansprach vorgebend, er sei von dem Superintendenten, Lukas Hermann, mit Briefen nach Kronstadt abgesendet worden, sei aber auf der Straße erkrankt und in große Noth gerathen. — Nachdem der Mann das Almosen empfangen hatte, entfernte er sich von dem Pfarrhofe, kroch in einen auf der Gasse stehenden Backofen wahrscheinlich um hier zu übernachten, und ward am andern Morgen von einigen deutschen Soldaten, die hier unter dem Commando des Grafen Spork in Garnison lagen, entdeckt und todt herauszogen. Es fand sich bei dem todten Mann auch wirklich ein Brief vor, aber nicht von dem Superintendenten herrührend, sondern von dessen Gattin und von dieser „Anna Seidnerin“ unterschrieben. — Dieser Brief war an einen in Kronstadt garnisonirenden Offizier geschrieben und enthielt die Aufforderung an diesen, er möge doch zu ihr kommen, da ihr Gatte es nicht erlaube, daß sie sich zu ihm nach Kronstadt begebe; ihre Sehnsucht, ihn zu sehn, sei groß — und so möge er eilen ihr schmachtendes von frommer Sehnsucht gequältes Herz durch seine Erscheinung zu trösten und zu erquicken. — Dieser Brief, dessen Echtheit keinem Zweifel unter-

liegt, und der vor dem Kapitel gelesen wurde, gibt ein hinlängliches Zeugniß von der Gesinnungsart und dem Lebenswandel der Gattin des Lukas Hermann und läßt in Verbindung mit dem, was früher schon im Hause des Superintendenten während der Anwesenheit des David Klausenburger vorgefallen war, wenig Zweifel übrig, daß jener Ehekontrakt wirklich von diesem Weibe unterschrieben und auch geschrieben worden sei, wie David Klausenbueger behauptete. — Endlich wurde das Urtheil von dem Gerichte über David Klausenburger gesprochen und zum großen Erstaunen Aller lautete es auf Verlust des Lebens, nicht gerade aus dem Grunde dieses seines verbrecherischen Verhältnisses mit der Gattin des Superintendenten, wie sich der Stuhlsrichter bei Bekanntmachung des Urtheils auszudrücken beliebte, sondern wegen anderer factioser, gefährlicher Umtriebe, welcher sich der Beklagte schuldig gemacht habe, und welche durch Briefe, hochverrätherischen Inhalts, die bei dem Beklagten gefunden worden, erwiesen seien, deren Natur und Umfang jedoch nicht näher bezeichnet wurden. Dieses Urtheil wurde an dem Unglücklichen vollzogen; er wurde am 18. December 1696 auf dem großen Ringe bei dem Pranger jämmerlich enthauptet.

Man darf ohne Bedenken den Tod David Klausenburgers einen Justizmord nennen, wie er auch beständig angesehn worden ist; denn der verhängnißvolle Ehekontrakt konnte kein Todesurtheil begründen, und die Briefe und Documente, welche die hochverrätherischen Umtriebe des Mannes beweisen sollten, sind nie vorgelegt worden. Dieser Justizmord wurde immer dem Johann Zabanius zur Last gelegt, ob er gleich damals als Bürgermeister mit der Gerichtsbarkeit nichts zu schaffen hatte,

welche in höchster Instanz dem Königsrichter zukam, und das Todesurtheil über den Unglücklichen auch nicht unter seinem Vorsitze, sondern unter dem des Stuhlsrichters gefällt wurde.

Eine andere Frage ist es aber, konnte die selbst ungerechte Hinrichtung des David Klausenburgers eine Anklage auf Hochverrath begründen? Haftete nicht der gesammte Magistrat, mit dem Königsrichter an der Spitze, solidarisch für das im Wege Rechtens gefällte und öffentlich vollzogene Urtheil, wenn auch wie gewöhnlich angenommen wird, Zabanius die geheime Triebfeder dieses Urtheils und Vollzuges desselben war? — Ungerechte Todesurtheile sind in verschiedenen Ländern und zu allen Zeiten schon viele ausgesprochen und vollzogen worden: ist jemals ein Gericht deshalb wegen Hochverraths in Anklagestand versetzt worden?

Um dieser Anklage auf Hochverrath einen bessern Anschein zu geben, nennt das kön. Gubernium den David Klausenburger einen Edelmann, obgleich seine Herkunft Niemanden ein Geheimniß war, und sucht der Anklage dadurch mehr Gewicht zu geben, daß Sachs von Harteneck oder Zabanius, wie er damals noch hieß, das Appellationsmandat, welches von dem Gubernium erlassen und dem Zabanius von dem Halbbruder Davids, Martin Klausenburger eingehändigt worden sei, nicht berücksichtigt und die Execution habe vollstrecken lassen zu großer Mißachtung des Guberniums selbst. Dieser Vorwurf wurde dem Sachs von Harteneck schon früher oft namentlich von Seite des Grafen Nicolaus Bethlen gemacht, und er wies ihn stets mit Entrüstung von sich ab, indem er öffentlich aussagte, daß es dem Ankläger Nicolaus Bethlen, sehr gut bekannt sei, daß Martin

Klausenburger mit dem Appellationsmandate zu spät, schon nach Vollzug des Urtheils erschienen sei, und es überdieß dem Gubernium nicht zustehe, den Vollzug eines von einem sächsischen Forum gesetzlich gefällten Urtheils zu hindern, besonders wenn es sich, wie dieß der Fall bei David Klausenburger sei, um das Urtheil eines Menschen handle, der sich Verbrechen verschiedener Art habe zu Schulden kommen lassen. — Die Ansicht Harteneck's ward, wie wir später sehn werden, sehr zu seinem eigenen Schaden geltend gemacht. —

Der zweiten und Hauptanklage auf Hochverrath gegen Sachs von Harteneck diente zum Grunde die Verurtheilung und öffentliche Hinrichtung des Johann Schuller, welche zu Ende Septembers oder Anfangs Octobers (die Angaben stimmen nicht überein) zu Schäßburg statt fand. Hiemit hatte es folgende Bewandniß: Johann Schuller, gewöhnlich Hadnagy genannt, sich des Armal-Adels erfreuend, war in den Jahren 1699 und 1700 Bürgermeister zu Schäßburg. Im letztgenannten Jahre machten einige Schäßburger Kaufleute vor dem Bürgermeister Schuller und dem Schäßburger Königsrichter Stephan Goldner die Anzeige, daß falsche Siebenzehnerstücke im Umlaufe seien. Auf angestellte Untersuchung kam man auch wirklich einer Falschmünzerbande auf die Spur. Die Betheiligten wurden entdeckt und gestanden ihr Verbrechen ein. Da sich aber ergab, daß sich unter den Mitschuldigen auch der eigene Sohn des Johann Schuller befand, so wußte dieser den Königsrichter dahin zu bewegen, daß die des Vergehens der Falschmünzerei Ueberwiesenen nach geleistetem Eide, sich in ihrem ganzen Leben dieses Verbrechens nicht mehr schuldig machen zu wollen, ohne Strafe

entlassen wurden. Die zur Falschmünzerei nothwendigen und bei einem der Beschuldigten gefundenen Werkzeuge nahm Johann Schuller für sich in Beschlag, nicht ohne den Verdacht zu erregen dieselben zu seinem Nutzen in ähnlichen verbotenen Zwecken gebrauchen zu wollen.

Der Hauptbeschuldigte dieser Falschmünzer, welcher die Werkzeuge verfertigt und die Münzen geprägt hatte, war ein junger Mann, Namens Birnbaumer. Auf diesen, wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit allgemein bekannten Jüngling hatte eine gewisse Krempelsin, die Hauptanstifterin dieses Complotes, die Augen geworfen, da sie sich der Geschicklichkeiten Birnbaumers zur Verfertigung der zur Prägung der Münzen nöthigen Werkzeuge zu bedienen wünschte. — Da Birnbaumer die Tochter dieser Krempelsin, ein sehr schönes Mädchen liebte, und die Mutter die Einwilligung zu seiner Verbindung mit ihrer Tochter an die ausdrückliche Bedingung knüpfte, daß ihr Birnbaumer falsches Geld solle prägen; so machte der Jüngling thörichterweise diese Zusage und hielt auch sein Wort. — Obgleich nun Birnbaumer gleichfalls nur nach geleistetem Eide, sich nie wieder dieses Verbrechens schuldig zu machen, seine Freiheit erlangt hatte; so begann er doch später wieder das alte Gewerbe und zwar mit desto größerer Kühnheit zu treiben. Das Verbrechen wurde auch dießmal angezeigt, und die Uebertreter der Gesetze, unter diesen auch Johann Schuller, der Bürgermeister, und Stephan Goldner, der Königsrichter zur Untersuchung gezogen. — Zu diesem Ende begab sich Johann Sachs, der damals schon Königsrichter von Hermannstadt und Comes der Nation war, persönlich nach Schäßburg. Es war im März 1700.

Der Königsrichter Goldner gesteht seine Mitschuld ein und führt zu seinen Gunsten an, daß er von Johann Schuller, dem Bürgermeister, verführt worden sei. — Johann Schuller leugnet zwar anfangs, nachdem er aber später mit Goldner und einigen andern Mitschuldigen aus dem Rabutinischen Regimente, in welchem gedachter Birnbaumer nach seiner ersten Entlassung eine Zeitlang als Gemeiner gedient hatte, und wegen schlechter Aufführung mehrmals bestraft worden war, konfrontirt wird, gesteht er gleichfalls sein Verbrechen ein, und Benko, Goldner und Schuller werden ihres Amtes entsetzt und bis auf Weiteres gegen Caution auf freien Fuß gesetzt.

Da Johann Schuller hierauf in Erfahrung bringt, daß der Comes Johann Sachs sich unmittelbar an den Allerhöchsten Hof gewandt habe mit der Anfrage, ob Seine Majestät befehle, daß mit allen bei der erwiesenen Falschmünzerei Betheiligten nach der Strenge des Gesetzes verfahren und somit Alle zum Tode verurtheilt werden sollten, oder ob Se. Majestät geruhen wolle, die Todesstrafe nur auf die am Schwersten Compromittirten zu beschränken, wobei Sachs Seiner Majestät zugleich zu unterbreiten sich unterfängt, daß Mehre der bei dem Vergehn der Falschmünzerei Betheiligten einfache, sonst in gutem Rufe stehende Bürger, und nur als Verführte anzusehn seien, auch dieß sonst in der ganzen Christenheit als todeswürdig angesehene Verbrechen hier zu Lande bisher keiner so strengen Untersuchung und Bestrafung unterlegen sei — da dieß Johann Schuller in Erfahrung bringt und er sich von dem Comes nichts Gutes verspricht; so begibt sich Schuller selbst nach Wien und

erwirbt hier für sich, seinen Sohn und die übrigen Mitschuldigung die volle Begnadigung des Kaisers Leopold.

Mit diesem kaiserlichen Begnadigungsbriefe versehn, kehrt Schuller ins Vaterland zurück, producirt denselben vor dem Gubernium, und Sachs wird von diesem besonders aufgefordert dieses huldvolle Begnadigungsschreiben zur Wissenschaft zu nehmen. Schuller kehrt nach Schäßburg zurück. — Dieß trug sich zu Anfang des Jahres 1702 zu. —

Früher als sich dieß zuletzt Erzählte ereignete, noch im Herbste 1701, hatte Schuller ein für ihn nichts weniger als ehrenvolles Verhör zu bestehn. Sachs von Harteneck, welcher dem Schuller allerdings nicht wohlzuwollen schien, obgleich er hierin als Graf der Nation nur seine Pflicht erfüllte, ermahnte den Schäßburger Magistrat den Johann Schuller nun, da er seines Amtes entsetzt sei, zur Rechnungablegung der unter seiner Amtsführung eingenommen und verabgabten Gelder und Naturalien zu nöthigen. Dieß erregte die Galle des Exconsuls in hohem Grade, so daß er, als er einst seinem Nachfolger im Amte, dem damaligen Bürgermeister Johann Hetzeldorfer zwischen den Meierhöfen begegnete, diesen mit der Frage aufhielt, was es denn mit dem Zahlen der rückständigen Gelder für eine Bewandniß habe. — Hetzeldorfer sprach seine Meinung dahin aus, daß er, Schuller, allerdings zu zahlen verpflichtet sei, wenn er die Rechnung nicht bündig und klar zu stellen wüßte. Diese Antwort jagte den Schuller in Zorn, er sagte mit heftigen Geberden, daß er, ehe er das Geld zahlen werde, einen ganz andern Zustand im Lande herbeiführen wolle, als jetzt sei; daß er an Leuten einen Halt habe, mit deren Hülfe er dieß wohl

zu Stande bringen können; daß ihm Sachs nicht ans Leben gehen könne, u. s. w. — Dem fügte er noch die Drohung hinzu, daß er vernommen habe, man gehe damit um sein Haus mit der Steuer zu belasten; er aber schwöre, daß er, ehe er die Steuer zahlen werde, sein Haus zwar nicht verkaufen, doch etwas anstiften wolle „daß die Leute Wunder sehn dürften."

Auf die Anzeige des Bürgermeisters Hetzeldorfer fand sich der Magistrat veranlaßt den Johann Schuller abermals zur Haft bringen und ein Zeugenverhör veranstalten zu lassen, in welchem 131 Zeugen vernommen wurden, und dessen Resultat folgendes Deliberat war: 1. Nachdem Herr Schuller der ex crimine casus falsariorum monetae imperatoriae unterfessenen Gefahr in tantum entkommen, daß er des wirklichen Arrestes befreiet unter Caution gelassen, nichts desto weniger der eventus rei dubius und gefährlich genug empor geblieben; so hat er als seines Verächter des Stadtmagistrats, in Willens deren Ränke zu stellen, contumaciter sich mehr Ihrer Majestät unserem allergnädigsten H. H., als einem löbl. Magistrat opponiret, indeme er nicht nur das gebührender Maßen auf ihn fallende Zinsesquantum abzutragen recusiret, sondern sich noch ultro verlauten lassen, daß er geschickter sei, ehe er von seinem Hause so viel als verlanget werde zinsen wollen, solches Zeichen zu lassen, und solche Sachen zu stiften, als bei der Leute Gedenken keine beschehn." 2. „Hat Herr Schuller als der vermöge Pflichtgetragenen Richter und Bürgermeister-Aemter, wie alle Laster in genere, also bevorab das schändliche Laster der Hur- und Ehebrecherei hätte scharf und ernst bestrafen sollen, selber in summo gradu sich darin herumgewälzet, und

nicht nur vielen ehelichen Männern ihre Weiber und Wittwen verführet, sich hier und dorthin zu Kupplerinen rufen lassen, Manche gar gewaltsam angepackt und ihnen Unzucht zugemuthet, auch wohl ehrliche Jungfrauen zu nothzüchtigen sich unterfangen, sondern ist auch oft gar auf frischer That im Ehebruch gesehn und ertappt worden."

„Obwohlen die berührten Casus halsbrüchig genug, zumalen aus denen Drohungen kein Gutes zu schließen, doch aber Herr Schuller Ehrenämter getragen, als soll ihm dießmal Gnade beschehn sub sequentibus conditionibus." etc.

Zu diesen Bedingungen gehörte auch, daß Schuller auf alle Weise arbeiten solle, alle praetensiores legitimas et liquidas, so das Publikum an ihme zu machen, bald und richtig zu bonificiren." —

Diese Verhaftung, Verhörung und bedingte Freisprechung des Exconsuls von Schäßburg gehört zwar nicht unerläßlicherweise, sondern nur in soweit in dem Bereich unserer Erzählung, als es nothwendig, und Gerechtigkeit gegen Harteneck es zu erheischen schien, daß die allgemeine Meinung, welche in Schuller nur ein schuldloses Opfer der Bosheit Hartenecks sieht, berichtigt werde. In dem hier angezogenen Zeugenvorhöre wird Schuller als ein moralisches Ungeheuer dargestellt, welches zehnfachen Tod verdient hatte, ehe ihn die Strafe wirklich erreichte.

Nachdem Schuller seiner Haft entlassen war, dachte er mitnichten daran seinem feierlich gegebenen Versprechen gemäß, Rechnung zu stellen, und das dem öffentlichen Schatze entwendete Gut zurückzustellen. Als er von dem Senate und dem Collegium der hundert Männer hiezu im Jahre 1701 aufge-

fordert wird, gibt er die bescheidene Antwort, daß er jetzt mit seiner Wiener Reise beschäftigt sei, und andere Dinge im Kopfe habe. — Man läßt ihn gewähren. Er reiset nach Wien und kömmt im folgenden Jahre mit dem kaiserlichen Begnadigungsbriefe für das begangene Verbrechen der Falschmünzerei, nicht aber gegen die Anklage der Veruntreuung öffentlicher Gelder zurück. Daher nimmt Magistrat und Centumvirat keinen Anstand ihn im Frühjahr des folgenden Jahres 1703 durch zwei Senatoren erinnern zu lassen, endlich die verlangte Rechnung zu stellen. Er gibt zur Antwort, daß er nicht könne und nicht wolle Rechnung legen. Verschiedene Aufforderung haben keinen andern Erfolg. Am 13. Mai werden abermals zwei Senatoren an ihn abgeschickt, welche ihn auffordern in der vereinigten Sitzung des Senates und der Communität zu erscheinen, damit sie doch hörten, was mit der großen Summe von Contributionsgeldern geschehen sei, welche während seines Consulates eingegangen. Schuller erwidert abermals, daß er für jene Zeit nicht Rechnung ablegen könne und wolle. Eine neue Deputation von vier Senatoren und vier Hundertmännern ist endlich glücklicher. Schuller folgt ihr in die gemischte Sitzung; die Einnahmen und Ausgaben des Jahres 1699 bis 30. März 1700 werden vorgelesen, und es ergibt sich ein Ausfall von 9367 fl. Bis zu weiterer und gründlicherer Verhandlung der Sache wird Johann Schuller abermals einem Gefängnisse zugewiesen. Da Schuller auch in spätern Verhandlungen nicht nachweisen kann, worauf er diese bedeutende Summe verwendet habe, bittet er um Gnade und sucht die Schuld auf seinen Notar zu schieben. Dieser aber sagt jenem in's Gesicht, „er

wisse wohl, daß Schuller oft die Säcke, worinen Stadtgeld gewesen, bis er wieder zu ihm kommen, ausgeleert, übrigens wie er, Schuller, oft bei die Lade kommen, habe er die Schlüssel geworfen und das Geld herausnehmen lassen, Dukaten und Thaler ausgelesen, sie zu sich genommen mit diesen Worten: „ehe der alte Donnerschlag (womit er Herrn Deli seligen meinte) kumbt." —

Indessen bestand die Communität entweder auf Rückerstattung der entwendeten Summe oder auf einem Rechtsspruche. Da nun Schuller nicht zahlen konnte, und der Senat somit zur Fällung eines Strafurtheils zu schreiten genöthigt war, sah er sich in nicht geringer Verlegenheit, da die Statuten für einen solchen Fall nicht vorgesehn hatten. Der Senat nahm daher seine Zuflucht zum Corpus juris civilis, zu Karpsov und zu mehreren andern Gesetzbüchern und klügelte nicht ohne große Gelehrsamkeit und Schwierigkeit heraus, daß Johann Schuller wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder verdient habe am Halse an den Galgen gehängt zu werden bis er todt sei, daß man aber Gnade vor Recht üben nnd ihm blos den Kopf abschlagen wolle. Das dem Verurtheilten vorgelesene Deliberat lautet wörtlich folgendermaßen: „Es ist aus obigen Actis und Actitatis klar, mesgestalten Johann Schuller das ihm vertraute Geld und Naturalien, welches zu Ihro kaiserlichen Majestät, unsers allergnädigsten Herrn Herrn Dienste von dem Armuth ausgepresset, veruntreuet, solches in seinem Nutzen gewendet, supprimirt und subtraktirt, den dem Publico geleisteten Eid gebrochen, und nunmehro nicht solvent ist; als sollte er vermöge der Rechten mit dem Strang vom Leben zum Tode gerichtet

werden. Es wird aber in Ansehung seiner vor diesem der Stadt geleisteten Diensten, ihme diese Gnade erwiesen, daß er wegen solcher begangener Veruntreuung, Betrug, vortheilhafter und vorsetzlicher Unterschlagung desjenigen, so ihme von der löblichen Stadt zu Ihro kaiserlichen Majestät, unsers allergnädigsten Herrn Herrn Dienste auf vorhergethanen und geleisteten Eid anzuwenden vertrauet und untergraben worden, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gerichtet werden. V. R. W.

Das lateinisch verfaßte und ausführlich motivirte Halsurtheil, von dem obiges nur ein Auszug ist, trägt das Datum des 4. Octobers 1703, welches wahrscheinlich auch der Tag der Vollstreckung desselben war. In der gegen Sachs von Harteneck gerichteten Anklageakte wird die Zeit der Hinrichtung nicht genauer als „um das Fest des heiligen Erzengels Michael herum“ bezeichnet.

Dieß ist der Thatbestand der traurigen Geschichte, welche als Hauptklagepunkt auf Hochverrath gegen Sachs geltend gemacht wurde, und zwar nicht wegen der Verurtheilung und Hinrichtung des jedenfalls schuldvollen und verbrecherischen Mannes selbst, sondern hauptsächlich darum, daß der Begnadigungsbrief, den Schuller von Kaiser Leopold erhalten, unberücksichtigt geblieben und mißachtet worden, was, wenn sich dieses also verhielte, und Harteneck der Urheber und die Triebfeder dieser Mißachtung des kaiserlichen Begnadigungsbriefes gewesen wäre, allerdings eine Anklage auf Hochverrath gegen Harteneck begründet haben würde. Nun ist aber diese Voraussetzung durchaus falsch. Johann Schuller hatte zwar, wie schon erwähnt, allerdings einen kaiserlichen Begnadigungsbrief in Wien erwirkt;

dieser bezog sich aber nur auf das erwiesene und von Schuller selbst eingestandene Verbrechen der Falschmünzerei, und nicht auf die übrigen Verbrechen, und namentlich die Veruntreuung und Unterschlagung öffentlicher Gelder, deren er sich etwa schuldig gemacht haben mochte, oder noch machen würde. Dieß geht schon aus dem Umstande unwidersprechlich hervor, daß Johann Schuller diesen kaiserlichen Begnadigungsbrief nicht nur für sich allein, sondern auch für seinen Sohn und seine übrigen Mitschuldigen bei dem Verbrechen der Falschmünzerei erwirkt hatte. Dieß wird auch durch den Brief eines gewissen Rosenfels an den Schäßburger Magistrat, der damals Hofagent gewesen zu sein scheint, bestätigt. Es heißt in diesem Briefe in dieser Beziehung: „Demnach hiemit zu wissen füge, daß gedachter Herr Schuller und sein Sohn auf ihr eingekommenes Memorial, Herr Goldner und die übrigen Interessirten in dem Münzwesen, in welcher Namen ich eingekommen, wegen ihres begangenen Uebertretens die Allerhöchste kaiserliche gratiam a capitibus et bonis suis — — — erhalten. Es hat zwar der Herr Schuller auch der restitutionis in officium Meldung gethan, worüber ihm aber keine Resolution und Expedition, so viel ich erfahren können, geschehen. Vorgedachter ist gestern von hier abgereiset. — Es wird hier gesagt, daß er allhier erst die katholische Profession gethan — woran aber wenig gelegen. Wien den 11. Februar 1702."

Wenn sich nun, wie auf unwidersprechliche Weise dargethan worden, der oft erwähnte kaiserliche Begnadigungsbrief nur auf das Verbrechen der Falschmünzerei bezog; so konnte Johann Schuller allerdings ohne frevelhafte Mißachtung der

kaiserlichen Begnadigung wegen anderer Verbrechen zur Rechenschaft gezogen werden; und die Anklage auf Hochverrath gegen Johann Sachs wegen dieses Majestätsverbrechens war somit schon deswegen Null und nichtig, weil sich das königl. Gubernium in dieser Hinsicht ein qui pro quo erlaubte. Aber gesetzt auch, es wäre durch die Verurtheilung und Hinrichtung des Johann Schuller ein Majestätsverbrechen begangen worden, so war meines Erachtens der Schäßburger Magistrat allein dafür verantwortlich. — Es kann und soll zwar nicht geleugnet werden, daß in diesem verhängnißvollen Drama Johann Sachs hinter den Koulissen mitgespielt habe, ja wahrscheinlich die einzige Triebfeder desselben war: es geht aus Allem hervor, daß Sachs dem Johann Schuller sehr übel wollte, daß er sogar seine Verurtheilung gewollt hatte. So scheint er den Magistrat und die Hundertmannschaft von Schäßburg veranlaßt zu haben, auf die Rechnungslegung Schullers zu dringen; es ist Thatsache, daß Harteneck dem Schäßburger Magistrate geschrieben, der in dieser Hinsicht keinen Schritt that ohne bei ihm Anfrage zu thun: „um die acht Tage ist es bald geschehn und der Vogel leicht in das vorige Kesicht zu setzen, sofort anzustrengen, daß er entweder Rechnung thue, oder bezahle, oder wenn beides nicht geschieht, all sein Hab und Gut konfisciret und plus danti verkauft und da solches nicht kleckte, der Dieb mit der Haut bezahle.“ — Als der Magistrat, wie ein Todesurtheil gehörig motivirt werden könnte in Verlegenheit war, da unsere Statuten hierüber nichts bestimmen; war es Harteneck, welcher dem Schäßburger Secretär einen Zettel, worauf mehrere auf das Vergehn der Veruntreuung öffentlicher Gelder bezügliche

Allegationen aus dem römischen Rechte standen, mit den Worten gegeben: „nur will ich Euch nicht glatt (geradezu) befehlen, daß Ihr ihm den Kopf herunterschlagt; Ihr habt ja die Instrumente nunmehro in Händen, und im Falle Jemand darnach fragen sollte, wird man ja mich als Comitem solches zu untersuchen schicken. Ich werde hernach solches schon zu machen wissen.“ —

Man bedenke hiebei, daß es zu den Befugnissen und Pflichten des Comes gehörte, einen untreuen und diebischen Beamten zur Rechenschaft zu ziehn und ihn zahlen und bestrafen zu lassen; daß Harteneck den Johann Schuller nicht seinem ordentlichen Richter entzogen habe, und diesem weder selbst das Urtheil gesprochen, noch seine Verurtheilung geradezu („glatt“, wie sich Harteneck in jenen angeführten Worten ausdrückt) befohlen; daß er nicht einmal die Verantwortlichkeit davon auf sich genommen; daß Harteneck die Verurtheilung des Johann Schuller nicht befehlen konnte, da der Magistrat selbstständig und unabhängig als Gerichtstribunal sprechen konnte und sprechen hätte sollen; daß daher, wenn auch zugegeben werden muß, daß der Schäßburger Magistrat ganz unter dem Einfluße Hartenecks in dieser Sache handelte, Harteneck vielleicht aus Haß gegen Schuller oder aus andern unedeln Gründen die Verurtheilung Schullers wünschte und herbeizuführen suchte, die Verantwortlichkeit des Urtheils und der Vollstreckung desselben immerhin auf dem Magistrate von Schäßburg lastete. — War Schullers Verurtheilung gerecht und gesetzlich — nun so war die Verantwortlichkeit leicht zu übernehmen; ist er aber ungerechterweise

zum Tode verurtheilt worden, (was wir hier billig dahingestellt sein können lassen) so hat der Magistrat sich einer höchst tadelnswerthen Schwäche zu Schulden kommen lassen, und kann sich nie und nimmermehr damit rechtfertigen, daß es der Comes so gewollt habe. — Deswegen sprechen wir unsere Meinung dahin aus: daß wegen der Verurtheilung und Hinrichtung des Johann Schuller Sachs von Harteneck ganz und gar nicht verantwortlich gemacht, noch weniger aber dieser tragische Tod Schullers zu einem Majestätsverbrechen gestempelt werden konnte. Haben bei Harteneck in dieser Angelegenheit unedle Empfindungen des Hasses vorgewaltet und ihn verleitet seinen allerdings großen Einfluß zu gebrauchen, um Schuller verurtheilen zu lassen, sei es gerechter- oder unschuldigerweise — so war er freilich dafür dem allwissenden Richter der Gedanken und Handlungen verantwortlich — nicht aber einem menschlichen Richter, da Harteneck in diesem Falle gegen den Buchstaben des Gesetzes nicht gefehlt hatte. —

Wie gut die Ankläger Hartenecks eingesehn haben mögen, auf welchen schwachen Füßen dieses ihr Hauptargument beruhe, geht auch daraus hervor, daß sie besonders hervorheben, daß diese Verurtheilung und Hinrichtung Schullers gerade zu einer Zeit stattgefunden habe, wo das Land durch Bürgerkrieg zerwühlt werde und der kommandirende General in Siebenbürgen Graf Rabutin gerade abwesend im Felde gegen die Rebellen war. — Als ob die gesetzmäßige Verurtheilung und öffentliche Hinrichtung eines notorisch-schlechten und ruchlosen Menschen, eines abgesetzten Bürgermeisters einer kleinen sächsischen Stadt auf die Kriegsbegebenheiten oder die politische Stimmung der Nationen irgend einen Einfluß hätten haben können? oder als

ob der kaiserliche kommandirende General in Siebenbürgen mit der bürgerlichen Criminalgerichtspflege irgend etwas zu schaffen gehabt hätte? —

Endlich mache ich noch darauf aufmerksam, daß die Botschaft des königl. Guberniums darauf ein großes Gewicht legt, daß sowohl Klausenburger als auch Schuller Adelige gewesen seien; von jenem wird gesagt, daß er nicht vor sein Forum gestellt worden, von diesen, daß ihm sein Armaladel nichts genützt habe. Es geht hieraus hervor, daß das Gubernium der Meinung war, ein geadelter Sachse, möge er immerhin Bürger einer Stadt, ja sogar Municipalbeamter sein, gehöre nicht vor ein sächsisches Forum. Mit Uebergehung des Umstandes, daß David Klausenburger als uneheliges Kind und nicht einmal den Namen seines Vaters führend, dem Stande der Adeligen nicht angehören konnte, bemerke ich nur, daß dieser hier aufgestellte Grundsatz der Verfassung und dem Naturgesetze der Sachsen schnur stracks entgegenläuft. Auch ward später bei Harteneck auf seinen Adel, wie es allerdings der sächsischen Verfassung gemäß war, durchaus nicht Rücksicht genommen. Dieses beweiset hinlänglich, wie blinde Leidenschaft zu den auffallendsten Inconsequenzen zu verleiten mag. —

18.

Ob nun gleich, wie auch aus dieser Botschaft des königl. Guberniums hervorgeht, die Anklage auf Hochverrath gegen Harteneck hauptsächlich auf der Verurtheilung und Hinrichtung

Schullers beruhte, und die andern Anklagen nur nebenbei berührt wurden; so sind doch eben diese letztern von zu großer Wichtigkeit, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehn dürften; ja diese Beschuldigungen würden allein eine Anklage auf Hochverrath begründen, wenn sie erwiesen werden könnten. Die Ankläger Hartenecks haben sich aber nicht einmal die Mühe gegeben, diese Anschuldigungen zu specificiren, geschweige denn zu beweisen; sie werden zwar in der Anklageakte und in dem Deliberat stets mit angeführt, aber immer nur in der allgemeinen, in der Botschaft beliebten Weise, sind mithin nichts als vage Behauptungen. Indessen ist es kein Geheimniß, was die Ankläger darunter verstanden haben, und wir nehmen keinen Anstand dieselben zu enthüllen, da Alles was hier erzählt wird, der Geschichte angehört, und das Geschehene bekannt gemacht werden soll zur Belehrung der Lebenden.

Den ersten Grund zu seiner Erhebung wie zu seinem Sturze legte Hartenec, damals noch Johann Zabanius, im J. 1692. Er war damals Provinzal-Notarius in Hermannstadt und wurde von der sächsischen Nation dem Protonotarius, Peter Alvinzi, der als Abgeordneter der Stände an den kaiserlichen Hof abgehn sollte, als Bevollmächtigter von ihrer Seite mitgegeben. Der ostensible Zweck der Sendung des Peter Alvinzi war sich über die Religionsangelegenheiten mit dem Wiener Kabinete zu verständigen, deswegen hatte das Gubernium eingewilligt demselben auch einen Ablegaten der Evangelischen und der Unitarier beizugesellen, ohne jedoch derselben in dem Creditive des Alvinzi als solcher zu erwähnen. Dieß hatte seinen guten Grund in dem Umstande, daß dann auch ein katholischer Abge-

sandter hätte mitgehn müssen, welches das Gubernium, oder vielmehr der Kanzler desselben, Nicolaus Bethlen nicht für gut fand. —

Die Folge dieser zweideutigen Handlungsweise war, daß Alvinzi sich nicht für verbunden hielt seine Instructionen dem Zabanius mehr als ihm beliebte mitzutheilen, ja daß er sich bald seiner zu entledigen trachtete, indem er ohne Zabanius zu den kaiserlichen Ministern ging und ohne ihn seine Geschäfte zu betreiben suchte. Zabanius war jedoch nicht der Mann, dessen man so leichten Kaufs los werden konnte. Er hatte bereits seine von der sächsischen Nation erhaltenen Beglaubigungsschreiben in die Hände Seiner Majestät des Kaisers niedergelegt, war als Bevollmächtigter der sächsischen Nation von den Ministern empfangen worden, und so ging er dann gleichfalls ohne Alvinzi zu diesen, die Sollicitationen seiner Committenten auf alle mögliche Weise fördernd; ja als nach einiger Zeit dem Zabanius sogar der Character eines öffentlichen Ablegaten streitig gemacht wurde, und Alvinzi in dieser Beziehung Instructionen von dem königl. Gubernium verlangt und erhalten hatte; fragte sich Zabanius bei dem Grafen Kinsky an, wie er sich hiebei zu benehmen habe, und erhielt von diesem die Weisung, daß er keiner weitern Legitimation bedürfe, da er bereits von Seiner Majestät und den kaiserlichen Ministern in seiner Eigenschaft als Bevollmächtigter der sächsischen Nation angenommen worden sei, und es nicht mehr in der Macht des Kanzlers Bethlen stehe ihn dieses öffentlichen Characters zu entkleiden. So behauptete sich Zabanius wider den Willen des Kanzlers und Alvinzi's als Bevollmächtigter bei dem Allerhöchsten Hofe bis an

das Ende der Gesandtschaft. Das Gubernium war mit dem Gewinne ihres Gesandten, der den Character eines Abgesandten der Stände trug, wenig zufrieden, und dieser beschuldigte den Zabanius, daß er seinen Bestrebungen heimlich entgegen gewirkt habe, was, insofern die theuersten Interessen der sächsischen Nation dabei betheiligt waren, allerdings wahr war, und in dieser Nichtgewährung der Alvinzischen Forderungen, nicht in dem, was Zabanius zu Gunsten der sächsischen Nation von dem Allerhöchsten Hofe erlangte, ist der große Dienst zu suchen, den Zabanins damals der sächsischen Nation leistete. Die Deputation wurde endlich im folgenden Jahre entlassen, und Alvinzi brachte die Allerhöchsten Resolutionen auf die Sollicitationen der Stände nach Siebenbürgen. Für die sächsische Nation hatte Zabanius nichts anders erreicht als die Erlassung des sogenannten Martinzinses auf die Dauer des Krieges, und die Herabsetzung des ungeheuren Zinsfußes auf 5 — 6 pCent, welches allerdings für die Nation, die damals bis über die Ohren in Schulden steckte, eine große Wohlthat gewesen wäre, wenn sie gleich damals in Ausführung gekommen sein würde. Mit allen übrigen Forderungen, Klagen und Beschwerden wurde die sächsische Nation an das Gubernium gewiesen mit dem Bedeuten, dann, wenn sie hier nicht ihre Erledigung fänden, an Seine Majestät zu rekurriren. Zabanius erhielt von den Ministern und von Seiner Majestät selbst die gnädigsten Zusicherungen des besondern Schutzes der sächsischen Nation, und in der Abschieds-Audienz am 20. Juni bei dem Cardinal Grafen Collonitsch hing ihm dieser eine goldene Kette um den Hals mit diesen Worten: „Mein lieber Herr Abgesandter, Ihre Majestät hat

mir befohlen auch dem Herrn dieses Denkmal seiner kaiserlichen Gnade anzuhängen, daß die Nation sehen möge, daß sie auch konsiderirt und geliebt werde. Ihr lieben Leute, weil Ihr Deutsche seid; so zeigt auch daß Ihr deutsche Redlichkeit und Standhaftigkeit liebet, und bleibt auch ferner Eurem Kaiser und Könige treu."

Wie alle Uebergangsperioden so trug auch diese Zeit des Uebergangs Siebenbürgens an das Haus Oesterreich den Charakter der Gährung; Alles war in Verwirrung, die Verhältnisse waren verrückt, es war noch nicht Bestimmtes, Festes, Bestehendes; jede Parthei suchte diese Zeit so viel als möglich auszubeuten, Verlornes wieder zu gewinnen, Gewünschtes zu erlangen, auf Kosten einer andern sich zu heben, sich bequem und sicher zu stellen. Die ungarische und Szekler Nation hatte ebensogut ihre Wünsche und Beschwerden wie die Sächsische; diese fand sich gedrückt; die Contribution, der Mißbrauch der Zehntenfuhren, die Vorspanns- und Naturaliengebühren, die Militäreinquartirung, Schulden mit den ungeheuren Percenten, die Arenden lasteten schwer auf ihr, anderer Uebel geringeren Gewichtes nicht zu gedenken. Dieß veranlaßte natürlich der Weisung des Allerhöchsten Hofes zufolge zuerst bei dem Gubernium Beschwerde zu führen, und da dieß nie von einem Erfolge gekrönt wurde, ja auch oft ohne Erledigung blieb, so sollicitirte sie bei Seiner Majestät selbst. Dieß hatte mehr oder weniger günstige Allerhöchste Resolutionen zur Folge, welche dem Gubernium unbequem waren und deshalb mißfielen. Als Urheber und Triebfeder aller dieser Beschwerdeführungen, Klagen und Sollicitationen bei dem kaiserlichen Kabinete wurde

Zabanius angesehn, wie er auch wirklich seinen Kopf und seine Hand dazu herlieh; die Herren Ungarn meinten, wenn dieser Zabanius nicht wäre, würde die sächsische Nation leichter zu handhaben, leichter nach ihrem Willen zu lenken, leichter zu befriedigen sein. In einer brüderlichen und letzten Resolution der beiden „inclytae“ Nationen Siebenbürgens an die „alma“ sächsische Nation sprechen sie hierüber unumwunden ihre Meinung aus. „Die sächsische Nation (oder wenn es etwa im Mittel derselben Menschen so unruhigen Geistes gibt, welche aus eigenem unbesonnenem Antriebe im Namen der sächsischen Nation handeln, was ganz und gar nicht verborgen ist, denn das Meer geräth nur dann in Aufruhr, wenn Winde auf dasselbe einwirken) werden brüderlich ermahnt“ ꝛc. Wer anders als Harteneck konnte unter diesen Menschen unruhigen Geistes gemeint seen? — Dieß und Aehnliches sich hierauf Beziehendes und diese Beschwerden und Sollicitationen Motivirendes ist mit den schädlichen Rathschlägen und Angebereien in der Anklageakte gegen Harteneck gemeint.

Auf den verschiedenen Landtagen in dieser Periode kamen natürlich diese Gegenstände gleichfalls zur Sprache uud bei dem bekannten hochfahrenden Sinne, der schonungslosen Rücksichtslosigkeit und der orientalischen Verachtung aller übrigen Nationen, wodurch sich die Ungarn stets bemerkbar gemacht haben, und der Zähigkeit der Sachsen andererseits konnte es nicht fehlen, daß die häufigen Controversen die Gemüther immer mehr aufreizten und die Debatten oft einen sehr stürmischen Charakter annahmen. Dieß war auch auf dem Landtage 1699 der Fall; die Religionsangelegenheiten brachten hier eine Aufregung her-

vor, wie sie noch nicht in dieser erlauchten Versammlung erlebt worden war.

Als Siebenbürgen an das österreichische Haus überging war im Lande die Parthei der Reformirten die mächtigste, einflußreichste; die Lutheraner, welche hier gleichbedeutend mit den Sachsen sind, hatten so ziemlich ihre Rechte und Freiheiten zu bewahren gewußt; die Parthei der Unitarier war immer an Anzahl gering, wurde aber, da in den Adern der Bekenner derselben gutes, echtes ungarisches Blut floß, unter den Flügel der mächtigen Parthei der Reformirten genommen; die Katholiken genoßen zwar, wie bekannt, mit den übrigen drei recipirten Nationen gleiche Rechte, hatten aber allen politischen Einfluß verloren. Es war natürlich, daß diese Parthei nun, nachdem Siebenbürgen an das katholische Haus Oesterreich übergegangen war, Alles aufboth durch Hilfe und mit dem Beistande des kaiserlichen Kabinets die verlorne politische Stellung und den frühern Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes wieder zu erlangen. Diesem widerstrebte nun mit allen Kräften die Parthei der Reformirten, ohne jedoch so verblendet zu sein nicht einsehn zu wollen, daß mit dem Anheimfalle des Fürstenthums an einen katholischen Souverän nicht auch der Parthei der Katholiken neue Zugeständnisse gemacht werden müßten. Die Sachsen, welche die Parthei der Lutheraner bildeten, zufrieden, wenn sie nur bei ihren alten Freiheiten und Privilegien belassen, und die drückenden Uebelstände, die während der Regierungen der einheimischen Fürsten eingerissen waren, gehoben wurden, wirkten diesen Bestrebungen der Katholiken nicht entgegen, da dasjenige, was die Katholiken an politischem Einfluße erringen mochten,

nicht sie, die Sachsen oder Lutheraner, sondern die reformirte Parthei verlieren mußte, vorausgesetzt, daß die Katholiken nichts mehr als vollkommen gleiche politische Stellung und Rechte mit den übrigen drei recipirten Religionen verlangten. Dieß war den Katholiken auch schon durch das Leopoldinische Diplom gewährt worden, nnd diese häckliche Sache schien glücklich für immer beigelegt zu sein, als die katholische Parthei und deren Führer, nicht zufrieden mit dem was sie erreicht hatten, den Einfluß des Cardinals Collonits der damals an der Spitze des kaiserlichen Kabinets stand, benutzten, und im Jahre 1699 ein kaiserliches Decret (das Decretum Mikesianum genannt) erwirkten, dessen Inhalt den Grundsätzen des Leopoldinischen Diploms zuwider lief, indem es den Katholiken vor den übrigen drei recipirten Religionspartheien einen entschiedenen Vorzug einräumte.

Die Aufregung, welche auf die Publication dieses Decretes auf dem Landtage erfolgte, war außerordentlich — die Reformirten, an deren Spitze der Kanzler Nicolaus Bethlen und Michael Bethlen kämpften, und die Unitarier protestirten gegen das kaiserliche Decret; Graf Stephan Apor, Haupt und Führer der Katholiken, vertheidigte mit Muth und Eifer ihre Sache. — Und was that in dieser wichtigen Angelegenheit die Parthei der Lutheraner, das heißt die Sachsen, oder vielmehr Johann Sachs, der die sächsische Nation und die Lutheraner auf dem Landtage vertrat? — Der sonst so feine und schlaue Politiker beging einen großen Fehler, er ließ sich von den Führern der katholischen Parthei überlisten. Diese beredeten ihn zu der Annahme, daß dieß kaiserliche Decret nicht die Lutheraner und die sächsi-

schen Städte betreffe, sondern nur gegen die Reformirten und Unitarier gerichtet sei. Diese Annahme und die Kenntniß von gewissen Befehlen, welche Graf Rabutin erhalten hatte, in dessen Gewalt die Sachsen mehr als die Ungarn waren, verleitete Sachs zu dem falschen Schritte die Sache der Lutheraner oder Sachsen von der der Reformirten und Unitarier oder der Ungarn zu trennen, und auf die Seite der Katholiken zu treten.

Dieser Schritt des Sachs hatte nicht nur den Unwillen und die Furcht der Reformirten erregt, indem diese wohl begriffen, wohin eine solche Vereinbarung der Katholiken und Lutheraner führen mußte, und dieselbe als beschlossen ansahen, da sich nun Sachs dem Stephan Apor sehr näherte — sondern hatte für Sachs auch die unangenehme Folge, daß er von der katholischen Parthei keinen Dank erntete. Die Führer dieser Parthei mochten durch das Benehmen Harteneck's in dieser Angelegenheit zu der Hoffnung verleitet worden sein, daß es ihnen gelingen werde den Sachs und mit ihm die gesammte sächsische Nation ganz für ihre Parthei zu gewinnen, ja ihn und die Nation vielleicht sogar in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren zu sehn — den Reformirten, deren Leiter der Kanzler Nicolaus Bethlen war, leuchtete ein, wie wichtig es sei, diese Allianz der Lutheraner und Katholiken zu hintertreiben, den Johann Sachs mit Stephan Apor zu entzweien, und erstern sammt der sächsischen Nation für ihre Parthei und ihre Religion zu gewinnen. Aber beide Partheien täuschten sich in Johann Sachs. Dieser war bei Gelegenheit jenes erwähnten sogenannten Mikes'schen Decretes nur aus dem Grunde auf die Seite der Katholiken getreten, weil er hier Widerstand für vergeblich

gehalten und durch diesen Schritt das Ungewitter von der sächsischen Nation abzuleiten gehofft hatte. — Ein Gedanke an Religionswechsel kam ihm nicht in den Sinn, und würde auch, hätte er einen solchen Schritt für seine Person auch gethan, nimmermehr die Folge gehabt haben die sächsische Nation sich nachzuziehn, welche gar fest an dem evangelisch-protestantischen Glaubensbekenntnisse hängt, frei indessen von fanatischem Hasse gegen die Brüder eines andern Glaubensbekenntnisses. — Eben so weit entfernt war Sachs den Einflüsterungen der Reformirten in dieser Angelegenheit nachzugeben — und die Folge davon war, daß er von beiden Partheien gefürchtet und von beiden gehaßt wurde. —

Dieser Kampf wurde auf dem Landtage 1701 zu Weissenburg mit unnachlassender Erbitterung fortgesetzt. — Bei diesem Landtage war Graf Seeau gegenwärtig, um im Namen des kaiserlichen Hofes mit den Ständen um das zu leistende Contributionsquantum zu unterhandeln. Diesen Umstand benutzte Graf Nicolaus Bethlen, dem es außerordentlich darum zu thun war nach Wien zu gehn, den Ständen vorzuschlagen, eine Deputation nach Wien zu schicken, um nach dem Beispiele der Stände des Königreichs Ungarn mit dem Hofe unmittelbar zu unterhandeln. In einer und derselben Sitzung wurde dieser Vorschlag angenommen und auf Betrieb des Kanzlers sogleich zur Wahl der Deputirten geschritten. Graf Apor wollte zwar, man solle dieses Geschäft der Hofkanzlei zuweisen, und Johann Sarosi suchte durchzusetzen, daß man zuerst die Instructionen für die Deputation entwerfen und dann erst die dazu geeigneten Personen wählen möchte, welcher Meinung auch die Sachsen

beipflichteten, indem sie gegen einen solchen übereilten und ungewöhnlichen Akt nachdrücklichst protestirten, erklärend, daß sie hierüber noch gar manches Bedenken hätten, und übrigens das Recht einen Deputirten für die sächsische Nation zu ernennen sich selbst vorbehielten.

Alle Vorstellungen, Protestationen und Reservationen halfen nichts: „Laßt uns sogleich zum Abstimmen schreiten!“ — schrie die Mehrheit der Abgeordneten, und so wurde noch in der nämlichen Sitzung durch Stimmenmehrheit Nicolaus Bethlen, Laurentius Pekri und Thomas Schmidt von Scharffenbach, von den Sachsen aber, anstatt dieses Letztern, Johann Sachs zu Abgeordneten an den kaiserlichen Hof gewählt. Als am folgenden Tage, den 9. Februar, der Gouverneur die Namen der Deputirten pronuncirt, erhebt sich sogleich Graf Apor um gegen den Grafen Bethlen, Conrad von Heidendorf um im Namen der sächsischen Nation gegen den Thomas Schmidt Protest einzulegen, indem Conrad erklärt, es geschehe deswegen, weil Schmidt diesem Geschäfte nicht gewachsen sei.

Indessen waren vom kaiserlichen Hofe einige Decrete angelangt, welche die Freude, die Graf Bethlen über seine Erwählung zum Deputirten an den kaiserlichen Hof empfand, etwas herabstimmten und ihn bewogen neuerdings die Freundschaft und Unterstützung der Sachsen zu suchen. Er gab ihnen wieder gute Worte und schien nicht das geringste gegen sie im Schilde zu führen. Er näherte sich auch dem Sachs wieder und bat ihn sogar, da ihm um diese Zeit ein Töchterlein geboren wurde, zu Gevatter, ihm auf alle Weise schmeichelnd. Um ihm seine Geneigtheit gegen die sächsische Nation zu beweisen, eröffnete

Bethlen dem Johann Sachs, daß sich eine große Summe öffentlicher Gelder in den Händen Stephan Apors befinde, welche zu dem zu leistenden Contributionsquantum verwendet, zu einer großen Erleichterung auch der sächsischen Nation gereichen würde; man solle daher den Grafen Apor zwingen Rechnung zu legen, und das Geld herauszugeben. Johann Sachs glaubte diesen Vorschlag mit Eifer unterstützen zu müssen. Als aber eine dazu ernannte Commission die gemeinten Rechnungen untersuchte, fand sich nur ein geringer Ueberschuß in Apors Händen, welchen auch Apor niemals geleugnet hatte. Es kam somit Johann Sachs bald zu der Einsicht, daß Graf Bethlen durch diese Intrigue nichts anders beabsichtigt habe, als das freundschaftliche Verhältniß zwischen Apor und ihm zu untergraben, das wie wir oben erwähnt, sich zwischen diesen beiden Männern gebildet hatte.

Indessen scheint es, denn mit Gewißheit die Beweggründe der Handlungsweise bei diesem schlauen, in der Kunst der Verstellung unerreichbaren Manne anzugeben ist unmöglich — ich sage, es scheint daß, nachdem sich Graf Bethlen dem Harteneck wieder mehr als jemals genähert hatte, und es ihm gelungen war die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Apor und Harteneck zu stören, Graf Bethlen abermals die Hoffnung gefaßt habe den Königsrichter von Hermannstadt für seine Parthei und seine besondern Zwecke zu gewinnen. Ich glaube also in dieser Hoffnung that er folgendes: Am 24. Februar faßte Bethlen den Johann Sachs an einem der Knöpfe, zog ihn in einen Winkel und redete ihn folgendermaßen an: Herr Gevatter! bisher haben wir nur das, was von geringerer Bedeutung war

(nämlich in Beziehung auf die der Deputation an den Allerhöchsten Hof mitzugebenden Instructionen) verhandelt, jetzt müssen wir zu dem schreiten, was die Hauptsache ist, nämlich zu den politischen und Religionsbeschwerden. Ich habe dieselben zu Papier gebracht und dem Sarosi zugeschickt; sobald sie dieser wird gelesen haben, werde ich dieselben Euch ganz heimlich zuschicken — Leset und ihr werdet finden, um was sich die ganze Sache dreht, — das Heil des Vaterlandes. Schickt mir dieselben aber sogleich zurück; wir wollen sie dann in der Conferenz lesen." — (Diese Conferenz bestand aus einer Commission, welche zur Entwerfung der Gravamina, die die Deputation an den Allerhöchsten Hof bringen sollte, zusammengetreten war, und bestand aus dem Kanzler, Sarosi, Stephan Haller und Harteneck) „Hütet Euch aber ja auch nur die geringste Einwendung zu machen, damit Ihr nicht dem Stephan Haller die Augen öffnet, und den akatholischen Religionen den größten Schaden zufüget. — Hört als seien es Worte vom Himmel gesprochen und schweigt. Dasselbe zu thun, werde ich auch Sarosi bewegen. — Was übrigens den Umstand mit dem sächsischen Deputirten betrifft; so werde ich die Sache in's Reine bringen, denn Ihr mögt wissen, daß ich mit Euch nach Wien gehn will."

Dieses Project, das Bethlen dem Johann Sachs wirklich noch an demselben Abende zuschickte, und von dem dieser eilig und heimlich eine Abschrift nahm, war für Sachs von überraschendem Inhalte. Er findet nicht Ausdrücke genug um es gehörig zu bezeichnen und seinen Unwillen darüber auszusprechen. Nach Hartenecks Aeußerungen darüber scheint es gleichmäßig den Interessen und Prärogativen Seiner Majestät und der ihm

schuldigen Ehrfurcht, als auch den Interessen der evangelischen und katholischen Religion sehr nahe getreten zu sein. Harteneck liest es in der Versammlung der bei dem Landtage anwesenden sächsischen Deputirten vor, und einstimmig sprechen alle Anwesenden das nämliche Urtheil darüber aus. Das Resultat dieser Berathung war der Beschluß, daß die sächsische Nation von der beabsichtigten Deputation nach Wien gänzlich abgehn, weil nicht zu hoffen sei, daß die Bethlenische Parthei von den gefaßten Entwürfen abgehn werde, und daß, wenn Bethlen ungeachtet ihrer Protestation nach Wien gehen würde, Johann Sachs ihm sogleich folgen sollte, um auf alle Weise den verderblichen Bestrebungen desselben entgegenzuwirken. —

Nachdem dieß beschlossen worden, begab sich Sachs mit Conrad von Heidendorf zum Grafen Rabutin und Grafen Seeau, und reicht ihnen eine Abschrift dieser Bethlenischen Entwürfe ein mit der Erklärung, daß die sächsische Nation nicht gesonnen sei zu Gunsten des Herrn Bethlen in ihr eignes Verderben zu stürzen, und daß eine auf solche Weise gebildete und instruirte Deputation nicht statt finden könne.

Auch Sarosi sah diese Bethlenischen Entwürfe nicht mit andern Augen an als Sachs. Er erklärte, nachdem er sie gelesen, daß er über dieselben in keine Discussion als in der Sitzung des Guberniums eingehn wolle, während es dem Grafen Bethlen sehr daran gelegen war, dieselben zuerst von der schon erwähnten Conferenz angenommen zu sehn.

Diese Projecte wurden denn auch wirklich, jedoch mit Ausnahme der wichtigsten sich auf die Religionsangelegenheit beziehenden, welche Bethlen dem Vulkan geopfert zu haben

scheint, sowohl in dem Gubernium als auch auf dem Landtage zur Sprache gebracht und verhandelt. Die Herren Katholiken reichen ihre Einwürfe schriftlich ein, die Sachsen aber vorhersehend, daß (wie sich Harteneck wörtlich ausdrückt) wegen der Verschiedenheit der Nationalität und des uralten, gleichsam natürlichen Hasses der Ungarn gegen die Sachsen sowohl Calviner und Unitarier, als auch Katholiken, somit alle Ungarn, sich den Wünschen der Sachsen widersetzen würden, halten es für angemessener, damit nicht durch vergebliches Geschrei und unnütze Vorstellungen die Luft erschüttert werde, an der Erörterung nicht Theil zu nehmen, sondern bei erster bester Gelegenheit zu erklären, daß sie in die Absendung der Deputation nicht willigten.

Diese Gelegenheit bot sich bald dar. Die ungarischen Herren waren zwar gegen die Sachsen in so weit nachgiebig, daß sie aus Gefälligkeit der sächsischen Nation die Freiheit ihren Deputirten zu ernennen zugestehn wollten, jedoch mit dem Vorbehalte, daß die Gubernialräthe ausgeschlossen sein sollten (wodurch die Ernennung des Sachs von Harteneck unmöglich gemacht wurde) und daß sie (die Stände) sich das Recht der Bestätigung vorbehielten. Die Einwendung der Sachsen, daß das Recht der Bestätigung dem Fürsten allein und nicht den Ständen zukomme, wurde beseitigt. Als nun aber der Kanzler auf dem Landtage mit dem Vorschlage herausrückte, man solle einen Aufschlag von hundert tausend Gulden beschließen, theils zur Tilgung gewisser alter Verbindlichkeiten, theils zur Bestreitung der Kosten, welche die Deputation nach Wien verursachen würde, geben die Sachsen am 4. März ihren in Betreff der Deputation gefaßten Beschluß schriftlich ein. —

„Aber“ — so äußert sich Sachs selbst über diese Sitzung — „welche Wuth brach bei dieser Erklärung gegen die Sachsen los! Was mußten wir hören! — Es ist unglaublich! — „Also die ungarischen Nationen sollten der sächsischen nachgeben? so sollten ihre großartigen Absichten durchkreuzt werden? Ihr Bethlen solle nicht nach Wien gehn? Das Werk so vieler Wochen solle zu Wasser werden? — Nein! dieß sei nicht zu ertragen! dieß Verbrechen, zu dessen Bezeichnung ihnen ein Wort fehle, müsse gerächt werden!“ — Es wurde nun mit großem Eifer darüber in Erörterung eingegangen auf welche Weise man den Sachsen das Urtheil sprechen solle, denn Genugthuung müsse man haben. — Bethlen aber suchte einen Weg, welcher sicherer zur Befriedigung seiner Rache führen würde. — „Laßt uns,“ — sagte er — „Uneinigkeit unter die Sachsen säen, und wir werden zum Ziele gelangen! Wir wollen nicht gegen die Nation in Harnisch gerathen! sie wollen wir sanft, gemäßigt, gefällig nennen! — Aber den Sachs laßt uns verderben! haben wir Diesen drunten, so werden wir leicht mit den Sachsen fertig werden! (Sachs ruinemus! Super isto dum fuerimus victores, vincemus Saxones!) Bedenkt, meine Herren!“ — fuhr Bethlen fort — „wir haben hiezu einen vortrefflichen Vorwand: Sachs ist von dem Kaiser in seiner Königsrichterwürde nur auf ein Jahr bestätigt worden — dieß Jahr ist umgelaufen; wir werden nur den Willen des Königs erfüllen, wenn wir ihn aus dem Gubernium hinauswerfen. — Damit werden wir ihm das Maul gestopft haben. — Die Sachsen werden verblüfft sein, und Keiner wird es wagen nur den Mund aufzuthun. So kann uns der Sieg nicht ent-

schlüpfen! — Aber wir müssen auch darnach trachten, daß dieser Mensch auf was immer für eine Art vom Leben zum Tode gebracht werde! Es werden sich Mittel und Wege finden lassen. — Wir lassen ihn als einen Störer des öffentlichen Friedens durch den Fiskaldirektor vorladen! Wir stellen ihn allein vor das Gericht, das wir selbst bilden. — Mag es auch sein, daß auch Sachsen unter den Richtern sitzen; sie haben unter hundert und fünfzig Stimmen nur zwölf; mögen diese ihn schuldig oder unschuldig finden, die Mehrheit der Stimmen ist unser.“ —

Schon dießmal ließen es Bethlen und seine Parthei nicht nur bei diesen Drohungen bewenden; man that weitere Schritte; Bethlen arbeitet die Anklageakte gegen Harteneck aus und trägt darauf an diesen von den Gubernialsitzungen auszuschließen, und weiß es durchzusetzen, daß Sachs acht Tage hindurch von diesen Sitzungen ausgeschlossen bleibt. Nach diesen acht Tagen aber wird Harteneck wieder zu den Sitzungen desselben eingeladen und wohnt denselben bis zu Ende des Landtags bei. — Unterdessen ward die sächsische Nation vor das Gubernium geladen, und ihr erklärt: daß die Herren ungarischen Stände alle Ursache hätten, über die Erklärung der Nation (in Betreff der Deputation) aufgebracht zu sein, doch solle der Nation aus brüderlicher Liebe dieß Vergehn verziehen sein. Gegen den Johann Sachs behalte man sich indessen den Prozeß vor. Die Sachsen antworteten: Alles was Johann Sachs im Namen der Nation gethan habe, nähmen sie auf sich. Habe indessen irgend Jemand gegen Sachs insbesondere

Klage zu führen; so werde sich dieser allerdings zu verantworten haben.

Indessen ließ man für jetzt die Anklage gegen Harteneck fallen; ohne Zweifel weil Graf Bethlen für dießmal nichts auszurichten fürchtete, da Harteneck jetzt noch bei dem kommandirenden General, Grafen Rabutin in hoher Gunst stand. Auch der Gouverneur, Graf Banffi scheint thätig gewesen zu sein, die Sache für diesmal zu vermitteln; wenigstens versicherte er den Harteneck in einer Unterredung, welche er in diesen Tagen mit ihm gehabt, daß er diese böse Sache in seine Hände nehmen werde, und ihm die Dienste eines guten Freundes erweisen wolle. —

Sei es nun in Folge dieses Schutzes, den Harteneck bei dem kommandirenden General und dem Gouverneur fand, oder in der Absicht Harteneck zu täuschen und ihn dann desto sicherer zu verderben — genug gegen Ende des Landtags nahm Graf Bethlen wieder die Maske der wärmsten Freundschaft gegen Harteneck an. „Herr Gevatter!“ redete Bethlen Sachs eines Tages an — „mir scheint Ihr seid auf mich böse, und haltet mich für Euren Feind?“ — „Ich habe allerdings Ursache dieß zu glauben“ — erwiderte Sachs — „das, was geschehn ist, dürfte mich hierüber jedes Zweifels entheben.“ — „Glaubt es nicht!“ entgegnete Bethlen. „Ich hege gegen Euch die freundschaftlichsten Gesinnungen, als wäre nichts zwischen uns vorgefallen, was diese hätte trüben können. Glaubt mir, nur höchst ungern habe ich gegen Euch die Feder ergriffen; aber ich mußte dem reißenden Strome jener heftiger Menschen nachgeben, die

ich aus eigner Erfahrung nur zu gut kenne. Ich kenne die Leidenschaften und Beweggründe, von denen sich diese Menschen bei dieser Gelegenheit leiten lassen. Einige von Ihnen von bloßem Neide gestachelt, nehmen Euch Vieles übel, was nicht übel zu nehmen ist; Andere lassen sich durch Lügen, welche auf Eure Kosten verbreitet werden, täuschen; Andere und unter diesen vornämlich Graf Apor und die Katholiken deklamiren gegen Euch, weil sie Euch dadurch zwingen wollen, daß Ihr Euch in ihre Arme werfet. Ich allein vielleicht stehe über allen diesen Partheien, und habe offenkundig keinen andern Zweck als Euch in dem, wo es Noth thut, zu bessern; den Ihr müßt wissen, daß man Euch für einen Menschen ansieht, der den Ungarn sehr gefährlich ist — folgt meinem Rathe und Alles wird gut gehn. — Ihr kennt die Fabel von dem Rohre? — Ich schwöre Euch bei Gott, der mich von diesem Sitze nicht lebend aufstehn lassen, wenn ich nicht Euer Freund bin!"

Harteneck hört dieß Alles an und antwortet dann: „Möchte ich doch dieß Alles glauben können! Aber wie ist es möglich zu glauben, daß der Herr Graf der Freund eines Mannes sein könne, den Ihr als einen so bösen Menschen dargestellt habt?"

„Ich habe nie Euch als einen solchen geschildert — sondern nur mit Allem, was ich gethan habe, Euch prüfen, läutern wollen, wie man das Gold durch Feuer läutert."

„Ich bitte, Herr Graf! nennt mir mein Verbrechen! damit ich mich rechtfertigen oder bessern möge."

„Das ist's, daß Ihr noch ein junger Mann seid. —

Werdet Ihr zu Jahren gekommen sein, wird man Euch keiner Sünde zeihn."

„Aber ich bitte, Herr Graf! sagt mir aufrichtig! — Hält man mich für einen Ehrenmann oder für einen Schurken?

„Ihr seid ein rechtschaffener Mann; aber denkt an die Worte des weisen Königs Salomo: „Ich sah den Gerechten sterben den Tod des Bösewichts."

„Das heißt" — erwiderte Sachs — „ich habe gesehn, daß die ruchlosen Juden Christum gekreuzigt haben."

„Herr Gevatter! — entgegnete Graf Bethlen — „wir wollen dieser Zerwürfnisse ungeachtet Freunde sein! — Ich habe Euch nicht so in einem Anfall lustiger Laune zu Gevatter gebeten, sondern aus wohlüberdachten Gründen — ich will mit Euch auf vertraulichem Fuße leben. — Wollen wir uns miteinander zu einem Ochsenhandel verbinden! — Wir könnten etwas Erkleckliches gewinnen. Alles wird sich dann geben. — Bereits hat der Sturm deiner Gegner nachgelassen und in Kurzem wird er sich ganz legen."

„Mein Kopf ist mit ganz andern Ochsen erfüllt; ich habe keine Zeit an Handelsgeschäfte zu denken. Aber einmal für allemal sage ich und warne Euch, Herr Graf! Seht Euch vor, daß Ihr Euch nicht blos stellet und mich zwinget zum Aeußersten zu schreiten. Bedenket, Graf, was Ihr bisher gethan habt, und glaubet; ja Ihr seid davon überzeugt, daß ich nicht im Geringsten Etwas gegen König und Vaterland mir habe zu Schulden kommen lassen; daß es mir vielmehr sehr leid thut, daß Einige glauben, ich sei Euer Vertrauter und Gehülfe in gewissen Dingen gewesen. Ihr habt dieses zwar in einer Gu-

bernialsitzung in Abrede gestellt und die Ehre Eurer Bemühungen für Euch allein in Anspruch genommen, und dafür bin ich Euch sehr dankbar; nun desto mehr sollte Euch dieses bewegen Eure Gedanken auf Eure eigenen Angelegenheiten zu richten und von der Verfolgung meiner geringen Person abzustehn. — Falle ich — was mir doch unmöglich scheint — so wird wahrhaftig mein Fall Euren Sturz, Herr Graf, ganz gewiß nach sich ziehn, der um so fürchterlicher sein wird, als Ihr höher steht als ich. — Gott sei Dank! Es lebt noch Kaiser Leopold, der Gerechte, der Gnädige! Er wird auch mich hören, und so wie Ihr wißt, daß ich unschuldig bin aller der Anklagen, die Ihr gegen mich geschmiedet habt, so werde ich zweifelsohne gerechtfertigt, und Ihr schmählicherweise zu Schanden werden!"

Graf Bethlen erblaßte bei diesen Worten, antwortete jedoch, indem er seine Verwirrung unter einem Lächeln zu verbergen suchte: „Ich fürchte nichts, und bin auch nicht der Mann, der sich schrecken läßt. Doch wünschte ich, Ihr wäret Theilnehmer und Mitarbeiter an meinen Bestrebungen, Ihr würdet dadurch eines großen Theils Eurer Besorgnisse ledig werden."

Ich habe dieses Gespräch zwischen diesen bedeutendsten Männern der damaligen Zeit in unserm Vaterlande in seiner ganzen Ausdehnung hier gegeben, weil es einen tiefen Blick in das Verhältniß eröffnet, in welchem sie zu einander standen. Es ist von Harteneck selbst niedergeschrieben worden, und es könnte dasselbe deswegen der Vorwurf der Einseitigkeit, der Partheilichkeit treffen; es spiegelt sich aber zu sehr der Eindruck des wichtigen, entscheidenden Augenblicks darin ab, unter welchem

es geschrieben worden, als daß die Wahrheit der Thatsachen bezweifelt werden könnte. Wenn man bedenkt daß das Tagebuch, dem diese Thatsachen entlehnt worden sind, im Jahre 1701 geschrieben, und das darin bezeichnete einzuschlagende Verfahren gegen Harteneck mit dem spätern wirklich gehandhabten verglichen wird, so hat man den Schlüssel zu dieser tragischen Staatsaction. — Und doch war damals unser bekannter Johann Schuller oder Hadnagy noch bei guter Gesundheit. Dieser Menschen Hinrichtung, und freilich auch andere bedauerlichere Dinge, die wir später zu erzählen haben werden, waren gewissen Herren nur Wasser auf die Mühle. — Ich bemerke nur noch, daß der Landtag von 1701 ohne weitere wichtige, in das Schicksal Hartenecks einschlagende Begebenheiten geendigt wurde, daß aber die von dem Landtage beschlossene Deputation an den kaiserl. Hof von Seiner Majestät nicht genehmigt wurde und somit unterbleiben mußte. Das Nichtzustandekommen dieser von dem Kanzler Grafen Bethlen so sehr gewünschten Deputation an den kaiserlichen Hof wurde nicht mit Unrecht dem Widerstande und den Umtrieben Hartenecks zugeschrieben. Nie konnte Graf Nikolaus Bethlen dem Harteneck die Vereitelung dieses seines Wunsches wieder verzeihn. —

Die Ruhe des Waffenstillstandes, welchen der Schluß des 1701ser Landtags herbeigeführt hatte, dauerte nicht lange. Der Kampf zwischen den drei ständischen Nationen brach auf dem Landtage 1702, der abermals in Weissenburg abgehalten wurde, aufs Neue los, und als Vorkämpfer der sächsischen Nation betrat abermals das Schlachtfeld Sachs von Harteneck, der indessen die lebenslängliche Bestätigung von Sr. Majestät in seiner

Königsrichterswürde erhalten hatte. Man kann der Wahrheit gemäß sagen, daß so wie in diesen Zeiten der Kanzler Graf Bethlen der Leiter, der Kopf und die Feder der ungarischen Herren, insonderheit der Reformirten und Unitarier war, dieß von Sachs in Hinsicht der sächsischen Nation gilt. Wer hätte sich auch unter allen Sachsen an Talent, Wissen, Energie, Scharfsinn, Muth, Feinheit, Geschmeidigkeit und was die Interessen der Nation, die er vertrat, anbetrifft, auch an Patriotismus mit diesem außerordentlichen Manne messen können? —

Der Landtag von 1702 ist in den Annalen unserer diplomatischen Geschichte durch die Stürme, welche in demselben wehten, höchlich ausgezeichnet. Es waren jedoch andere Winde als auf dem Landtage von 1701, welche die Leidenschaften der Vertreter des Vaterlandes in Aufruhr brachten. Der fürchterlichste Orkan dankte sein Entstehen der Contributionsangelegenheit.

In Betreff der Repartirung des Contributionsquantums, dieses Apfels der Eris zwischen den drei ständischen Nationen, war zwar schon im Jahre 1692 die sogenannte Accorda geschlossen und 1693 von Kaiser Leopold bestätigt worden, vermöge welcher die ungarischen Comitate 1000, die sächsischen Stühle 1400 Porten übernommen hatten. Die glücklichen Szekler verschanzten sich, wie noch heutzutage in gewissen Ländern der Adel, hinter ihre, nun aber nicht mehr in Anspruch genommene, Waffenpflichtigkeit, und wollten zu den allgemeinen Landeslasten nicht mehr beitragen, als wozu sie das donum gratuitum verpflichtete. Dieß dünkte nicht nur der sächsischen Nation sondern auch der ungarischen höchst ungerecht und ungereimt. und beide Nationen waren mit den Stipulationen der Accorda unzufrieden;

die Sachsen meinten überdieß gegen die Comitate im Nachtheil zu sein. Dieß hatte schon auf mehreren Landtagen zu unangenehmen Reibungen zwischen den Nationen Veranlassung gegeben. Man disputirte und mäckelte hin und her, und die Erbitterung wurde immer größer. Endlich brach auf dem Landtage 1702 der Sturm los. Sachs von Harteneck, auch dießmal, wie gesagt, Vorkämpfer der Nation und muthiger Sprecher auf dem Landtage ging zuerst den Szeklern scharf zu Leibe, indem er das Ungereimte ihrer behaupteten Prärogativen nachzuweisen suchte; sie, die Szekler, die nun nicht mehr zur Vertheidigung des Landes mehr als die übrigen beiden Nationen zu leisten hätten, sollten dessen ungeachtet zur Contribution nur nach Belieben beizusteuern haben! — Die ungarischen Stände unterstützten zwar diese Nation, aber das Resultat war nichts weiter als ein furchtbarer Sturm, der für Sachs von Harteneck beinahe das nämliche Schicksal zur Folge gehabt hätte, welches die Böhmischen Landstände auf dem Prager Landtage den kaiserlichen Commissären Ferdinands des Zweiten bereitet hatten: Sachs wäre nämlich von den wüthenden Szeklern beinahe zum Fenster des Landtagssaales hinaus geworfen worden. —

Zugleich hatte Sachs den ungarischen Herren den Handschuh hingeworfen, indem er behauptete und nachzuweisen suchte, daß die Vertheilung der Contribution zwischen den Comitaten und den sächsischen Stühlen ungerecht sei. Dieß und die gegen die Szekler erhobene Beschwerde veranlaßte von einer und der andern Seite Propositionen, Declarationen, Repräsentationen und königl. Resolutionen eine um die andere, deren endliches Resultat war, daß die Comitate den sächsischen Stühlen hun-

dert Porten abnahmen. Daß dieses Verfahren Hartenecks nicht geeignet war den schon gegen ihn bestehenden Haß vieler bei diesen Fragen Betheiligten zu sänftigen ist leicht begreiflich. Aber auch andere Fragen, wenn gleich nicht von so großer Wichtigkeit, aber doch die Gemüther reizender Art, kamen auf diesem Landtage zur Sprache. Wir können unsern Lesern das Verständniß dieser Forderungen, Ablehnungen und Wirren am besten dadurch eröffnen, daß wir das Wichtigste aus einer Declaration der ungarischen und Szeklerstände an die sächsische Nation vom 19. Mai 1702 ausheben. Diese Declaration rührt gleichfalls von der Feder des Grafen N. Bethlen her und wird nicht nur zur Erreichung des erwähnten Zweckes, sondern auch dazu dienen, unwiderleglich klar zu zeigen, daß alle die auf das Haupt Hartenecks später gewälzten Klagen, mit Ausnahme der Hinrichtung Schullers, gegen die sächsische Nation selbst gerichtet worden waren, dieser aber nach dem Rathe Bethlens ihre Vergehn großmüthig verziehn, dagegen Sachs von Harteneck als Sündenbock ausersehn wurde. —

Diese Declaration zerfällt in drei Theile; der erste handelt von den Ehren und Prärogativen der beiden andern ständischen Nationen; der zweite von der Jurisdiction und der Autorität des Guberniums; der dritte von der Contribution, dem Zehnten und den Schulden der Sachsen. Sie lautet im Wesentlichen folgendermaßen:

Aus den vielfachen und vielen Bestrebungen, welche von der Universität der sächsischen Nation oder auch nur von den Häuptern derselben ausgegangen sind, leuchtet deutlich hervor, daß diese Herren mit dem Range und der Ehre, deren sich

ihre Vorfahren erfreut haben, nicht zufrieden seien, sondern daß sie, Mißbrauch machend von dem Diplome Sr. Majestät und unserer Milde, so wie auch auf den Umstand sich stützend, daß Se. Majestät dem deutschen Volke angehört, die Ehre der Nation im Allgemeinen und einiger Personen aus derselben insbesondere zu vermehren trachten und zwar zur Kränkung der beiden andern Nationen, wodurch der Zustand, die Gesetze und die Ruhe des Vaterlandes gestört werden könnte. Dieser Art ist:

Der Anspruch, daß auch Sachsen unter die Beisitzer der königl. Gerichtstafel zugelassen werden sollen;

Ferner die Anmaßung, daß sie dasjenige, was der Religion zugestanden ist, auf die Nation bezogen wissen wollen, indem sie nämlich den Artikel in den Alvinzischen Resolutionen, laut dessen aus jeder der vier Religionen drei in das Gubernium zu wählen seien, auf ihre Nation beziehn.

Hieher gehört dieß anmaßliche Verlangen, daß die sächsischen Räthe gleich den ungarischen nach dem Eintrittsalter in dem Gubernium ihren Rang erhalten und sofort bis zu den Inhabern der höchsten Aemter vorrücken mögen.

Hieher gehört, daß sie verlangen, man solle ihr in ämtlichen Zuschriften und Akten einen Titel beilegen, welchen sie zu den Zeiten der Fürsten weder gehabt noch angesprochen haben. (Die beiden andern Nationen beehrten sich nämlich mit dem Titel „inclytae“, während die sächsische Nation nur die „Alma“ war. — Erst die Kaiserin Maria Theresia hat die Nation auch in dieser Hinsicht den beiden andern gleichgestellt, und so diese Schmach von unserm Haupte genommen.)

In Beziehung auf den 2ten Punkt:

Die sächsische Nation unterhält einen Agenten bei dem kaiserlichen Hofe um bei diesem mit Uebergehung der Stände und des Guberniums ihre Beschwerden vorzubringen und Andere anzuklagen und zu verschwärzen; — die sächsische Nation hat angesucht, daß die Appellation (von ihren Gerichten nämlich) gegen die im Jahre 1693 festgesetzten Gesetze unmittelbar an den Allerhöchsten Hof, oder doch wenigstens, da der Allerhöchste Hof dieses nicht zuzugeben geruht hat, mit Uebergehung der königl. Gerichtstafel an das Gubernium gestattet werde. Es war Geringschätzung, ja Verachtung des Gubernialbefehls, daß auf wiederholte Ermahnungen des Guberniums die Appellation in dem Prozesse des David Kollosvari nicht zugelassen, sondern vielmehr die Hinrichtung desselben beschleunigt wurde. Es gehört auch hieher, daß der Herr Königsrichter den Prozeß der Schäßburger Falschmünzer mit Uebergehung des Guberniums unmittelbar an den Allerhöchsten Hof berichtet hat, obgleich die Falschmünzerei ein Verbrechen des Hochverraths ist und nicht vor den Nationalgerichtshof gehörte.

Es gereicht den Ständen und dem Gubernium zur großen Schmach, daß Alles was von den Ständen, dem Gubernium oder der Gerichtstafel entschieden und beschlossen wird, bei der sächsischen Universität nicht Gesetzeskraft hat; sondern die Jurisdiction der Stände und des Guberniums unter verschiedenen Vorwänden und mit ungebührlichen Ausdrücken umgangen, umgestoßen und gehindert wird.

Ein Beweis hiefür liefert der Umstand, daß die Sachsen keine Ungarn als Inspectoren, Inquisitoren und Executoren und

d. gl. in ihrem Mittel zulassen wollen; zu diesen verbrecherischen Bestrebungen gehört, daß die sächsischen Deputirten auf den Landtagen sich bei jeder Frage auf das Hartnäckigste gebehrden, widersprechen und die Sache entweder zu Boden fallen machen, oder die Stände durch lange Streitreden und verschiedene Winkelzüge ermüden; auch Se. Excellenz den kommandirenden Herrn Generalen und die hochlöbliche Commission (hiemit ist Graf Seeau gemeint) mit unheilvollen Eröffnungen belästigen und sowohl hier als auch bei dem Allerhöchsten Hofe das öffentliche Wohl dadurch untergraben, wie dieß das Schicksal der vor einem Jahre an den Allerhöchsten Hof beschlossenen Deputation erweiset, welche durch die Verkehrtheit eines Einzigen vereitelt wurde.

Verschiedene Dinge und Umstände deuten darauf hin, daß sich die sächsische Nation von dem Gubernium unabhängig machen, und nachdem sie sich von den beiden andern Nationen getrennt haben wird, ein für sich bestehendes Gemeinwesen bilden will; ja es haben sich sogar Gerüchte verbreitet, welche die furchtbarsten Folgen nach sich ziehen könnten, und wohl geeignet wären einen Bauernkrieg zu verlassen. Man soll es nämlich ausgesprochen haben, daß jeder sächsisch redende Bauer auch ein freier Mann sei und zum Königsboden gehöre, und daß der Fogarascher Distrikt auch Königsboden sei. —

Alles dieß ist sehr geeignet den öffentlichen Frieden zu stören, die gegenseitige Liebe in Haß zu verwandeln und den Dienst Seiner Majestät zu hindern.

Der dritte Punkt dieser für die sächsische Nation sehr demüthigenden Declaration bezieht sich auf die Contribution, die

Arenden der Zehnten und das Schuldenwesen der Nation, und kann hier, da das Wichtigste davon schon oben in Kürze auseinandergesetzt worden, hier übergangen werden.

Diese Declaration veranlaßte eine scharfe und beleidigende Erwiderung, hauptsächlich gegen den Grafen Bethlen gerichtet, welcher, wie schon erwähnt worden, der Verfasser der Declaration war, von der Feder des Sachs von Harteneck. Da seither alle diese zwischen den beiden ungarischen Nationen einerseits und der sächsischen andererseits damals obschwebenden Streitpunkte ausgeglichen worden oder weggefallen sind, so wäre es überflüßig diese Remonstration Hartenecks hier ausführlich zu geben. Nur einiges Wenige sei mir erlaubt wörtlich aus dieser Schrift beizubringen, nicht etwa um jene Beschuldigungen Bethlens gegen die sächsische Nation zu entkräften, dieß bedarf es heutzutage nicht mehr, sondern blos um den Lesern den Geist, der diese Remonstration dem Harteneck in die Feder dictirt hat, und den Ton, der darin sich kund gibt anzudeuten. —

„Was die Titulaturen der drei Nationen anbelangt, so sehe man in den Artikeln nach; ohne Unterschied werden daselbst die drei Nationen: Magyar, Székely. Szász Uraink, die Herren und Brüder Ungarn, Szekler und Sachsen genannt. Es heißen daselbst die beiden erstern nicht „Inclytae und Nobiles“, und die dritte allein „alma und honorabilis“ — Prädicate, welche nur ein giftgeschwollenes Gemüth erfunden hat. Man schlage auf: Approb. Const. P. 2, Tit. 1. §. 14. — Hier weiß man nichts von dieser neuen „Alma Honorabilitas.“ Aber auch heutzutage noch bedienen sich weniger Ehrsüchtige, weniger Geizige und Tückische des Ausdrucks:

„Három Nemzetböl állo Nemes Status, Nobiles trium Nationum." — Es ist also offenbar, daß jener Unterschied, der in der Titulatur der drei Nationen gemacht wird, neuesten Ursprungs und eine Erfindung leidenschaftlicher Gehäßigkeit ist."

„Es ist nicht wahr, daß Einige von uns im Namen der sächsischen Nation zu handeln vorgeben, während die Nation selbst darin widerspreche oder nicht damit übereinstimme. Diesen Vorwurf macht der Verfasser jener Declaration auch den Herren Katholischen; aber es kann nicht durch einen einzigen Fall erwiesen werden."

„Es ist nicht wahr, daß wir mit den Ehren nicht zufrieden seien, womit sich unsere Vorfahren begnügt haben. Die Nation will nichts anders als diejenigen Ehren behaupten, deren sie sich unter den Königen von jeher zu erfreuen hatte."

„Es ist nicht wahr, daß die Wünsche der Nation dahin gerichtet seien die Ordnung und die Gesetze des Vaterlandes umzukehren und die Ruhe desselben zu stören. Sie strebt nach nichts anderem als die uralte Gerechtigkeit und Ordnung, die herkömmliche Praxis und Gleichheit zwischen den drei Nationen emporzuhalten, und zwar nach dem Ausspruche des gesunden Menschenverstandes und nach dem Wortlaute der Privilegien und der königl. Decrete."

„Wenn der Verfasser (Concipista contrapositus) den in den Alvinzischen Resolutionen auf die Constituirung des Guberniums sich beziehenden Artikel, laut dessen drei von jeder der vier Religionen im Gubernium sein sollen, dahin erklärt (torquet), daß er sich auf die Evangelische Religion nicht aber auf die sächsische Nation beziehe, so hat er sich mit einer derartigen

Behauptung nur lächerlich gemacht. — Es gibt ja keine Evangelischen außer den Sachsen im Lande. — Er hätte aus dem §. 9 des Diploms wissen sollen, daß der Lutheraner mit einem Sachsen, nämlich der Person des Hermannstädter Königsrichters gleichbedeutend genommen wird. Legt man daher zur Basis die Nationalität, so müssen vier — berücksichtigt man dagegen die Religion — müssen nur drei Sachsen im Gubernium als Räthe sitzen. — Und, guter Gott, wo wird man einen fähigen evangelischen Nichtsachsen in Siebenbürgen auftreiben? — Ueberdieß darf das, worüber der gerechte Kaiser entschieden hat, keinem weitern Streite unterliegen, sondern muß zur Richtschnur dienen. Daß aber unsere Religion der unitarischen vorgehe, wird die ganze Christenheit für Recht erklären."

„Es hat sich der Verfasser mit seiner unerträglich — anmaßlichen Behauptung lächerlich gemacht, (prostituit se) daß der Sachse als solcher schlechter und niedriger (deterioris conditionis) sei als der Ungar. Kaiser Rudolph hat von unserer Nation besser gedacht, indem er von unsern Vorfahren sagt: sie seien durch Abstammung, Sprache, und was das Hauptsächlichste ist, durch angeerbte Rechtschaffenheit, wahre Deutsche, nämlich seine Nationsgenossen; desgleichen nannte er sie Getreue und aufrichtig Geliebte. Der heilige Andreas nennt die Unterdrücker der Sachsen „Hochmüthige und Halsstarrige"; die Sachsen nennt er „seine Getreue." Der Concipist thut als wisse er nicht und bildet sich vornehm ein, wir wüßten es auch nicht, daß Sachsen zur Würde eines Thesaurarius und Protonotarius (Ehren, welche heutzutage Niemand von uns in An-

spruch nimmt) durch geistige Fähigkeiten, nicht mit Hülfe von Titeln und Geld emporgestiegen sind. Petrus Haller war kön. Thesaurarius, Graf der sächsischen Nation, Provinzialbürgermeister und Königsrichter von Hermannstadt; Johann Szaß war Protonotarius an der königl. Gerichtstafel und Königsrichter von Mühlbach; Kolomann Gotzmeister war in dem geheimen Rathe nicht der Letzte. Meint etwa der Concipist die Ungarn jener Zeit hätten die Gesetze nicht gekannt? nicht gewußt was Ordnung und Frieden sei? Ueberdieß hat hierüber der Kaiser in Seiner Weisheit und zwar ohne einen Unterschied in den Religionen zu machen (welches nur ein Werk der Ehrsucht, Habsucht und der Bosheit ist) entschieden, und sowohl dem Concipisten als auch uns ist nichts als der Ruhm des Gehorsams geblieben. Wir haben kein Recht zu widersprechen, zu unterscheiden und den Sinn nach unserm Belieben zu drehn.

„Der Concipist wird zugeben müssen, wenn er sich nicht lächerlich machen will, daß unsere Gubernial- oder Regierungsräthe stets den Vorrang vor den Magnaten gehabt, wenn diese nicht Räthe waren. Valentin Frank hatte stets in den Sitzungen und Debatten vor dem Kemeny (dieß hat er selbst eingestanden), vor dem Johann, Michael, Ladislaus, Franz Bethlen den Sitz und Vortritt.“

„Welcher Hochmuth, welcher Unsinn ist es von königlichen Räthen zu verlangen, daß man sie (es eckelt mich sie namentlich anzuführen) „Ihro Gnaden und gnädige Herren“ titulire! Bescheiden und vernünftig hat Graf Apor diese Gnadenschaft verbeten, und der H. Baron Szava hat auch nicht dulden wollen, daß er von uns (wenn ich so sagen darf) Nagyságletur.“

In Beziehung auf die Jurisdictions-Gegenstände entstehn folgende Fragen:

„Ist es, nachdem die Stände und das Gubernium einmal und mehrmals vergeblich angegangen worden sind um Abhülfe drückender Uebel, erlaubt sich deshalb an den König zu wenden? — Ohne Zweifel.“ —

„Ist es mit der Vernunft und der Praxis vereinbar, daß bei dem Allerhöchsten Hofe einzureichende Beschwerden der feindlichen Parthei anvertraut werden? — Ganz gewiß nicht.“ —

„Darf ein Privatmann, eine Communität, eine Nation ihren Agenten bei Hofe haben? — Wer kann daran zweifeln?“ —

„Haben die Katholiken die Befugniß, ohne den Herrn Bethlen um Rath zu fragen, ihre Angelegenheiten dem Hofe durch einen eignen Agenten unterbreiten zu lassen? — Wer hat es ihnen untersagt?“

„Darf sich dieß Graf Bethlen herausnehmen? — Hat er selbst (bevor er dieß gethan) alle seine Projekte, Rathschläge und Beschwerden den Ständen oder dem Gubernium mitgetheilt?“ —

„Sind die Privilegien der sächsischen Nation wie die der übrigen auf diplomatischem Wege bestätigt worden? und wenn dieß der Fall ist und die Sachsen das Recht haben die königl. Gerichtstafel auf dem Wege der Appellation zu übergehn, — sind sie berechtigt darauf zu dringen, daß dieß Recht geachtet werde? — Wer verbietet es?“ —

„Was einst die seligen Könige bewogen hat, die Sachsen von dem mittelschlächtigen ungarischen Gerichtshofe zu entbinden, das hat auch, wie wir fest hoffen und die That lehrt, den

besten Kaiser bestimmt so zu verfahren. — So viel uns die Erfahrung gelehrt hat, unterliegt in jedem Prozeß der Sachse. — Oft kann's auch nicht anders sein. Im Wesentlichen ist das sächsische Municipalrecht der Inbegriff des römischen Rechts; das ungarische Recht, (welches jener Concipist die Gesetze des Vaterlandes zu nennen pflegt) widerstreitet diesem aber so sehr, daß oftmals dasjenige was nach ungrischem Rechte gerecht ist, nach römischem Rechte nicht nur ungerecht, sondern auch absurd und unvernünftig ist. Ich bitte, man möge die sogenannten Approbatae compilatae Constitutiones in's Auge fassen: Gibt es hier nicht Gesetze, welche der Monarchie, dem Christenthume, insbesondere der katholischen Religion, (welche deshalb darauf dringt, daß viele Artikel annullirt werden) der sächsischen Nation sehr zum Präjudiz gereichen. Der Herr Graf Nicolaus Bethlen war es, welcher die Bestätigung dieser Approbaten und Compilaten nachsuchte und bewirkte, und zwar zu einer Zeit als ganz Siebenbürgen mit Ausnahme von Hermannstadt und Klausenburg und einiger anderer Orte von den Tökölyschen Rebellen besetzt war, und der größere Theil des ungarischen Adels in den Comitaten und die Szekler zur Unterstützung dieses Erzrebellen in den Waffen standen. In jener Zeit hatte das hohe kaiserliche Ministerium nicht einmal Zeit diese Approbaten und Compilaten in's Lateinische übersetzen zu lassen, geschweige denn deren Artikel einzeln zu prüfen. Noch haben es die Wirren der Zeit nicht erlaubt jenes auf Treu und Glauben nach dem Wunsche und der Versicherung des Ansuchers bestätigte Gesetzbuch einer Prüfung zu unterziehn. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung sollte dieß unverzüglich geschehn; zum Theil diese Artikel geändert

oder gänzlich aufgehoben werden. Man sollte zu den Gesetzen des Königreichs Ungarn zurückkehren. Meine Meinung, über diesen höchst wichtigen Gegenstand ohne Scheu auszusprechen gebot mir sowohl Aufrichtigkeit als auch der Homagialeid." — (Ich bemerke hiezu, daß diese freimüthige, vielleicht unbesonnene Aeußerung über die Compilaten und Approbaten einen Grund auf Anklage des Hochverraths hergab.) —

„Es ist nicht wahr, daß unsere Nation bei Hofe ohne Ursache Klage führe und Jemand verleumderisch angeschwärzt habe." (Man machte dem Harteneck den Vorwurf er habe den Emerich Josika der Theilnahme an der Tökölyschen Empörung angeklagt ohne es dann beweisen zu können.) —

„Die Herren Ungarn lassen in ihren Comitaten keine sächsischen Inspektoren zu; welche Erbärmlichkeit würde es sein, wenn die Sachsen in ihren Stühlen Ungarn zulassen würden. — Werden die Ungarn Sachsen zulassen; wollen wir Ungarn es auch gestatten. Oder nehmen wir vielmehr unsere Zuflucht zu unpartheiischen Deutschen! „Aber" wird hier der Concipist einwenden, wie er schon oft gesagt — „die Deutschen sind: Idegen Nemzet, ein fremdes Volk." — Ich möchte wissen, ob er auch den durchlauchtigsten Kaiser zu diesem fremden Volke zählet."

„Es ist nicht wahr, daß wir in allen Dingen dem einstimmigen Beschluße der Stände uns hartnäckig widersetzen. Derjenige Beschluß der Stände kann nicht allgemeiner Landtagsbeschluß genannt werden, dem wir nicht beistimmen, oder dem wir widersprechen. Es gibt drei siebenbürgische Stände, nicht nur zwei. Ich bitte, kann man sagen, daß die Stände aller

vier Religionen eingewilligt haben, wenn die katholischen Stände sich bebürdet fühlen, protestiren und widersprechen? Oder verlangt man von uns, wir sollten lügen und erklären, daß etwas, was uns höchst mißfällig ist, uns gefalle? Man verlangt also von der sächsischen Nation, sie solle in die Aufhebung ihrer Freiheit miteinstimmen und auf das Recht ihre Meinung zu sagen verzichten? Man verlangt von ihr, daß sie sich einbilde, wenn die zwei Nationen sich zur Vernichtung der dritten vereinigen, sie habe auch darein gewilligt? Unvergleichliche Gerechtigkeit!" —

„Schämt er (nämlich Graf Nicolaus Bethlen) sich nicht der beabsichtigten Bethlenischen Deputation an den Hof Erwähnung zu thun, welcher nicht aus Rücksicht für den Vortheil eines Privatmannes, sondern aus gebieterischer Rücksicht für das öffentliche Wohl der Nation entgegengearbeitet, und die durch ein Decret des Allergnädigsten Kaisers vereitelt worden ist?"

„Unwahr ist es ferner, daß man den Allerhöchsten Hof, Se. Excellenz den Herren Kommandirenden und die hochlöbl. Commission mit unheilvollen Berichten und ähnlichen Dingen belästigt habe."

„Es ist allerdings wahr, daß die Anzahl der Gubernialräthe aus dem Mittel der ungarischen Nation größer ist als die der unserigen, doch daraus folgt noch nicht, daß jene die absoluten Herren dieser seien, und die letztern den erstern zu willenlosem Gehorsam verpflichtet seien. In allen Dingen, vornehmlich den wichtigern, steht der Recurs an den König offen."

„Was die sächsische Nation will und nicht will, wird sie

am passenden Orte und zu schicklicher Zeit selbst kund geben. Ob sie ein abgesondertes Gemeinwesen bilden wolle oder nicht, gehört jetzt nicht hieher; aber so viel ist außer Zweifel, daß die Sachsen in Betreff der Rechtsangelegenheiten zu den Zeiten der Könige von der Gerichtsbarkeit des Woiwoden gänzlich exemt waren. Dieß kann sonnenklar bewiesen werden." —

„Es ist wahr, daß alle Sachsen ursprünglich frei waren, und daß einige Dörfer nur durch die Unbill der Zeiten in den Stand der Leibeigenschaft gerathen sind. Annalen und Tradition sagen dieß, und hieraus haben wir jene historische Wahrheit geschöpft, und nicht den Bauern, sondern dem Herrn Concipisten selbst, ihm als einem Freunde der Geschichte, rufen wir dieß ins Gedächtniß." —

„Daß der Fogarascher Distrikt Eigenthum der sächsischen Nation gewesen sei, können wir aus Originaldocumenten bis zum Augenscheine darthun. Cicero aber, indem er pro domo sua ficht, legt uns Stillschweigen auf."

Die auf den ökonomischen Theil sich beziehenden Remonstrationen übergehn wir auch hier, fügen aber noch die Bemerkung hinzu, daß sich Harteneck an diesen politischen Fehden, die er mit sehr scharfer Feder führte nicht genügen ließ, sondern daß er auch das Privatleben und die Privateigenschaften aller damals im Vaterlande durch Stand und Rang hervorragender Personen mit schonungsloser Satyre verfolgte. Es sind noch mehrere solcher sarkastisch-satyrischer Ausfälle auf die sämmtlichen Mitglieder des damaligen königl. Guberniums vorhanden, welche zu der Annahme berechtigen, daß der politische Haß, als dessen Opfer Harteneck fiel, wohl auch durch bittere Privatfeindschaft,

die er im trotzigen Uebermuthe muthwilligerweise gegen sich aufrief, geschärft worden sein mochte.

Wir glauben durch diese getreue Darstellung der damaligen Verhältnisse und Ereignisse und des erbitterten Kampfes, der zwischen den verschiedenen Religionspartheien und Nationalitäten geführt wurde, nicht minder durch Hervorhebung der in diesen Kämpfen hervortretenden Persönlichkeiten die Leser in den Stand gesetzt zu haben ein selbstständiges Urtheil über die politische Wirksamkeit Sachs von Harteneckś und die schwere gegen ihn erhobene Anklage auf Hochverrath sich bilden zu können — wir glaubten dieses dem Andenken dieses außerordentlichen Mannes schuldig zu sein. Sein Andenken wird durch begründete Anschuldigungen anderer Art getrübt, aber ungerecht wäre es Beschuldigungen auf ihm lasten zu lassen, welche nur der Neid, die Bosheit und die Furcht seiner Feinde auf ihn gewälzt haben, und undankbar wäre es von unserer Nation, wenn sie ihm diese Gerechtigkeit nicht wollte widerfahren lassen, sie, für die er diesen gefahrvollen Kampf aufgenommen und so oft siegreich bestanden, sie, zu deren Sühnung er gefallen ist. Es kann und soll nicht geleugnet werden, daß Harteneck, abgesehn von seinem Privatleben, womit wir uns später werden zu beschäftigen haben, sich auch in seinem öffentlichen Leben Manches zu Schulden habe kommen lassen, das scharfe Rüge verdient, daß er mancherlei gerechte Veranlassung zu Klagen von Privatleuten und Gemeinschaften gegeben habe, er war leidenschaftlich, hochfahrend, habsüchtig, anmaßend gegen seine Untergebenen und Körperschaften; er suchte die Administration der Nation in seine Hände zu bekommen, in der Würde

des Hermannstädter Königsrichters zu concentriren und die Beamten der übrigen Stühle und Distrikte von dem Grafen der Nation abhängiger zu machen, ja er strebte vielleicht noch nach höhern Dingen. In diesen seinen Bestrebungen und Anmaßungen erlaubte er sich Uebergriffe in die Amtswirksamkeit Anderer, verfeindete sich dadurch fast mit aller Welt und regte alle übeln Leidenschaften Anderer gegen sich auf. Dieß gilt nicht nur von den weltlichen Behörden in der Nation, sondern auch von der „altera pars universitatis“ von dem Clerus, wodurch er nicht nur mit dem damaligen Superintendenten in eine betrübende und nur spät beigelegte Fehde, sondern auch mit seinem Vater, der Dechant des Hermannstädter Kapitels war und die Interessen dieses zu vertreten hatte, in unkindlichen Streit und Hader gerieth. Aber dabei darf man nicht verkennen, in welchen Zustande damals die Nation durch ihre eigene Schuld und durch den Drang der Umstände gerathen war; ihre Privilegien waren von den Fürsten mit Füßen getreten worden; sie war zerrissen und uneins mit sich selbst; der Gemeinsinn war bis auf den letzten Funken verschwunden; die Kassen leer und eine ungeheure Schuld drückte wie ein lähmender Alp auf sie, und ach die Gläubiger der Nation waren zum größten Theile — ungarische Herren! In diesem Zustande fand der österreichische Adler die Nation, als er seine Fittige über derselben zu schwingen begann. Ein Land und Menschen auszehrender Krieg dauerte fort; das Verhältniß des Landes zu seinem neuen Souverän sollte bestimmt und festgesetzt, und da mit der neuen Regierung auch neue Factoren sich geltend machten, neue Interessen berücksichtigt und in das Staatsleben auf-

genommen werden mußten, auch die Verhältnisse unter den Nationen und Religionen geändert oder wenigstens geordnet werden. Wie schon erwähnt war die reformirte Parthei die mächtigste; es mußten der katholischen gleiche und alte Rechte eingeräumt werden; dieß sollte aber nach dem Wunsche der Reformirten auf Kosten der evangelischen Sachsen geschehn. Die katholische Parthei bestand auch aus Ungarn; diese hätten auch lieber auf Kosten der Sachsen als der Ungarn ihren politischen Einfluß erweitert. Die Sachsen hatten in den letzten Jahrhunderten viel gelitten, vielfache Kränkungen erduldet, manchen Eingriff in ihre Privilegien sich gefallen lassen müssen — jetzt bei dem Uebergange Siebenbürgens an einen neuen Souverän, an einen Herren, der des deutschen Stammes war wie sie, mußten alle Anstrengungen gemacht werden, nicht nur das Bestehende zu behaupten gegen die Angriffe ihrer Schwesternationen sondern auch wo möglich das Verlorne, die Stellung, die sie einst in dem Staatshaushalte des Vaterlands so ehrenvoll eingenommen hatten wieder zu gewinnen. Wie war das aber möglich bei der Zerrissenheit der Nation, bei gänzlichem Mangel an Gemeinsinn, bei der Herrschaft schlechter und schmutziger Leidenschaften, der sich damals fast alle Beamten der Nation unterworfen hatten, bei dem losen Zusammenhange der Stühle und Distrikte unter sich, bei dem Bestreben sich von dem Centrum, von der Autorität des Hermannstädter Königsrichters und Grafen der Nation immer unabhängiger zu machen, um desto willkührlicher im eignen kleinen Kreise schalten und walten zu können, bei dem hoffnungslosen Versiegtsein der Kassen, deren Einkünfte in die Taschen der Mächtigen der Ortschaften oder

des Kreises wanderten? — Einem Sachs, an die Spitze der Nation gestellt durch das Vertrauen dieser Nation selbst wie durch die Gnade des Kaisers, konnte eben so wenig die Wichtigkeit des Augenblicks als auch bei einem solchen Zustande der Nation die Hoffnungslosigkeit eines glücklichen Erfolges in dem Kampfe um die höchsten Interessen, vielleicht um das selbstständige Bestehn der Nation entgehn. Er hatte die richtige Einsicht in die Lage der Dinge und den Muth diese zum Besten der Nation zu benützen — aber zuerst mußte er die Nation aufrütteln und über sie einen Einfluß gewinnen, der nachhaltend genug wäre, um sie zu ihrem eigenen Besten im Einklange handeln zu lassen. Dieser Einfluß konnte allerdings nicht erlangt werden, ohne mannigfaltige Verletzung der Eitelkeit, der Selbstsucht, des Eigennutzes vieler kleiner „großer Herren" in der Nation. Mancher Königsrichter und Magistrat mußte den Kreis seiner unumschränkten Machtvollkommenheit etwas enger ziehn und sich unter die Autorität des größern, gewaltigern Geistes beugen; mancher Beamte mußte diesen und jenen harten Thaler an den Ort seiner Bestimmung oder auch in die Tasche des Königsrichters von Hermannstadt gelangen lassen, der sonst eine gute Unterkunft in seinem eignen Seckel gefunden haben würde. Dadurch wurde aber wenn auch nicht Einigkeit der Gemüther und des Sinnes, doch aber die so höchst nothwendige äußere Uebereinstimmung im Beschließen und Handeln hervorgebracht, und diese Uebereinstimmung gab Kraft, und Kraft ist die Mutter des Muthes. Was wägen bei der Erstrebung solcher hoher Zwecke einzelne wenn auch barsche und nicht immer zu rechtfertigende Eingriffe in die Gerechtsamen eines Stuhlsmagistrats oder eines Hochehrwürdigen Kapitels? —

So mußte also allerdings dieses Verfahren Harteneck's vielen Haß unter den kleinen Geistern in der Nation erregen, und um so mehr als er in wunderbar kurzer Zeit seinen Zweck vollkommen erreicht und seinem Einfluße die hochmögenden Herren aller Kreise unterworfen hatte. Es mag darüber Jeder urtheilen entweder nach den Einflüsterungen seines Herzens oder nach dem Maße der ihm zu Gebote stehenden Einsichten: aber die abgeschmackte Anklage möge wenigstens im Mittel unserer Nation Niemand mehr erheben, daß Sachs die Nation habe verrathen und verkaufen wollen, oder daß er sich des Hochverraths habe schuldig gemacht. Hätte Sachs jenes gewollt, so würde er zu einer so hohen Stufe von Macht, Ansehn und Ehre emporgehoben worden sein, daß ihn der Arm des Kanzlers Bethlen nicht mehr würde erreicht haben, und hätte er auf Hochverrath gesonnen, so würde er sich auf das Engste an den Grafen Bethlen angeschlossen haben, der lange und eifrig bemüht war, Harteneck für seine Entwürfe zu gewinnen. Meiner vollen Ueberzeugung nach, die ich mir durch Abwägung und Erwägung aller Umstände, Ereignisse und Reden gebildet habe ist: daß sich Sachs von Harteneck um die sächsische Nation wohl und höchst verdient gemacht habe, daß er in jener drang- und sturmvollen Zeit die Nation mit Kopf und Muth und dem ganzen Aufgebote seines gründlichen Wissens und seiner ungemeinen Talente, unter denen die Gabe großer Beredsamkeit von hoher Bedeutung war, geführt und ihre Geschicke auf lange hinaus bestimmt habe, und die Nation ihm somit zur Dankbarkeit verpflichtet sei; daß, wenn dieser Mann der That und des eisernen Willens nicht so bald hinweggenommen wäre worden, er in den verwü-

stenden Kurutzenkriegen viel Unheil von der Nation abgewendet hätte, daß er im Vereine mit der einigen Nation und dem tapfern Grafen Rabutin wohl vermögend gewesen sein würde die unheilschwangere Katastrophe abzuwenden, die das kaiserliche Kabinet an der Behauptung Siebenbürgens fast verzweifeln ließ, und es beinahe zum Entschluße brachte das Fürstenthum dem Franz Rakoczi zu überlassen. Welches Unglück indeß der liebe Gott auch ohne Sachs in Gnaden von uns abgewendet hat. — Auch Graf Rabutin fühlte schwer den Verlust dieses Mannes. Es war in einer Gubernial-Rathssitzung, wo der kommandirende General in die reuevollen Worte ausbrach: „Sachs! Sachs! wo ist Sachs? — wenn ich ein Wort sprach; so wußte er zehn darauf zu erwidern — jetzt sage ich zehn und Niemand ist da der ein Wort, einen Rath zu geben wüßte!"

Der Schlüssel zu seinem Sturze finde ich in den verhängnißvollen Worten des Grafen Nicolaus Bethlen, die er im Jahre 1701 auf dem Landtage zu Weissenburg an ihn richtete: „das ist es, daß die Ungarn glauben, du seiest ihnen gefährlich." Die Ungarn fürchteten ihn, und das war sein Verbrechen. — Es ist der einzige Sachse, den die Ungarn gefürchtet haben. —

Nach dieser langen für Manche — muß ich fürchten — vielleicht langweiligen Erörterung über die Ursachen der Verhaftung des gewaltigen Hermannstädter Königsrichters, welche, wie ich mir schmeichle von vielen Lesern überschlagen, aber doch auch von einigen mit Interesse gelesen worden sein wird, greifen wir wieder den Faden der Erzählung auf, wo wir ihn abzubrechen genöthigt worden waren. —

18.

Auch in die stille Wohnung der Gräfin Ida hatte das Gerücht von der Verhaftung und Abführung Hartenecks noch denselben Abend Eingang gefunden. Obgleich diese Wohnung auf einem gewöhnlich stillen Platze lag, und die Einwohner derselben sich wenig um das Treiben der Leute außerhalb des Hauses bekümmerten; hatte doch das ungewöhnliche Vorbeiströmen von so Vielen laut und heftig sprechenden Menschen, welche aus der untern Stadt über den Friedhof nach dem großen Ringe strömend bei der Wohnung der Gräfin Ida vorbeigingen, die Aufmerksamkeit des alten Dieners erregt. Neugierde lockte ihn vor das Haus hinaus, und da er auf dieser Seite des Hauses eine eben so große Menge von Menschen den Weg nach einem und demselben Ziele einschlagen sah, so konnte er dem Drange zu folgen nicht widerstehen. Er befand sich bald auf dem großen Platze im Gedränge einer unzählbaren Menge von Menschen aus allen Klassen, und erfuhr bald zu seinem größten Erstaunen die Ursache dieses ungewöhnlichen Zusammenströmens der Bürger dieser sonst so friedlichen Stadt. Er hatte den großen Ring noch nicht verlassen, als das oben schon erwähnte Gerücht sich verbreitete, daß die Verhaftung und Abführung des Königsrichters blos eine Erfindung irgend eines müßigen Kopfes, und Harteneck freiwillig, doch unter Militärbedeckung abgereiset sei. Mit diesen gesammelten Nachrichten begab sich der Diener nach Hause und theilte sie der Gräfin mit. Der Schrecken und die Angst, der die Gräfin bei dieser Kunde erfaßte, war unbeschreiblich; die freiwillige Abreise Hartenecks, ohne sie hievon

in Kenntniß zu setzen und unter Militärbedeckung, deren er sich sonst nie zu bedienen pflegte, wollte ihr nicht einleuchten; sie ahnte ein Unglück und schickte noch denselben Abend zu Kinder um ihn zu sich bitten zu lassen. Aber Kinder war nicht in seiner Wohnung, und so verging die Nacht der Gräfin in Ungewißheit, Besorgniß und Thränen. —

Am folgenden Morgen sandte sie abermals in Kinders Wohnung, hatte aber die Kränkung erfahren zu müssen, daß er noch vor Tages Anbruch abgereiset sei. In ihrer steigenden Angst wandte sich nun Gräfin Ida an die Gräfin Rabutin und bat sie dringendst auf wenige Augenblicke zu ihr zu kommem. Das Billet blieb unbeantwortet und die Gräfin kam nicht. Indeß hatte der Diener den wahren Thatbestand im Allgemeinen erfahren und die Wahrheit seiner Herrin nicht verschwiegen.

„Auf wessen Befehl ist dieß geschehen?“ — jammerte die Gräfin. —

„Auf Befehl Sr. Excellenz des Herrn Kommandirenden; wie es auch nicht anders sein kann, da er durch einen Lieutenant verhaftet worden ist.“

„Was ist denn sein Verbrechen?“

„Man kennt es noch nicht, Gräfin“ —

„Und wohin hat man den Unglücklichen hingebracht?“

„Man weiß dieß nicht.“

Dieß waren die dürftigen Nachrichten, welche der treue Diener seiner Herrin mittheilen konnte und die noch lange nicht befriedigend genug waren um ihre Angst auch nur einigermaßen zu beruhigen. „Ach! wie unglücklich bin ich!“ — jammerte sie trostlos — „Niemanden, nicht eine Seele habe

ich, an die ich mich in dieser Noth wenden könnte! Niemand, der mir einen Rath ertheilen, der mir nur Gewißheit von seiner Lage gäbe!"

„Gnädigste Gräfin!" — begann hier Ursula erröthend und stotternd und die Augen auf den Boden heftend — „Ich wüßte Jemanden, der Ihnen Nachricht bringen könnte — der gewiß Alles thun würde, was in seinen Kräften steht." —

„Wer ist dieß? — Sprich, mein Kind! Wer?" —

„Jeremias Junghans, Gräfin" —

„Wer, mein Kind? — Ich habe diesen Namen nie nennen gehört." —

„J! der Student, der neulich durch das Fenster eingetreten ist." —

„Ja! der würde gewiß Nachricht einziehn können. — Aber wo ist er zu finden? — Weißt du, wo er zu treffen ist." —

„Ich will es nur gestehn, Frau Gräfin! Als er damals hier war und ich ihn bis in das Vorzimmer begleitete." —

„Nun? — Sprich weiter!" —

„Wollte er mich bereden, ich sollte ihn Abends unten am Thore sehn." —

„Und hast du das gethan?" —

„Ei bewahre! — Ich schlug es ihm rund ab, und da schwur er, er wolle jeden Abend dort harren, und wenn ich auch nie hinabkäme ihn zu sehn" —

„Und ist er jemals unten gewesen?"

„Ach ja! Frau Gräfin" — erwiderte das Mädchen mit

einem schweren Seufzer — „Jeden Abend hat er da eine Stunde gewartet.“ —

„Woher weißt du das?“ —

„Ich habe — aber bitte, werden Sie nicht böse, gnädige Frau! — ich habe im Zimmer auf der entgegengesetzten Seite hinter den Vorhängen — aber er hat mich nie gesehn — darauf kann ich schwören!“ —

„Gut! Heute Abends wirst du wieder hinter den Vorhängen lauern, und wenn er kömmt“ — —

„Soll ich hinabgehn, um mit ihm zu sprechen? —

„Nein! mein Kind! das wäre unschicklich. — Du sollst dann alsobald kommen und mir anzeigen, daß er unten ist.“ —

Das Mädchen versprach zu thun was ihr befohlen worden, und ging beschämt aus dem Zimmer. —

Der Abend kam und mit ihm auch Jeremias Junghans. Wie er dem Mädchen, das er nun einmal liebte, betheuert hatte, war er jeden Abend vor dem Hause erschienen und hatte daselbst unter Empfindungen verschiedener Art pünktlich eine Stunde daselbst zugebracht und sich dann wieder schweigend entfernt. Es hatte seitdem in seinen äußern Verhältnissen eine günstige Veränderung statt gefunden, die ihm hinlängliche Muße gewährte, so oft und so lange es ihm beliebte vor dem Hause seiner Geliebten oder sonst irgendwo herumzulungern. Jene Nacht nämlich, wo er auf eine so romantische Weise Bekanntschaft mit den fremden Damen und mit dem gestrengen Herrn Königsrichter gemacht hatte, hatte auch das Maß seiner Sünden voll gemacht: ein abermaliges „per noctem“ das heißt, ein

abermaliges Ausbleiben über Nacht von dem Gymnasium, wo er seit einigen Jahren Wohnung genommen, hatte ihm die Ehre der Relegation eingebracht. —

Kaum hatte das hinter den Vorhängen lauernde Mädchen den verunglückten Studiosus auf das Haus zuschreiten gesehn, als es fast athemlos hinrannte um diese interessante Thatsache der Gräfin mitzutheilen. —

Die Gräfin trug dem alten Diener auf hinabzugehn und den jungen Mann auf einige Augenblicke heraufzubitten. —

Als der Alte die Hausthür öffnete, sah er nichts und Niemanden, denn es war stockfinstere Nacht und der Studiosus hatte unter dem gedeckten Vorsprunge, der hier vor den Häusern hinläuft, auf einer steinernen Bank Platz genommen, so daß er für jeden Vorübergehenden unsichtbar blieb. —

„Hm! Possen!“ murmelte der Alte vor sich hin — „Er wird Narr genug sein um sein Nachtsquartier hier aufzuschlagen“ — und wollte wieder in das Haus zurückkehren, als ganz in seiner Nähe sich Junghans verlauten ließ: „Narr genug, mein Freund! Und ich sehe nicht ein, warum es hier nicht eben so gut sein sollte, als an jedem andern Orte.“ —

„Und was macht Ihr denn eigentlich hier?“

„Ich warte auf Euer schönes Töchterlein.“

„Da soll Euch doch gleich! — — Da dürftet Ihr lange warten, junger Taugenichts.“ —

„Thut nichts! Ich bin noch jung. — Ich will wie der Erzvater Jacob vierzehn Jahre warten, und wenn sie auch dann noch nicht kommt, noch fernere sieben Jahre.“ —

„Kommt! kommt!“ unterbrach ihn der Alte lächelnd —

„Ihr seid ein lustiger Kumpan und sollt Eure Zeit mit etwas Besserem zubringen als mit vergeblichem Warten! — Kommt! folgt mir in das Haus! Man wünscht Euch zu sehn.“ —

„Dachte ich's doch, daß sie nicht so grausam sein wird mich lange hier vergeblich warten zu lassen. Oh! diese Ursula Birnbaum ist ein herrliches Geschöpf! Aber um auch Euch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich Euch sagen: Auch Ihr seid ein kapitaler Vater — gefällig und freundlich gegen den Liebhaber Eurer schönen Tochter.“ —

Der Alte war vorangegangen und hatte den jungen Mann schwatzen lassen ohne darauf zu antworten. Jetzt öffnete er die Thür, ließ den Studiosus eintreten, und dieser befand sich unvermuthet in Gegenwart der Gräfin, der er in großer Verwirrung und Verlegenheit ein Dutzend linkische und komische Verbeugungen machte. —

„Lieber Herr“ — redete Gräfin Ida mit einschmeichelndem Tone den jungen Mann an — „ich habe Sie zu mir heraufbitten lassen. — Ich bin in dieser Stadt und in diesem Lande ganz fremd — ich bin freundlos und rathlos — und doch bin ich beider, eines Freundes und eines Rathes so sehr bedürftig. — Sie werden mir gewiß erlauben, daß ich Ihre Gefälligkeit in Anspruch nehme — Sie können mir einen großen Dienst erzeigen.“ —

Als sich Junghans so angeredet hörte, als er die schöne Gräfin mit trauriger Miene in fast bittender Stellung so vor sich stehn sah, als er vernommen, daß er gewürdigt werde von dieser schönen Dame um die Erweisung eines Dienstes angesprochen zu werden; da verschwand die Verlegenheit, in die er

20*

durch die unerwartete Gegenwart der Gräfin versetzt worden war; seine Brust dehnte sich aus, seine Gestalt wurde höher und sein lebhaftes braunes Auge ruhte auffordernd auf der Gräfin.

„Ich bitte, Sie beschämen mich, Frau Gräfin, durch solche Reden! — Sprechen Sie! Befehlen Sie! Sie können nichts wünschen, was ich nicht augenblicklich zu erfüllen bereit wäre, wenn es übrigens in meiner Macht steht.“

„Ich danke Ihnen, mein junger Freund! — Es ist also wahr, daß man gestern Abend den Herrn Königsrichter — —

„Es ist wahr“ — nahm Junghans das Wort, als er merkte, daß die Gräfin etwas inne hielt — „Es ist wahr, gnädige Frau! — Man hat ihn gestern Abend verhaftet, in Ketten gelegt, und unter Militär-Eskorte in einem bedeckten Wagen fortgeführt.“ —

„Mein Gott in Ketten hat man ihn geschmiedet?“

„Ja in Ketten! den Königsrichter von Hermannstadt hat man mitten in der Hauptstadt der Sachsen wie einen gemeinen Verbrecher in Ketten geworfen!“

„Aber um des Himmels willen! was hat er verbrochen, das zu einem solchen Verfahren berechtigte?“

„Ja, in diesem Punkte sind die Lesearten verschieden, wie wir auf der Schule zu sagen pflegten. Einige sagen, er habe Se. Excellenz den Herrn Kommandirenden umbringen wollen.“

„Unsinn!“

„Andere sagen, er habe Herzog der Sachsen werden wollen.“

„Abgeschmackt!“

„Wieder Andere sagen, er habe sich mit dem Rebellen Franz Rakoczi in einen Handel eingelassen.“ —

„Verleumdung!“

„Dann sagen wieder Andere, er habe selbst Fürst von Siebenbürgen werden wollen.“

„Genug! genug der Thorheiten! — Gewisses hat man noch nichts erfahren?“

„Nichts!“

„Weiß man, wohin er gebracht worden ist?“

„Mit Gewißheit weiß man es nicht, aber man vermuthet, daß man ihn nach Fogarasch gebracht habe.“ —

„Oh immer nur Vermuthungen und wieder Vermuthungen! Was gäbe ich, wenn ich nur seinen dermaligen Aufenthalt gewiß wüßte!“

„Oh! wenn Euer Gnaden viel daran gelegen ist, so will ich es bald wissen.“ —

„Wie wollen Sie zu dieser Gewißheit gelangen?“

„Sehr leicht! Ich begebe mich nach Fogarasch und überzeuge mich persönlich von seiner An- oder Nichtanwesenheit.“

„Wollten Sie sich dieser Mühe unterziehn? — Vielleicht könnten Sie Gelegenheit finden ihn zu sprechen — — vielleicht“ — setzte sie mit einem leichten Erröthen hinzu — „einen Brief in seine Hände gelangen lassen?“ —

„Ich will nicht daran verzweifeln.“ —

„Gewiß! Sie werden mein Vertrauen nicht mißbrauchen.“

„Fürchten Sie nichts, Frau Gräfin! Es hat mir zwar bis jetzt noch Niemand ein Vertrauen geschenkt, und ich habe in dieser Hinsicht über mich noch keine Erfahrung machen können. —

Aber ich bin Ihnen zu großer Dankbarkeit verpflichtet, und der Herr Königsrichter hat auch großmüthig an mir gehandelt — zudem ist er jetzt im Unglücke — — — Sie dürfen an meiner Ehrlichkeit nicht zweifeln.“ —

„Gut denn! ich glaube Ihnen. — Wann wollen Sie abreisen?“ —

„Morgen mit Tagesanbruch.“ —

„So will ich alsogleich den Brief schreiben. — Nehmen Sie indessen Platz.“ —

„Mit Ihro Gnaden Erlaubniß will ich mich indessen im Gesindezimmer aufhalten.“ —

Ein leichtes Lächeln schwebte bei diesen Worten des kecken Burschen über das traurige Angesicht der Gräfin, denn sie erinnerten sie an die romantische Liebe des Jünglings zu ihrem Mädchen. Die Gräfin setzte sich hin um zu schreiben, und Junghans war mit einigen Schritten in Ursula's Zimmer, das er mit großer Schlauheit zu finden gewußt hatte.“ —

Ursula war aber nicht allein — ihr Vater war auch zugegen; davon nahm aber unser Mann wenig Notiz und ließ sich durch jenes Gegenwart nicht beirren. —

„Sehn Sie, Jungfer Ursel, wie bald man mit ein wenig Beharrlichkeit zum Ziele kommt?“

„Zu welchem Ziele, Herr Junghans?“

„Nun, das ist doch klar! — zu Ihnen.“ —

„War das ihr Ziel?“

„War es und wird immer bleiben.“

„Darum also sind Sie jeden Abend eine Stunde lang vor dem Hause auf und abgegangen?“

„Oh! die lauten Schläge meines Herzens sagten es mir, daß der Schatten, der über die Fenstervorhänge hinschwebte von Ihrer theuren Person geworfen wurde — ich erkannte ihn an dem schlanken Wuchse — an dem blonden Haar, an den himmelblauen Augen.“ —

„Ah! der Lügner! — Es war gar kein Licht im Zimmer und er will meinen Schatten gesehn haben!“ —

„Nun, weiß ich doch jetzt, daß Sie am Fenster standen und mich gesehn haben.“ —

Erröthend schlug Ursula die Augen nieder, als sie sich so verrathen sah, und den Augen des Jünglings entströmte eine Liebesgluth, welche das Roth auf den Wangen der Jungfrau bis zum Purpur steigerte.

Die Gegenwart des Vaters, der während der Zeit in einem Buche gelesen hatte, fing den beiden Liebenden nachgerade an lästig zu werden, als der Schall eines Glöckleins denselben in das Gemach der Gräfin hinüberrief; und als er wieder zurückkam um den Studiosus zur Gräfin zu führen — seine Abwesenheit hatte nur wenige Minuten gedauert, — da war der Bund der ewigen Liebe und Treue geschlossen, und als Junghans bald darauf aus dem Zimmer der Gräfin heraustrat, mit einem Briefe und einer wohlgefüllten Börse versehn, um das Haus zu verlassen, da stand Ursula im Vorzimmer und reichte dem Abgehenden schweigend zum Abschiede die Rechte, indem sie mit der Linken die Schürze zu den Augen führte um einige Thränenperlen aufzufangen. — Thränen sind der Liebe eben so unentbehrlich als Mondschein. —

Gegen Abend des zweiten Tages sah man auf der Straße

von Hermannstadt her einen Mann in Fogarasch hineinreiten. — Der Reiter war zwar noch jung, wie wir wissen, denn es war Niemand als unser relegirter Student, aber sein Aussehen verrieth nichts weniger als einen kecken unternehmenden Burschen. Pferd und Reiter sahen jämmerlich aus. Jenes war blos ein von einem Zigeuner gemiethetes Pferd, und hatte schon beim Austritte aus dem Stalle das Aussehn eines abgemagerten Karrengauls. Diese zweitägige Reise die es gemacht, hatte nichts dazu beigetragen um es rundleibiger zu machen. Den Kopf zur Erde hängen lassend, so daß der Hals mit der Rückenlinie einen umgekehrten stumpfen Winlel bildete, schritt es langsam, bei jedem Schritte stolpernd einher, mehr durch Hülfe des straff angezogenen Zügels als durch eigene Kräfte dem Sturze entgehend. In einem hohen, mit einem schwarzen Lammfelle nur halbbedeckten Sattel saß der Reiter nachläßig und ermüdet und durch die Unbill eines rauhen und regnerischen Wetters übel zugerichtet.

Bei einem kleinen Häuschen, das fest an der Brücke stand, welche hier über ein Gebirgswasser unmittelbar auf dem Marktplatz führt, angelangt, bedeutete er der Mähre stille zu stehn, wozu sie auch alsogleich bereit war. — Junghans machte sich aus dem Sattel los, stellte sich mit einiger Mühe auf seine steifen Beine und zog dann seinen Klepper am Zügel nach sich in den Hofraum.

Dieses Haus, welches unsern Reisenden aufnahm, war zwar kein eigentliches Einkehrwirthshaus; doch wußte er daß er hier für sich und sein Roß Unterkunft und Erquickung finden würde; darum trat er ohne Umstände ein und fand auch wirklich

was er gewünscht, und dessen sie beide, Reiter und Roß, so sehr bedürftig waren. —

Nach einem langen und gesunden Schlafe und eingenommenem Frühstücke am folgenden Tage fühlte Junghans seine Lebensgeister wieder zu ihrer früherer Schnellkraft zurückkehren; — die Entschlossenheit und der Muth, die während der Ermüdung und den Entbehrungen der Reise so ziemlich zusammengeschrumpft waren, hatten sich eingefunden, und er dachte nun daran unverzüglich an sein Werk zu schreiten. Daß der Königsrichter im Fogarascher Schlosse sei, hatte er schon erfahren. Es war für die ganze Stadt kein Geheimniß. Man hatte den bedeckten Wagen unter starker Militär-Eskorte ankommen gesehen und beim Aussteigen aus dem Wagen in dem Gefangenen Sachs von Harteneck erkannt. Er hatte sich vor Kurzem um die Fogarascher evangelisch-sächsische Gemeine, die zu jener Zeit viel zahlreicher war als heutzutage, sehr verdient gemacht, indem sie durch seine Bemühungen wieder zu einer Kirche und einem Seelsorger gelangt, nachdem sie von den immer zahlreicher werdenden Reformirten aus ihrer alten Kirche gewaltsam verdrängt worden waren. Sachs war somit nicht nur in Fogarasch sehr wohl bekannt, da er der Einweihung der neuen evangelischen oder sächsischen Kirche und der Installirung des Pfarrers persönlich beigewohnt hatte, sondern er war hier auch geliebt. Seine Einkerkerung hatte daher auch in dieser Gemeine eine große und schmerzliche Aufregung hervorgebracht, und allenthalben unterhielten sich die sächsischen Einwohner laut und öffentlich von diesem betrübenden Ereignisse. —

Zu gleicher Zeit erfuhr aber auch Junghans, daß der

Königsrichter in sehr strenger Haft gehalten und Niemanden der Zutritt zu ihm gestattet werde. — „Wie zu dem Gefangenen gelangen?“ dieß war die erste Aufgabe, die er seinem Verstande und Witze zu lösen gab. — „Wir wollen sehn!“ — sagte Junghans bei sich selbst — „vielleicht ist mir der Zufall günstig“ — und begab sich in die Nähe des Schlosses. Er pflanzte sich in einiger Entfernung vor demselben auf und nahm es in Augenschein. — Damit war aber nichts gewonnen; er sah nur den tiefen mit Wasser gefüllten Graben, der das Schloß umgab, und hohe Mauern und Befestigungswerke, welche die innern Gebäude vollkommen deckten, so daß nicht ein Fenster derselben zu sehn war. Endlich, nachdem er so manche Krähe um ihre beiden schwarzen Fittige beneidet hatte, vermittelst deren sie so leicht über Graben und Mauer in das Innere des Schlosses gelangten, verließ er seinen Standpunkt und umkreisete einigemal das Schloß, das mitten in der Stadt auf ebener Fläche liegt und ringsum von einem offenen Platze umgeben ist, der von Häusern von sehr armseliger Bauart gebildet wird. — Aber auch hiemit hatte Junghans noch nichts erreicht; das Schloß bot von jeder Seite denselben Anblick dar, mit Ausnahme der östlichen, wo ein langer und schmaler Damm über den breiten Graben zu dem einzigen Thore des Schlosses führte. Vor dem Eingange zum Damme stand melancholisch eine Schildwache, und am Thore war eine zahlreichere Wache sichtbar. — Nachdem Junghans eine Zeitlang vor dem Damme herumgelungert hatte, sprach er bei sich selbst: „Versuchen wir es!“ und schritt keck auf den Damm los ohne eigentlich zu wissen was er, wenn er angehalten würde, sagen sollte. — Er war noch einige

Schritte von dem Damme entfernt, als die äußerste Schildwache das Gewehr ihm entgegenstreckend ihn andonnerte: „wohin?“ — „Ich habe Geschäfte im Schlosse“ — antwortete der Jüngling keck. — „Passirt“ — erwiderte die Schildwache, zog das Gewehr zurück und ließ Junghans vorbeigehen. —

Während er über den Damm schritt, überlegte er daß es denn doch gefährlich sei Geschäfte im Schlosse vorzuschützen, während er nicht eine Person darin kannte oder auch nur mit Namen zu nennen wußte. — „Ich will es klüger machen!“ — dachte er — „es sind Soldaten von einem deutschen Regimente, die werden gegen einen Deutschen höflich sein.“ — So gelangte er an das Thor, wo ihm ein alter Korporal mit langem Zopfe und einem dreieckigen Hute in der That freundlich entgegentrat. „Wohin wollen Sie, mein Herr!“ wurde Junghans höflich angeredet?“ —

Junghans lüftete seine Pelzmütze und antwortete: „Ich wünsche mir das Innere des Schlosses zu besehen, Herr Korporal! Wenn Sie es gütigst erlauben wollen.“ —

„Wer sind sie?“ —

„Ich bin ein Student aus Hermannstadt und bin zur Erweiterung meiner Kenntniß des Vaterlands auf einer kleinen Vergnügungsreise begriffen.“ —

„Haben Sie einen Paß von Seiner Excellenz dem Herrn Kommandirenden?“ —

„Ach nein! daran habe ich nicht gedacht. — Man pflegt hier zu Lande ohne Paß zu reisen.“ —

„Mein Herr Student“ — entgegnete hierauf der würdige Korporal wohlwollend aber ernsthaft — „jedenfalls würde es

klüger gehandelt sein in dieser Zeit gar nicht zu reisen. — Ich bitte entfernen Sie sich von hier; Sie können nicht Zutritt in das Schloß erhalten." —

Die Sache war abgethan; der Korporal nahm wieder seinen Platz auf einer neben dem Thore angebrachten Bank ein, und der hoffnungsvolle Sohn seiner Mutter nahm etwas gedemüthigt seinen Rückweg über den Damm.

Etwas unvorsichtigerweise wiederholte er dieses Verfahren den zweiten und dritten Tag; er wagte es zwar nicht mehr bis zum Thore vorzudringen, schlich aber den ganzen Tag und Abend um das Schloß herum in der Hoffnung die Frau des Profosen auf irgend einem ihrer Gänge anzutreffen. Auf diese nämlich hatte er seine Hoffnung gesetzt, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß diese Frau des würdigen Profosen eine Sächsin aus Kleinschenk gebürtig sei, welche sich in ihren jungen Jahren entschlossen hatte die väterliche, ländliche Flur zu verlassen und dem Korporal Hintermaier vom Graf Rabutinischen Regimente die beglückende Hand zu reichen und mit ihm des Krieges Glück und Unglück zu theilen. In einer Reihe von Jahren war der Korporal Hintermaier Feldwebel und endlich Profos oder Kerkermeister im Schlosse Fogarasch geworden. Junghans warf einen Blick auf seine schlanke Gestalt, strich sich mit der Hand Kinn und Schnurrbart, dachte: „Mit einer solchen Figur und einem solchen Mundstücke kann man sein Glück versuchen."

Mit solchen süßen Gedanken beschäftigt und auf zierliche und einnehmende Reden sinnend, mit der er das Herz der jungen und schönen Kerkermeisterin, — so hatte ihm nämlich sein Wunsch

und seine Phantasie dieselbe erscheinen lassen — zu erobern dachte, schlich er wie gesagt die zwei folgenden Tage um das Schloß herum, fast beständig die Augen auf den Damm und das Thor des Schlosses gerichtet. Aber weder die Liebliche noch sonst irgend ein weibliches Wesen trat aus dem Schlosse. Am Morgen des nächstfolgenden Tages schien sich irgend ein günstiger Zufall seiner angenommen zu haben, denn kaum war er wieder in der Nähe des Dammes erschienen, als ihn die äußerste Schildwache herbeiwinkte und ihn aufforderte sich bis an das Thor zu bemühen, da Jemand ihn dort zu sprechen wünsche. —

Ah! das war dem Studiosus schon recht — wunderbare Gedanken und Hoffnungen eines nahen Glückes erfüllten seine Seele. — Er hatte zwar die Ersehnte nicht zu Gesicht bekommen, aber konnte sie ihn nicht gesehen haben, — vielleicht durch eine Schießscharte in den Mauern? — Konnte dieß nicht hinlänglich sein? — — — Wie wenig bedarf es um die Phantasie und Eitelkeit eines jungen, hübschen Burschen von zwanzig Jahren zu den lächerlichsten Capriolen zu verleiten? — Genug, unser flotter Studio durchmaß mit leichtem beflügeltem Schritte den Damm und nahte sich mit den freundlichsten Mienen und dem besten Anstande, der ihm zu Gebote stand, der Thorwache. Hier trat ihm abermals der uns schon bekannte Korporal mit dem langen Zopfe entgegen und stellte ihn sogleich einem andern militärisch gekleideten Manne mit noch längerem Zopfe vor. „Dieß, Herr Profos, ist der junge Mann, der das Innere des Schlosses kennen zu lernen wünscht“ —

„Bitte folgen Sie mir, junger Herr!“ sagte der Profos in einem mürrischem Tone und schritt durch das Thor. —

Junghans machte ein etwas verdutztes Gesicht — es schien ihm etwas nicht ganz geheuer zu sein. — Indessen was war zu thun? — er folgte seinem alten Führer. — Dieser schritt ohne ein Wort zu sprechen durch den ersten schmalen Hof, der das innere Gebäude umgibt, in den zweiten Hof, trat in einen schmalen und dunkeln Gang, blieb an einer Thür stehen, zog aus einer der beiden Seitentaschen seines bequemen weiten Oberrockes einen Bund Schlüssel hervor, suchte aus diesem Bunde den passenden aus, öffnete die Thür und ließ Junghansen eintreten ohne ihm zu folgen. Im Gegentheil der Profos blieb draußen stehen, zog die Thür wieder zu, verschloß sie und entfernte sich. —

Nachdem Jeremias Junghans mit einiger Ueberraschung das Vorrücken der Riegel bemerkt und dem immer schwächer werdenden Halle der bekannten Tritte gelauscht hatte; nachdem wieder vollkommne Stille eingetreten war, und er einen musternden Blick in dem Zimmerchen herumgehen gelassen hatte; sagte er: „Hm! das ist ganz anders gekommen, als ich gedacht habe. — Indeß was ist zu thun? — Dieß scheint ein Karcer zu sein! — Was thut's! — bin oft im Gymnasium im Karcer gesessen und immer wieder herausgekommen. — Bekannt! — Sie werden mich auch hier nicht immer behalten.“ — — Und so nahm er, wenn auch nicht wohlgemuth, doch leichten Sinnes den einzigen Stuhl, der im Zimmerchen war, stellte ihn an das vergitterte Fenster, nahm darauf Platz und hatte das Vergnügen in den kleinen runden Hof zu sehen, der von dem innersten Gebäude umgeben wird. —

Da sein Kabinet zu ebener Erde lag, so konnte er ohn-

geachtet das Fenster stark vergittert war, Alles beobachten was im kleinen Hofe vorging. — Der Soldaten gingen Viele hin und her — aber um ihn bekümmerten sie sich nicht. Gegen Abend wurde ein altes Weib im Hofe sichtbar; sie schien in großer Aufregung zu sein; sie ging durch das innere Thor in den ersten Hof, wahrscheinlich bis zum äußern Thor — kam nach einer Weile in noch größerer Aufregung zurück, verschwand in einer Thür des innern Hauses, kam bald wieder, machte den nämlichen Gang, und kam immer wieder und immer heftiger gestikulirend und brummend zurück. Der Abendschatten hatte schon in dem kleinen runden von dem hohen Gebäude eingeschlossenen Hofe sich hingebreitet, als derselben Frau kreischende Stimme sehr vernehmlich in das Kabinet des Studio drang. Er sprang zum Fenster und sah wie das Weib — Niemanden Andern als den ihm nun bekannten Profosen unter dem Arme führend und seine wankenden Schritte unterstützend, dabei heftig zankend über den Hof schritt und in einer der Thüren des innern Hauses mit dem betäubten Manne verschwand. —

Oh! ihr göttlichen Illusionen der rosenfarbenen Jugend! warum seid ihr nicht dauernder als der Silberglanz der hüpfenden Welle, die sich im Mondenstrahle spiegelt? — „Das ist also meine angebetete, junge, schöne Kerkermeisterin? — Dieß der Juwel, den ich zu gewinnen suchte? — — Fünfzig Jahre und etwas drüber! — Freilich, wie es scheint, lebhaften Geistes und beredter Zunge — Du lieber Himmel! wer wird mich nun aus diesem soldatischen Karcer, genannt „Stockhaus“ erlösen? — — So sprach der Jüngling vor sich hin und fühlte sein Herz etwas beklommen. — „Aber“ — fuhr er dannwieder

auf — „auch das kann zum Ziele führen! — Wir machen nur eine Volte! — Sagt's und ist wieder guter Dinge, läßt sich das Abendbrot, das ihm der trunkene Profos bringt, gut schmecken, betet ein andächtiges „Vaterunser“ und legt sich dann, wie nach gut vollbrachtem Tagewerk auf sein Strohbett und schläft ohne zu erwachen bis an den folgenden Morgen.

Es mochte ungefähr neun Uhr sein, als der Profos die Thür seines Zimmers öffnet, nun ganz nüchtern und ernsthaft, und ihm befiehlt ihm zu folgen. —

„Sehr gern, mein Geehrtester!“ — sagt Junghans und schreitet hinter dem auf und nieder schwebenden Zopfe des Profosen einher, nicht ohne Mühe die Lust, die ihn anwandelt den Zopf einmal schnellen zu machen unterdrückend. —

Der Weg führt ihn dießmal über eine Treppe in das erste Stockwerk, und in wenigen Augenblicken steht er vor dem Kommandanten des Schlosses. — Er war ein schöner und mildaussehender deutscher Offizier von etwa vierzig Jahren, der trotz der abscheulichen Uniform der damaligen Zeit nicht verfehlte einen höchst günstigen Eindruck zu machen. —

„Wer sind wir?“ — fuhr ihn der Kommandant mit einer wie es schien erkünstelten Barschheit an. —

„Wir sind“ — —

„Wenn ich sage „Wir“ so meine ich damit wer Ihr seid, junger Mann“ — unterbrach ihn der Kommandant. —

„Das meine ich auch, Herr Kommandant!

Also ich heiße Jeremias Junghans und bin ein Student aus Hermannstadt — oder — um die ganze Wahrheit zu gestehn — ein relegirter Student. —

„So? — das ist mir lieb“ — erwiderte der Kommandant lächelnd — „es ist mir auch einmal etwas ähnliches passirt.“ —

„Und sind doch Kommandant geworden?“ —

„Ja ohne diesen Umstand wäre ich es gewiß nie geworden.“ —

Dieses Schicksal, das Junghans mit dem Kommandanten glücklicherweise gemein hatte, diente jenem bei diesem zur Empfehlung, und in viel milderem Tone fuhr der Kommandant fort: „Was wollen Sie aber hier? warum schleichen Sie seit drei Tagen um dieß Schloß herum? — Dieß mußte unsern Verdacht erregen.“ —

„Die Sache ist ganz einfach“ — entgegnete der kecke Bursche — „Meine Muhme ist hier im Schlosse, ich wollte sie besuchen und ihr ein wenig ums Maul gehn — denn ich will Euer Gnaden schon gestehn, daß ich hoffe sie dereinst zu beerben, da sie kinderlos ist — und da man mich nicht in's Schloß herein lassen wollte, so lauerte ich draußen um sie bei einem Ausgange anzutreffen.“ —

„Ihre Muhme hier im Schlosse? — Es befinden sich wenige Frauenzimmer hier.“ —

„Unter diesen wenigen ist eine meine Muhme, meiner Mutter leibliche Schwester — die Frau des Gefangnenwärters Hintermaier.“ —

„Ah die? — wir wollen sogleich sehn! — Die Hintermaier soll sogleich hieher kommen“ — rief der Kommandant zur Thür hinaus, und diese erschien sogleich mit eilfertigen Schritten. —

„Frau Hintermaier! kennen Sie diesen jungen Menschen?“ — Die gute Frau betrachtete den Studiosus von oben bis unten und von allen Seiten und sagte hierauf kopfschüttelnd — „Ich habe ihn nie gesehn.“ —

„Nun, Herr Student?“ — fragte der Kommandant in strengem Tone. —

Ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen sagte Junghans lächelnd. „Ich glaub' es wohl, daß mich meine Frau Muhme nicht mehr kennt. Als sie mich das Letztemal sah, war ich ein Knabe von drei Jahren. — Ich hätte sie auch nicht wieder erkannt. — „Und nun göttliche Unverschämtheit laß mich nicht in der Patsche sitzen!“ — dachte Junghans bei sich selbst und wendete sich dergestalt zu dem erstaunten Weibe, daß er dem Kammandanten den Rücken kehrte.

„Liebe Frau Muhme!“ redete Junghans in sächsischer Sprache die Frau an: „ich bitte Euch erkennt mich wieder, sonst hält mich der Herr Kommandant für einen Spion und läßt mich vielleicht gar hängen. — Und das werdet Ihr doch von Eurer Schwester Sohn gütigst anwenden wollen!“ —

„Ich, ich“ — unterbrach ihn jene erstaunt —

„Ja, ich bin Eurer geliebten Schwester in Hermannstadt Sohn, der Katharina Junghans Sohn, deren Mann schon lange gestorben ist. — Sie läßt Euch vielmal grüßen und hätte Euch auch gerne geschrieben, — aber Ihr wißt ja, daß sie nicht schreiben kann. — Sie ist jetzt alt und krank und meint bald sterben zu müssen, und wünscht recht sehnlich mit Euch über Mancherlei zu sprechen; und da sie weiß, daß Ihr

nicht nach Hermannstadt kommen könnt, so läßt sie Euch sagen, daß sie nach Fogarasch kommen wolle.“ —

Als sich die gute Frau, die nie eine Schwester gehabt hatte, so angeredet sah, riß sie Augen und Mund auf, und es war sehr vorsichtig von Junghans gewesen, daß er sich so zwischen sie und den Kommandanten gestellt hatte, so daß er weder ihr noch des Jünglings Gesicht recht sehn konnte. —

Die Alte war nicht dumm; — sie merkte bald was der Schelm wollte. Die Andeutung, die er gemacht hatte, daß er für einen Spion angesehen werde, und das Zuwinken mit den Augen, während er jene lange Anrede hielt in der Absicht sie einen für ihn günstigen Entschluß fassen zu lassen, ehe sie durch das verhängnißvolle Wort: „ich habe keine Schwester“ — das ihr beständig auf der Zunge zu schweben schien, ihn dem Verderben preis gäbe, — bewog sie vorderhand dem hübschen Jüngling aus der Schlinge zu helfen, indem sie sich vorbehielt ihn in ein scharfes Examen zu nehmen und falls sie in ihm einen Schurken fände, ihn wieder dem Kommandanten zu übergeben. —

„Ja! ja!“ — unterbrach sie endlich die lange Rede des Studiosus — „jetzt erkenne ich dich! — Ich erkenne die Züge meiner guten Schwester Junghans — das sind ihre Augen — das ist ihr Mund. — Ja Herr Kommandant, das ist meiner Schwester Sohn. — Sehr lange habe ich gewartet, er sollte mich einmal besuchen — und du mein Gott! seit gestern ist er hier im Schlosse, und ich habe es nicht gewußt — der arme Junge!“ —

„Schon gut“ — sagte der Kommandant — „wenn sich die Sache so verhält, so nehmt den Jungen nur mit. — Es war ein Mißverständniß“ sagte er mit einem leichten Kopfnicken zu Junghans und entließ ihn. —

Die Frau ging mit raschen Schritten voran, und Junghans folgte ihr nicht ohne einiges Herzklopfen. Sobald sie in des Weibes Wohnung angelangt waren, wo außer ihnen Niemand war, wandte sich das Weib mit drohender Miene an Junghans. „Nun, mein junger Herr, heraus mit der Sprache! Was soll das bedeuten? — Ich habe ihm den Gefallen gethan und ihn für den Sohn einer Schwester gelten lassen, die ich nie gehabt habe — aber nehme er sich in Acht! wenn Er nicht genügende Auskunft geben kann über sein Treiben — so soll ihm das nichts geholfen haben.“ —

„Liebe Frau! ich will gewiß für Eure Güte mich nicht so undankbar beweisen und Euch mit Lügen abspeisen. — Hört! Ihr seid unser Eine, und werdet mir gewiß in einer Sache behülflich sein, die nichts Böses ist.“ —

Und nun erzählte Junghans der Frau Alles mit ungeschminkter Wahrheit. —

„Also Ihr wollt nichts anders als den Herrn Königsrichter sehen und sprechen?“

„Dieß wünsche ich — zugleich aber für die Dame, die ich Euch genannt habe, dieselbe Gunst erbitten.“ —

„Ist diese Dame auch hier in Fogarasch?“ —

„Nein! — aber sie wird hieher kommen, sobald ich ihr versichern darf, daß Ihr derselben eine Unterredung mit dem Herrn Königsrichter gestatten wollt.“ —

„Habt Ihr keine argen Hintergedanken? — Denkt Ihr nicht vielleicht daran, dem Königsrichter zur Flucht zu verhelfen?“

„Wahrhaftig nicht! Wie wäre es auch möglich, da wir ohne Eure Zustimmung keinen Schritt thun können?“

„Der Herr Königsrichter war gegen uns gemeine Leute stets ein guter, herablassender Herr! — Mein Bruder in Kleinschenk hat mir nur vor einigen Wochen erzählt, daß er ihn, als er auf dem Markte zu Hermannstadt Frucht verkaufte, angeredet habe, daß er ihn um den Preis der Früchte nnd den Ausfall der Erndte und um die Gemeindeangelegenheiten zu Kleinschenk, um den Herrn Pfarrer Mallendorf, und um seine eigne Familie befragt, und mit ihm gesprochen habe, wie mit seines Gleichen.“ —

„Ja das hat der Herr Königsrichter oft gethan. Fast an jedem Markttage erschien er bald auf dem großen, bald auf dem kleinen Ringe und redete mit den Landleuten auf sehr freundliche Weise.“

„Und nun wollen ihm die Ungarn an das Leben, sagt Ihr?“ —

„Man glaubt, daß nur der Kaiser ihn retten könne. — Darum wünscht die Dame, die wie ich von ihrem Stubenmädchen weiß, bei Hofe vornehme Herrn kennt, mit dem Herrn Königsrichter zu sprechen um mit ihm zu bereden was zu thun sei.“

„Das denke ich — wäre nichts Böses.“ —

„Gewiß nicht! — und die Dame ist reich und wird Euch Eure Dienste gewiß reichlich belohnen.“ —

„Nun, ich bin eine arme Frau und werde mich nicht bitten lassen ein kleines Geschenk anzunehmen, wäre es auch

nur um meinem Alten einige kleine Bequemlichkeiten zu verschaffen — aber — weiß Gott — ich thue es nicht deshalben — ich thue es aus gutem Herzen.“ —

Dieses Gespräch wurde durch den Eintritt des Gefangnenwärters unterbrochen. „Das ist meiner Schwester Sohn“ — redete die Frau ihren Eheherrn an. —

„Schwester Sohn? — Habe ich doch seit den dreißig Jahren, daß wir verheurathet sind, nie gehört, daß du eine Schwester habest“ — erwiderte der Mann, allerdings mit dem Ausdrucke der Verwunderung im Gesichte. —

„Aus dem folgt noch nicht daß ich keine Schwester hätte. — Meiner Schwester Sohn hier will mit dem Herrn Königsrichter ein Wörtlein sprechen — führe ihn zu dem Herrn.“ —

„Das kann nicht sein“ — entgegnete mit entschiedenem Tone der Profos. — Es ist mir strengstens verboten worden Jemanden zu ihm zu lassen.“

„Und habe ich nicht schon öfters zu ihm gehen müssen um ihm das Nöthige zu reichen, wenn Du zu lange bei dem Kruge sitzen bliebst? — Mußte ich das nicht auch gestern thun? — Und bin ich Niemand?„ —

„Oh du bist Ich! Das ist etwas anders.“ —

„Nun wenn ich Du bin, so kann ich auch diesen Sohn meiner Schwester zu dem Gefangenen führen.“ —

Der ganze Widerstand des Mannes war durch die ungelegentliche Erinnerung an den Krug bereits gebrochen, — ein Widerstand, den er überhaupt gegen seine willenskräftige dabei aber auch verständige Hausfrau ohnehin nie lange fortzusetzen pflegte, und er machte folgende Einwürfe nur noch aus dem

Grunde, um seine Unterwerfung nicht so schmachvoll in den Augen des Sohnes von seiner Frau Schwester erscheinen zu lassen. —

„Weib! du bringst mich noch um den Dienst!" —

„Vermag das der Krug nicht, wie sollte ich es zu bewirken im Stande sein?"

„Es ist aber sehr streng verboten, Jemanden zu dem Gefangenen zu lassen." —

„Es ist ja kein Militär, Mann! Mit den Herrn, wie der Herr Königsrichter ist, nimmt man so etwas nicht so genau. — Kurz! ich nehme die Verantwortung auf mich!" —

„Wenn das ist — so sei es! — Ich schiebe die ganze Schuld auf dich, Weib, wenn es zur Sprache kommt. — Also, junger Herr! kommt, wenn es beliebt." —

„Nein! Nein! Du sollst ihn nicht hinführen; — ich will es schon selbst thun" — und mit diesen Worten nahm sie den Bund Schlüssel, der auf einem Tische lag, gab Junghans einen Wink und schritt von diesem gefolgt zur Thür hinaus. —

Im Abendzwielicht des fünften Tages nach dem oben Erzählten schreitet Junghans in Begleitung einer dem Anscheine nach bejahrten Frau, denn sie stützt sich mit dem rechten Arm auf den linken des Studiosus nnd mit dem linken auf einen Stab, und ihre Schritte wanken, abermals über den Damm dem Thore des Fogarascher Schlosses entgegen. — Die Matrone ist in die sächsische Tracht der damaligen Zeit gekleidet. Sie trägt ein enganschließendes, bis in die Gegend der Knie reichendes, mit schönem Zobel verbrämtes Oberkleid von grüner Farbe, unter demselben fällt in weiten Falten ein blauer Rock

von schwerem großgeblümtem Seidenstoffe bis auf die Knöchel herab, vorn jedoch durch eine schwarzseidene mit Spitzen besetzte Schürze bedeckt. Das Haupt wird von einer schwarzen gleichfalls mit Pelz verbrämten festanliegenden Kappe bedeckt. Von dem Hauptthaare werden nur kleine Theile sichtbar und dieses ist grau. Um den Hals ist ein weißes verhüllendes Tuch zu sehn, und die Füße stehen in hohen gestickten Stöckelschuhen, die einen großen Theil des feinen weißen Strumpfes sehn lassen. —

Junghans schreitet ohne Zagen auf die am Thore befindliche Wache zu und bittet den Korporal einen Mann in das Schloß hinein zu senden um seiner Frau Muhme seine und der Frau Muhme Schwester Ankunft anzuzeigen. —

Der Korporal, der unsern Studiosus nun kennt, willfahrt ihm, und nach wenigen Minuten erscheint die Ehefrau des Profosen vor dem Thore, umarmt mit Schreien, Weinen, Liebkosungen und Schelten über der Schwester langes Verweilen die Begleiterin des Studenten, und führt sie hierauf ohne angehalten zu werden in ihre Wohnung im Innern des Schlosses. Junghans folgt schweigend den Beiden. —

Die ewigen Himmelslichter flammten freundlich durch die dunkle Nacht herab; in dem Schlosse waren alle irdischen Lichter bis auf drei erloschen; nur drei Fenster waren noch um die Mitternachtstunde erhellt. Das eine war das Fenster des Kommandanten, das andere das des Profosen, wo Gräfin Ida, Junghans, und das Hintermaiersche Ehepaar um einen Herd herumsaßen — die Gräfin schweigend in banger Erwartung eines wichtigen und ergreifenden Augenblicks; des Profosen Eheweib in ärgerlicher Ungeduld oft ihren Platz verlassend und an

das Fenster tretend um zu sehen, ob das Licht in des Kommandanten Zimmer nicht endlich einmal erlösche; der Profos und Junghans im eifrigen Gespräche über die Kurutzen begriffen, von Zeit zu Zeit ihre Lebensgeister durch einen Trunk aus einem dickbauchigen Kruge erfrischend. Hinter dem dritten erleuchteten Fenster ward bisweilen ein dunkler Schatten sichtbar, von einem Manne herrührend, den heftige Unruhe des Geistes oder auch vielleicht bittere Gewissensqualen im Zimmer auf und ab trieben. Es war Hartenecks Zimmer. —

„Endlich!“ — ließ sich die wackere Frau des Kerkermeisters nach einem zum hundertstenmale zum Fenster hinausgeworfenen Blicke vernehmen. — „Endlich hat der Herr Kommandant sein Licht ausgelöscht! Ich bitte Sie, folgen Sie mir nun, gnädige Frau! Es ist keine Zeit zu verlieren.“ —

Die Gräfin erhob sich zitternd und folgte ihrer Führerin mit wankenden Schritten. Sie traten durch einen Gang in den innern runden Hof, schlichen sich im dunkeln Schatten des Gebäudes hin und traten in einen Gang hart am Thore, durch das man von dem äußern Hofe in den innern gelangt. — Sie stiegen eine kurze Treppe hinauf, wandten sich links und hatten abermals links eine Thür, vor der die Alte stehen blieb, dieselbe mit dem Schlüssel so leise als möglich öffnete und die Gräfin eintreten ließ, während sie selbst, um das Gespräch nicht durch ihre Gegenwart zu stören, außen vor der Thür stehen blieb. — Das Gemach, in welches die Gräfin eintrat, war sehr klein und hatte nur die nothwendigste Einrichtung. — Sachs von Harteneck stand vor ihr mit hoher ruhiger Würde; es schien sogar jede Spur von Leidenschaftlichkeit aus seinem schönen,

männlichen Gesichte verschwunden zu sein. Die gesunde, frische Gesichtsfarbe war zwar einer Blässe gewichen, aber seine Augen glühten noch in einem dunkeln Feuer. Die Gräfin konnte vor Weinen und Schluchzen keine Worte finden; Sachs aber reichte ihr mit einem sanften Lächeln die Rechte und sagte mit weicher Stimme:

„Mein Herz ist ein treuer Dolmetsch Ihrer großmüthigen Empfindungen: es sagt mir, daß Sie mich auch im Unglücke nicht verlassen haben. „Alle Welt mag uns fliehn und den Rücken wenden — treue Liebe verläßt uns nimmer!“ —

„Konnten Sie jemals daran zweifeln, Harteneck?“

„Nie habe ich daran gezweifelt — aber wohl fürchtete ich Sie würden den Weg zu mir verrammelt finden. — Die Bösewichter! — oder vielmehr Er! Er! der Urheber meines Unglücks! der Verwirrer des Vaterlandes! der Verräther an dem Allergnädigsten Kaiser! — Er! Graf Bethlen! Er, der mich hieher gebracht und zum Schaffote führen wird, er hat mich heimlich durch Militärgewalt, in der Mitte freier Bürger aufheben lassen; er hat mich — die offene Landstraße fürchtend, durch unwegsame Wälder und Thäler, über Berge und Haiden hieher schleppen lassen, damit sich das edle Volk nicht zu meiner Befreiung erhebe; er hat mich mit Mauern und Wachen umgeben, durch die kein Freund dringen kann; er hat mich mit Riegeln von der ganzen Welt abgeschlossen. — Seit zehn Tagen bin ich in den engen Raum dieses Zimmers gebannt, und sehe mich einer Behandlung preis gegeben, wie sie nur die gemeinsten Verbrecher erfahren! — Keine Seele ließen Sie zu mir, damit meine Klagen nicht durch diese Mauern zu den

Ohren der staunenden Welt dringen! — Gestern erst erfuhr ich wessen man mich beschuldigt. — Sie hatten zwei ihrer Helfershelfer zu mir geschickt und ließen mir ihre so genannten Literas evocatorias verlesen; sie klagen mich des Hochverraths an auf Leben und Tod und verweigern mir einen Rechtsanwalt, verweigern mir sogar Feder, Dinte und Papier, damit ich nicht nur schutzlos, sondern auch wehrlos ihrer verruchten Bosheit und Rachsucht zum Opfer falle!"

„Ach! Harteneck! mein Herz ist voll banger Ahnungen! — Ich fürchte, es wird einen blutigen Ausgang nehmen."

„Ja gewiß einen blutigen, wenn diese Menschen, welche meine Verfolger und Ankläger sind, auch meine Richter sein werden. — Dann ist mein Urtheil schon unterschrieben! — sie haben es schon vor zwei Jahren unterschrieben." —

„Gibt es keine Rettung, keine Hülfe mehr?"

„Ja noch gibt es ein Mittel der Bosheit meiner Feinde zu entfliehn! — die Zuflucht zu dem Allergnädigsten Kaiser — unserm guten Kaiser Leopold! —

„Wollen Sie sich auf ihn berufen?"

„Das habe ich bereits gethan und werde es wieder und immer thun; — aber diese Berufung wird nichts helfen. Bethlen weiß wohl, daß ich unschuldig bin aller der Schändlichkeiten, deren er und nur er allein mich anklagt; er sieht wohl ein, daß ich mich rechtfertigen werde vor einem unpartheiischen Richter, daß ich in dem Kaiser Leopold einen unpartheiischen und milden Richter finden werde — er weiß übrigens, daß ich ihn verderben kann, wenn ich reden will, und daß ich reden werde, wenn ich ein anderes als sein und seiner Freunde

Ohr offen finde — darum wird er diese Berufung nicht gelten lassen — sie werden mich richten, verurtheilen und tödten, ehe Seiner Majestät Anklage, Verfahren und Urtheil unterbreitet worden ist. — Deßhalb Gräfin — verzeihn Sie mir, daß ich Ihre Ruhe gestört habe" — —

„Ach! Harteneck! sprechen Sie nicht so. — Mein Leben bin ich bereit hinzugeben, wenn ich Sie dadurch retten kann." —

„Ich danke Ihnen, Gräfin! Deshalb habe ich Sie so dringend gebeten alles aufzubieten um in meinen Kerker zu dringen. — Durch Vermittelung des Studenten, den Sie mir als einen Boten der Liebe zugesandt haben, habe ich die nöthigen Schreibmaterialien erhalten — ich habe an Seine Majestät eine unterthänigste Bitte aufgesetzt; ich habe an die Grafen Strattmann und Werdenburg geschrieben und diese hohen Herrn gebeten sich für mich bei dem Kardinal Kollonitsch zu verwenden. — Ich verlange keine andere Gnade als daß mich Seine Majestät selbst zu hören geruhe, daß man mich nach Wien kommen lasse, daß man mich dort vor ein unpartheiisches Gericht stelle — nicht vor Ungarn — von diesen habe ich keine Gerechtigkeit zu erwarten — vor deutsche Richter. — Diese Briefe so eiligst und sicher als möglich an den Ort ihrer Bestimmung gelangen zu lassen, bitte ich Sie, gnädige Frau! Mit denselben lege ich mein Leben in Ihre Hände. — Ich habe Niemanden als Sie, an den ich mich wenden könnte." —

„Ich will selbst nach Wien eilen! — Mir stehen die Thüren der Minister zu jeder Zeit offen."

„Ich danke Ihnen, Gräfin! für diese bereitwillige Aufopferungen! — aber es ist erstens nicht nöthig, daß Sie selbst

nach Wien gehen — dann würden Sie auch die Reise nicht schnell genug zurücklegen können und überdieß die größte Gefahr laufen in die Hände irgend einer Rebellenhorde zu gerathen, die jetzt alle Wege bis an die Grenzen Oesterreichs unsicher machen. — Alles was ich von Ihnen erbitte ist, daß Sie diese Briefe mit einem sichern und schnellen Boten nach Wien befördern und demselben einen Empfehlungsbrief an ihren Oheim mitgeben, damit er dem Boten sogleich Audienz bei den Herrn Ministern bewirke. —

„Ich denke der sicherste und dienstfertigste Bote wird der junge Mensch sein — Junghans nennt er sich — meine ich.“

„Ich habe auch an ihn gedacht — er scheint dienstbeflissen, zuverläßig und verschmitzt zu sein.“ —

Wir wollen das Gespräch, das nun eine andere Wendung nahm, nicht fortsetzen. Die Gräfin nahm von Harteneck bald Abschied, brachte die Nacht in der Wohnung des Profosen zu und verließ am andern Morgen in der Begleitung Junghansens und ihrer ältern Freundin, welche die Nacht in einem Privathause zugebracht hatte, Fogarasch um nach Hermannstadt zurückzukehren. — Am dritten Tag darauf trat Jeremias Junghans die beschwerde- und gefahrvolle Reise an. Er hatte dießmal ein stattliches Aussehn. Er ritt einen starken, jungen und wohlgenährten Walachen; über seinem Sattel war eine herrliche Schabracke aus einem Tigerfell, ein Geschenk der Gräfin, ausgebreitet; sein Haupt zierte der stolze Kalpak; ein reich und schön verbrämtes Mente hing flott über der linken Schulter; ein langer ungarischer Säbel von seinem Seidengürtel herabhängend schlug die Lenden des Thieres; die mit Silber beschla-

genen Schäffte zweier ungeheurer Pistolen bogen sich über dem Halse des Rosses gegen einander; die Tschismen waren mit goldenen Franzen und mit sechs Zoll langen gelben Sporn besetzt; an dem hintern Knopfe des Sattels war ein geräumiger und wohlgefüllter Mantelsack und ein weiter Mantel von grobem weißen Tuche angeschnallt. Die Zierde des Reiters schien aber ein ungeheurer lederner Tabacksbeutel, mit rothem und grünem Leder ausgenäht zu sein, der auf der rechten Seite von dem Gürtel herabhing. — So ausgerüstet trabte der verunglückte Studiosus auf der Straße nach Reußdörfel dahin, bald ein munteres Liedchen pfeifend, bald wieder einen ungeheuren Seufzer zum Himmel sendend, als einzelne verspätete Nachzügler der Tausende, die er während des herzzerreißenden Abschieds von seiner geliebten Ursula freigebig verschwendet hatte.

Wir lassen den wackern Burschen unter dem Beistande des Höchsten seines Weges ziehn und kehren in die sichern Mauern von Hermannstadt zurück. —

19.

Obgleich in Hermannstadt in Beziehung auf Sachs von Harteneck's endliches Schicksal einerseits viel Thätigkeit herrschte, die von Neid, Haß und Rachsucht angespornt wurde, andererseits manches Gemüth in Furcht und Besorgniß, oder in Kummer und Gram versetzt worden war; so wurde doch von allem diesem die Oberfläche des Lebens nicht berührt, und keine äußere Erscheinung gab Kunde von der tiefen Gährung, in der sich

Hohe und Niedere befanden. Das Gubernium hielt geheimnißvolle Sitzungen, und nachdem es, wie wir schon erwähnt, dem Gefangenen durch seinen Fiscaldirector Gálfalvi von Süketfalva die Vorladung vor dem damals in Hermannstadt versammelten Landtage, der sich zu dem Ende in einen Gerichtshof konstituiren werde, zu erscheinen, um demselben Rede zu stehn wegen der in der Vorladungsurkunde bezeichneten, ihm angeschuldigten Vergehen, hatte zustellen lassen; schickte es nach allen Gegenden des Sachsenlandes Commissarien aus um Zeugen gegen Sachs von Harteneck aufzurufen, und deren Aussagen zu vernehmen. — Auf diese Weise wurden in Hermannstadt, Kronstadt, Mediasch, Schäßburg und andern Orten solche Zeugenverhöre aufgenommen, theils um die gegen Sachs erhobenen und schon angedeuteten Anklagen zu begründen, theils um jede andre Anklage gegen ihn aufzunehmen. — Der Magistrat von Hermannstadt und die Nation, an deren Spitze jetzt stellvertretend der Provinzialbürgermeister Petrus Weber von Hermannsburg stand, verhielten sich leidend und blieben unthätig. Der Kommandirende, Graf Rabutin, war düster und verschlossenen Gemüthes; sein Hausfrieden schien gestört zu sein, und seine Gemalin kränkelte und verließ weder ihr Zimmer, noch nahm sie Besuche an. — Elisabeth, die Gattin Hartenecks, von Sorgen und Furcht geängstigt, war auch für Niemanden als Kindern sichtbar, mit dem sie häufige Unterredungen hatte; Kinder selbst hatte ein melancholisches, träumerisches Wesen angenommen, welche Veränderung in seinem Wesen Jedem seiner Bekannten auffiel, aber auch von Allen der Theilnahme an des Königsrichters Schicksal zugeschrieben wurde. — Die Gräfin Ida harrte in

bangem Kummer des nach Wien entsendeten Boten; Sabine, die Tochter des Bürgermeisters und Kinders Verlobte verharrte in ihrer beängstigenden Stimmung und war nicht zu bewegen Kindern auch nur ein einzigesmal zu sehn oder zu sprechen — ihre fast ausschließliche Gesellschafterin war Dorothe, des Gärtners Lorenz Tochter, deren Vernunft immer mehr getrübt wurde, und die auf die trauernde, liebende Sabine einen höchst nachtheiligen Einfluß gewonnen hatte. Am Tage nach der Verhaftung Hartenecks war sie es, welche ihr die erste Kunde von diesem Ereignisse brachte. Mit unheimlichen von einer wilden Freude verzerrten Zügen stürzte sie in Sabinens Zimmer und rief mit triumphirender Stimme und in die Hände klatschend: „Jetzt kommt es! jetzt kommt es! — Oh, ich wußte es gewiß, daß es kommen werde!“ —

„Was, liebe Dorothe ist denn gekommen? was hat kommen sollen?“ — fragte die staunende Sabine. —

Dorothe kicherte und erwiderte mit geheimnißvoller Miene: „Es ist noch nicht an das Licht der Sonne gekommen, und ich darf auch den Schleier davon nicht abziehn, denn — denn — mein eigner Vater“ — — und ihre Mienen und ihre Stimme nahmen den Ausdruck eines unaussprechlichen Schmerzes an — „aber“ — fuhr sie dann wieder mit freudestrahlenden Augen fort — „was kommen muß, kommt doch — und dann werde ich meinen Bräutigam sehn, mit ihm sprechen!“ —

„Liebe Dorothe! Du bist wieder irre“ — sagte in mildem, mitleidsvollem Tone Sabine — „Du weißt ja, daß Hans Adam“ — —

„Hu! sprich seinen Namen nicht aus“ — unterbrach sie

mit allen Zeichen der Furcht Dorothe und deckte mit ihrer Hand den Mund Sabinens um sie am Reden zu hindern — „sprich seinen Namen nicht aus! — Es könnte es Jemand hören und mich dann fragen, was ich von ihm wüßte, und dann müßte ich es sagen — und darf es doch nicht sagen — ach! das drückt mir das Herz ab!" — —

„So laß uns von etwas Anderm sprechen! Keine Klage und Trauer weckt die Todten auf — und du weißt ja." — —

„Daß er todt ist" — unterbrach sie Dorothe mit geheimnißvollem Flüstern — „Ja, das weiß ich — und ich weiß auch, daß er mich niemals zum Altare führen wird — aber, Sabine" — fuhr sie immer leiser und leiser flüsternd fort — „Ich weiß wo er ist; — er ist auch nicht so todt wie Andere todt sind, denn er ist aus seinem Grabe herausgegangen; — er liegt tief auf dem Grunde des Altflußes und die kalten Fluthen strömen über ihn und verwirren seine schönen blonden Locken. — Wenn aber die Sterne am Himmel schimmern, und der Mondenstrahl die Wogen versilbert, und niemandes Auge auf der weiten Flur mehr wacht, dann verläßt er sein kaltes Bette und kommt auf die Oberfläche des Wassers um sich im Mondenstrahle zu wärmen — und — dann kann ich ihn sehn — denn mein Auge schließt sich niemals in der Nacht — und kann mit ihm sprechen. — Ich will ihn dann an das Ufer locken und ihm die verwirrten Locken ordnen, und will ihm einen Mantel geben, daß es ihn in seinem nassen Bette nicht so friert. — Oh! das wird herrlich sein! — Nur eins ängstigt mich" — und ihre Stimme hauchte wieder tiefe Trauer aus —

„er kann nicht still und ruhig stehn — jede kleine Welle hebt ihn und läßt ihn wieder sinken — du mußt mir helfen, Sabine, ihn ruhig stehn zu machen. — Es ist so schauerlich, ihn immer so auf und nieder schwanken zu sehn. —

„Ich soll dir helfen? — Dorothe! komme zu dir selbst!“

„Ja du, Sabinchen! Du bist gar gut und nicht so stolz wie die Andern. — Du wirst ihn an der Linken fassen, während ich seine Rechte halte, und so wird er schon stille stehn müssen. — Aber jetzt ist der Tag noch nicht gekommen; bald wird er aber erscheinen — und dann wollen wir gehn! — Erst muß der alte Mann meiner nicht mehr bedürfen — und das wird nicht mehr lange dauern. — Es kömmt schon!“ — So phantasirte sie eine Weile fort, entfernte sich dann plötzlich um am folgenden Tage wieder zu erscheinen und Sabinen von ihrem vorhabenden Besuche bei ihrem Bräutigam vorzuplaudern. —

So verfloß die erste Hälfte des traurigen Novembers, ohne daß in Hartenecks Lage eine Aenderung eingetreten wäre. — Er wurde noch immer auf dem Fogarascher Schlosse in strenger Haft gehalten; Niemand durfte ihn besuchen, mit Niemandem durfte er auch nur in schriftlichen Verkehr treten. Man versagte ihm die gewöhnlichsten Bequemlichkeiten, man versagte ihm sogar weiße Leib- und Bettwäsche. Es war offenbar: seine unversöhnlichen Feinde wollten durch eine solche unwürdige und durch keine Nothwendigkeit gebotene Behandlung den stolzen Geist des gefürchteten Mannes demüthigen, brechen, mürbe machen, ehe sie es wagten denselben vor ein öffentliches Gericht zu stellen, obgleich dieses Gericht in diesem Falle nur eine Komödie sein sollte. Sachs erkannte aus diesem rücksichts-

losen Verfahren seiner Feinde die blutigen Absichten derselben, und erwartete mit düsterer Beklommenheit die Entscheidung seines Schicksals, die, er verhehlte es sich keineswegs, blutig sein werde, wenn nicht ein gnadenvoller Spruch des Kaisers der verderblichen Thätigkeit seiner Feinde Einhalt thun würde. — Um diese Zeit machte ein Mann, den wir schon kennen gelernt haben, einen Gang, der das Schicksal Sachs von Harteneck's zu einer schnellen Entschneidung brachte. — Dieser Mann war der Pfarrer Grau aus Reussen.

Wir haben diesen Ehrenmann kennen gelernt bei Gelegenheit der Hinrichtung Mihaly's in Reussen, und sind nun in dem Laufe unserer Erzählung dahin gekommen, wo uns die Nothwendigkeit auferlegt wird die schon gemachte Bekanntschaft zu erneuern. Wir dürfen uns aber nicht nach Reussen bemühn, denn wir würden ihn hier weder unter einem Dache noch unter freiem Himmel finden; wir gehen in Hermannstadt auf den so genannten Friedhof, lassen die alte gothische evangelische Pfarrkirche mit ihren Spitzdächern und ihrem schönen Thurme zur Rechten, und das lichtscheue Schulgebäude mit kleinen Fenstern und vielen kleinen Löchern, die man hier Schulzimmer nennt, zur Linken liegen (für Fremdlinge muß ich bemerken, daß das jetzt auf diesem Platze stehende stattliche helle und geräumige Schulgebäude neueren Ursprungs ist.) — Nun gut, wir gehen bei diesen Gebäuden vorbei, und schreiten auf das uns entgegenstehende durchsichtige Gebäude los. — Es ist dieß das Kapitelshaus. Wir treten durch den östlichen Eingang in den kleinen Hof, lassen die in die höhern Stockwerke hinaufführende

Treppe unbenützt und öffnen eine nah an der Treppe sich befindende schmale und niedere aber feste Thür. Wir befinden uns nun in dem sogenannten „Koscherloch“ — ein kleines niederes Gemach ohne Fenster, welches eigentlich in jenen Zeiten, als der Geistlichkeit eine ungeschmälerte Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen zustand, dazu bestimmt war widerspenstige Eheleute aufzunehmen und ihnen Muße und Gelegenheit zu geben, Vernunft anzunehmen, das heißt, sich dem Ausspruche des Hochehrwürdigen Kapitels zu fügen. — Auch jetzt finden wir dasselbe bewohnt, doch nicht von einem Ehestandsleidenträger, sondern von dem erwähnten Pfarrer Grau von Reussen. —

Der wohlehrwürdige Herr schien nicht hier eingetreten zu sein der angenehmen Kühle wegen, die hier allerdings in den heißen Sommermonaten herrscht, denn es war jetzt ein kalter Novembertag; auch schien er nicht eingetreten zu sein um antiquarische oder architektonische Nachforschungen zu machen, denn er saß unthätig, mit mürrischen und langweiligen Mienen auf einem hölzernen Stuhle an einem hölzernen kleinen Tische, auf dem ein Krug stand und eine Bibel lag, in der er aber lange nicht gelesen zu haben schien, da sie von dickem Staube bedeckt war, was bei dem Kruge nicht der Fall war. — Ja, wenn man den Umstand nicht außer Acht ließ, daß die Thür von außen wohl versperrt und ihm also nicht gestattet war nach Belieben seinen Aufenthaltsort zu verlassen; so kam man auf den Gedanken, daß der Herr Pfarrer sich unfreiwillig hier aufhielt — kurz in Arrest sei. — Und so war es auch. —

Ich erinnere mich nicht, ob ich früher das Verbrechen bezeichnet habe, welches so zu sagen der Schlußstein des verbreche-

rischen Lebens des Mihaly und die nächste Veranlassung war ihn an dem Halse an den Galgen zu hängen, bis er todt war. — Dieses Verbrechen war der Diebstahl von sechs sehr schönen grauen Pferden, welche Mihaly dem Stalle eines ungarischen Edelmanns ohne dessen Einwilligung zu entführen gewußt hatte. — Von diesen gestohlenen Grauen, sie mochten sehr schön und wohlfeil gewesen sein, kaufte der Pfarrer Grau einige Stücke — wir sind überzeugt, daß der wohlehrwürdige Herr nicht im entferntesten daran dachte, daß Mihaly nicht auf ehrliche Weise in den Besitz der schönen Grauen gekommen sein dürfte — was um so ungezwungener angenommen werden kann, da berüchtigter Mihaly einen bedeutenden Handel mit Pferden und Vieh trieb — obgleich — ich kann es nicht ohne Schamröthe niederschreiben — andererseits ein gleich zu erzählender Umstand diese gänzliche Unwissenheit des Pfarrers wieder einigermaßen verdächtig machte. Der seiner Grauen beraubte Edelmann bekömmt, nachdem Mihaly bereits obenbemeldetermaßen das Zeitliche gesegnet hatte, Wind von des Pfarrers schönen Grauen und denkt bei sich: „es ist möglich daß der Herr Grau Liebhaber von Grauen ist, und meine gestohlenen Grauen angekauft hat.“ Denkt's und begibt sich flugs nach Reussen auf den Pfarrhof und geht den Pfarrer mit der Bitte an ihm seine Grauen vorführen zu lassen, da er auch ein Liebhaber von Grauschimmeln, besonders aber seiner eignen sei. — Der Pfarrer läßt sich die Dummheit beigehn Schwierigkeit zu machen. — Desto zudringlicher wird der Edelmann, und der Pfarrer muß endlich dem gerechten Verlangen des Edelmanns nachgeben, der auf den ersten Blick in den Grauen des Herrn

Grau seine eigenen Grauschimmel erkennt. Der Pfarrer weigert sich die Pferde herauszugeben, und, wie es sich von selbst versteht, der Edelmann reklamirt sein Eigenthum gerichtlich. — So geräth der Herr Pfarrer Grau von Reussen in einen schmutzigen Prozeß und wird auf Befehl des Königsrichters Sachs in das Koscherloch gesperrt. — So kam der Herr Pfarrer Grau in diesen höchst unanständigen Aufenthalt. Dieß geschah natürlich noch vor Harteneck's Verhaftung. —

Nun war zwar schon ein Monat seit des Königsrichters Verhaftung verflossen, und noch saß Grau immer fest, wahrscheinlich in Folge von der Beschränktheit seiner Richter, welche sich von seiner Unschuld noch nicht überzeugen konnten. In dieser Noth kam dem Pfarrer seine alte Mutter zu Hülfe. Sie ließ sich eines Tages von dem Capitels-Cursor die Thür zu der derzeitigen Wohnung ihres Sohnes öffnen und trat mit kluger Miene ein, nahm auf dem zweiten sich im „Loche" befindlichen Stuhle Platz, hustete, räusperte sich und begann dann im feierlichen Tone: Mein Herr Sohn! Ihr sitzt nun seit sechs Wochen in diesem dunkeln, für einen Pfarrer wenig anständigen Loche." —

„Und?" —

„Und werdet noch lange hier sitzen, wenn Ihr so lange hier sitzen wollt bis Euch die Herrn frei lassen. Ich habe heute mit dem Bürgermeister von Eurer Angelegenheit gesprochen — aber wenig Tröstliches vernehmen müssen. —

„Ich dachte nur Sachs sei an dieser harten Behandlung Schuld, die man mir widerfahren läßt, und hoffte seit seiner Verhaftung jeden Tag die Freiheit zu erhalten, aber" — —

„Immer vergebens! — Hofft nichts von diesen hoffärtigen Herrn! Es ist Einer wie der Andere.“ —

„Das Capitel wird sich denke ich meiner annehmen.“ —

„Thörichte Hoffnung! Die sind noch schlimmer. — Ich war auch beim Stadtpfarrer. — Man sollte denken, der alte Mann müßte durch das Unglück, das seinen Sohn betroffen hat, ganz weich und mürbe sein — aber nein! er ist noch immer so barsch und hart wie früher. — Er will nichts von Euch wissen; — er sagt, daß Ihr Euch des krausen Rockes unwürdig gemacht habt — und sagt, er könne auch nichts thun für Euch, wenn er auch wollte, bis Eure Sache nicht gerichtlich entschieden sei, welche Entscheidung, wie die Sachen jetzt stehn, dem weltlichen Gerichte obliege.“ —

„Dann steht es freilich schlimm mit mir.“ —

„Ganz und gar nicht, Herr Sohn! Ich weiß Rath — befolgt ihn und ihr werdet bald wieder auf Euerem Pfarrhofe in aller Behaglichkeit Euer Gläschen trinken können.“ —

„Nun?“

„Entdeckt Alles dem Kommandirenden.“

„Was? den Handel da mit den unglücksel'gen Grauschimmeln?“

„Ach nein, Herr Sohn! Die Geschichte, die Euch Mihaly erzählt hat.“ —

„Nein, Mutter! Nein! Das wäre schlecht. — Die Geschichte ist schon längst vorüber, und die Aufdeckung derselben kann für Niemanden von Nutzen mehr sein.“ —

„Sie kann Euch aber aus diesem abscheulichen Loche helfen; — sie kann Euch vielleicht großen Nutzen bringen.“

„Nein! Nein! er ist jetzt im Unglücke! Ich schäme mich dem schon im Schlamme Sinkenden einen Fußtritt zu geben, der ihn unrettbar verderben müßte.“

„Oh! Ihr habt Ursache so zärtliche Gesinnungen gegen ihn zu hegen! — Hat er Euch, wie er in Reussen versprach, zu einer bessern Pfarre verholfen? He? — Sitzt ihr nicht noch immer in Reussen, dem Loche, das nicht viel besser ist als dieß? He?“

„Ich wollt' ich säße dort.“ —

„Sagt, sitzt Ihr nicht noch immer dort?“

„Es hat sich bisher noch keine Gelegenheit dargeboten, mich zu befördern.“ —

„Und wird sich auch niemals darbieten, wenn Ihr auf seine Gönnerschaft rechnet.“ —

„So sterbe ich in Reussen.“ —

„Ja, oder sonst irgendwo in Mangel und Verachtung. — Kann Euch diese Geschichte nicht um den krausen Rock bringen? — Und dann?“ —

„So weit wird es nicht kommen.“ —

„Wird nicht kommen! — Ihr sprecht wie ein Kind, Herr Sohn! Mit einer solchen leeren Hoffnung begnügt sich kein Mann. Handelt so lange es Zeit ist, so damit es ganz gewiß nicht dazu kommen könne.“ —

„Alles was in meinen Kräften steht diese Schmach und dieses Unglück abzuwenden, will ich thun — doch zu einer solchen niederträchtigen Angeberei kann ich mich nicht entschließen. Mag daraus entstehn was da will!“

„Nun gut!“ — erwiderte die würdige Mutter des Pfar-

ters mit Heftigkeit und rasch nach der Thüre schreitend — „So werde ich thun, was ich als Mutter thun muß, und als Weib, die keine Bedenklichkeiten haben kann, thun darf. — Die Triebfeder meiner Handlung ist nicht Haß und Rache, sondern Sorge um dein Wohl und Abwälzung der Schmach von mir und dir. — Ich will mich nicht mehr Morgens, wenn ich den Kopf zum Fenster hinausstecke, um den Laden anzuhängen, von meiner Nachbarin, der boshaften Kürschnerin mit der Frage begrüßt hören: „Frau Nachbarin, ist Euer Herr Sohn, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer von Reussen noch immer im Koscherloch? — Ich werde thun, was ich nicht lassen kann.“ —

Mit diesen Worten war sie durch die enge Thür geschritten, kehrte aber, ehe sie diese zuschlug, noch einmal zurück. Ich kenne die Geschichte nur sehr ungenau; weiß aber genug, um die Neugierde Seiner Excellenz, des Herrn Kommandirenden, rege zu machen. — Zu ihm eile ich jetzt hin. — Ja gerade zu Seiner Excellenz! — Wir wollen sehn, ob Ihr, Herr Sohn, in Euerem Schweigen verharren werdet, wenn Seine Excellenz Euch bitten wird gewisse Dinge umständlicher zu erzählen. —

Sprachs und eilte gerade in die Wohnung Sr. Excellenz, den Pfarrer von Reussen in seiner Einsamkeit zurücklassend. —

Nach einer Stunde ungefähr thut der Pfarrer jenen Gang, den wir als einen in dem Schicksale Harteneck's sehr entscheidenden bezeichnet haben. Auf höhern Befehl begab sich der Pfarrer, den Cursor des Capitels als Leibwache gleichsam im Schlepptau nach sich ziehend, in die Wohnung des Grafen

Rabutin, kehrte zwar nach einer Stunde ungefähr wieder in sein Gefängniß zurück, wurde aber schon nach wenigen Tagen seiner Haft entlassen, ohne weiters wegen der Grauschimmel belästigt zu werden. —

Das Wahre an der Sache war daß der Pfarrer Grau durch die Ermahnungen und Drohungen des Grafen Rabutin in seinem Entschluße, das was ihm Mihaly kurz vor seinem letzten Gange mitgetheilt hatte nicht zu enthüllen, wankend gemacht wurde. Er eröffnete also Seiner Excellenz was ihm Mihaly mitgetheilt hatte, und die nächste Folge davon war daß Graf Rabutin mit dem Grafen Bethlen einige Conferenzen hatte, einige geheime Gubernialsitzungen gehalten, Sachs von Harteneck am 19. November nach Hermannstadt zurückgebracht und in dem damaligen Gotzmeister'schen, jetzt Sonnenstein'schen Hause, in strengstem Gewahrsam gehalten wurde. — Das Haus hat jetzt ein freundliches Ansehen; damals aber waren, wo jetzt zu ebner Erde Buden angebracht sind, hier düstere und mit Eisenstäben vergitterte Gewölbe, die sehr wohl als zeitweiliges Gefängniß dienen konnten, zugleich aber den auf der Straße Vorübergehenden gestatteten einen Blick in die düstere Zelle des Gefangenen zu werfen, und sich vielleicht an der Seelenpein des Unglücklichen zu weiden.

Bevor jedoch Sachs nach Hermannstadt zurückgebracht worden war, wurde auf Befehl des Herrn Kommandirenden und des königl. Guberniums durch den Magistrat Pap Janos, der Gärtner Lorenz, Kinder und mehrere andere Personen einem Verhöre unterzogen, wodurch folgende Thatsachen an das Tageslicht kamen. —

Pap Janos sagte im Wesentlichen Folgendes aus: Eines Abends schon zu ziemlich später Stunde sei er zu Sachs entboten worden. Als er um in das Zimmer Hartenecks zu treten an der Treppe vorbeigegangen, welche auf den Dachboden hinaufführt, habe er auf dieser Treppe den Hans Adam, den Kammerdiener des Herrn Akton sitzen gesehn. In dem Wohnzimmer habe er den Herrn Sachs und seine Gemalin in großer Verzagtheit gefunden und sogleich aus dem Munde des Herrn Sachs vernommen daß Hans Adam seinem Herrn Gift gegeben nnd nun seine Zuflucht in sein Haus genommen habe, was ihn in große Verlegenheit bringe, weil er nicht wisse, wo er mit ihm hin sollte. — Pap Janos wußte keinen Rath zu geben und wurde daher nach Kindern geschickt, dem er auf dem Wege das Vorgefallene erzählte. Kinder hatte eben so wenig einen Rath in Bereitschaft als Pap Janos. — Nach langem Hin- und Herreden erinnerten sich Sachs und seine Frau an ein enges Loch, das in einem ihrer Wohnzimmer unter den Brettern des Zimmerbodens befindlich sei. Die Bretter, welche dieses Loch bedeckten, wurden aufgerissen und Hans Adam und Pap Janos in diesem Loche untergebracht, da sich Hans Adam fürchtete sich allein in dieses Loch zu begeben. — Am folgenden Tage sei der Herr Königsrichter nach Schäßburg abgereiset; Pap Janos und Hans Adam aus dem Loche befreit, und in ein Gewölbe, durch welches ein Rauchfang durchgegangen sei, einquartirt, und daselbst von Herrn Kinder drei Wochen lang mit Speise und Trank verpflegt worden. Während dieser Zeit habe nun Hans Adam ihm, dem Pap Janos erzählt, daß er von des Königsrichters Frau Gift erhalten habe, um dieß seinem Herrn, dem

Akton zu geben. — Dieß habe er denn auch gethan, indem er dasselbe in ein Glas Bier gemischt, welches Herr Akton verlangt habe. Nachdem Herr Akton ein wenig davon getrunken, habe er abgesetzt und ihm zugerufen: „du Hund! du hast mir Gift gegeben!“ worauf Hans Adam die Flucht ergriffen und sich in das Haus des Herrn Königsrichters gerettet habe. — Nachdem Herr Sachs aus Schäßburg zurückgekehrt war, habe Pap Janos die Freiheit sich in seine Wohnung zu begeben erhalten; — Hans Adam sei in ein anderes, unteres Gewölbe gebracht, und daselbst von einem alten Weibe, der Eva, verpflegt worden. — Während dieser Zeit sei immer davon die Rede gewesen, man werde den Hans Adam aus der Stadt zu bringen suchen, damit er sich aus dem Staube mache; man habe in dieser Absicht auch schon ungarische Kleider für den Adam angeschafft, und der Gärtner habe sich mit einem Wagen in Bereitschaft gehalten; — da sei aber eines Nachmittags Kinder zu ihm, Pap Janos, gekommen und habe ihm gesagt, der Herr Königsrichter wolle nicht mehr daß man den Hans Adam lebendig aus der Stadt hinausschaffe, denn es könnte so leicht Alles entdeckt werden — es wäre sicherer ihn zu tödten. —

Pap Janos und Kinder seien hierauf mit einander zu Herrn Sachs gegangen und haben die That widerrathen. — Sachs aber und seine Frau seien darauf bestanden und haben betheuert: sie wollten die That vor Gott und der Welt verantworten. — Da hierauf Pap Janos noch die Einwendung gemacht habe, daß er allein für den Hans Adam zu schwach sei, habe Harteneck den Gärtner rufen lassen, und insgeheim mit diesem geredet. Pap Janos, der Gärtner und ein Kellner,

der erste mit einem Hirschfänger, der letzte mit Wein versehn, haben sich hierauf zu Hans Adam in das Gewölbe begeben und eine Weile mit diesem geplaudert und getrunken. Dann sei der Gärtner plötzlich über Hans Adam, der schon die ungarischen Beinkleider angezogen hatte in der Meinung bald abreisen zu können, hergefallen und habe denselben an der Kehle gepackt, im Ringen seien sie zu Boden und zur Thür hinausgefallen, so zwar daß der Gärtner auf den Hans Adam zu liegen gekommen sei; — er, Pap Janos, habe hierauf dem Hans Adam den Hirschfänger durch die Rippen gestossen und ihn so getödtet. — Der Leichnam sei hierauf in das Gewölbe hineingetragen worden, und Pap Janos habe sich zur Frau begeben ihr zu melden, daß es vollbracht sei. An demselben Abende sei die Frau in das Gewölbe gegangen um den Leichnam zu besehn — In der darauf folgenden Nacht habe Pap Janos und der Gärtner, in Beisein des Kellners den Leichnam hinten in den Garten getragen und daselbst begraben. Nach einem Jahre ungefähr sei Anstalt getroffen worden den Leichnam wieder auszugraben und fortzuführen, welches Geschäft dem Gärtner und dem Mihaly Oandre aufgetragen worden sei; jedoch sei er, Pap Janos, dabei gewesen bis jene Beiden haben angefangen zu graben; auch habe er, als er am folgenden Morgen, vor Anbruch des Tages in das Haus gekommen sei, den Leichnam in einen Sack gesteckt gesehn, worauf derselbe von dem Gärtner und Mihaly in ein leeres Faß gethan und auf einen Wagen geladen worden sei. Er, Pap Janos, habe den Wagen selbst bis vor das Elisabeththor begleitet. —

Pap Janos sagte noch ferner aus, daß er und Andere

vor dieser Begebenheit öfters gedungen worden seien dem Herrn Akton auf diese oder jene Weise das Leben zu nehmen, und zwar immer nur von der Frau des Herrn Sachs — doch erinnere er sich daß zu zweienmalen Beide, Herr Sachs und dessen Frau, zugegen gewesen wären, als von Anschlägen auf das Leben Aktons die Rede war. —

Die Aussage des Gärtners Michael Laurentius stimmt mit der des Pap Janos im Wesentlichen überein. Er weicht nur darin ab, daß er angibt er habe, als er am Tage des Mordes durch Pap Janos zu seinem Herrn gerufen worden, im Zimmer nur die Frau angetroffen, der Herr Sachs jedoch sei im Nebenzimmer gewesen und habe, da die Thür offen war, Alles hören können. Die Frau habe ihn durch Versprechungen und Drohungen bewogen dem Pap Janos bei dem Morde hilfreiche Hand zu leisten, und ihn einen Eid, die Sache geheim zu halten, schwören lassen. — Pap Janos sei bei dieser Unterredung gegenwärtig gewesen. Er, Lorenz, habe auf einen Wink des Pap Janos den Hans Adam gefaßt und zu Boden geworfen; worauf jener diesen durch drei Stiche in die Rippen getödtet, wobei Hans Adam jämmerlich geschrieen habe. — Eine halbe Stunde nach vollbrachtem Morde sei die Frau mit Kinder und Pap Janos in die Stube gegangen, wo der Ermordete gelegen. — Nachdem er, der Gärtner, und der Walache Mihaly auf Befehl der Frau den Leichnam wieder aus dem Grabe gescharrt, hätten sie ihn in einen Sack gesteckt, denselben auf den Wagen zwischen Heu, und ein leeres Faß darauf gelegt. Am Alte angekommen habe dann der Walache den Leichnam aus dem Sacke in das Wasser fallen lassen. —

Auch der Gärtner sagt aus, daß er nach dieser Begebenheit mehrmals von der Frau durch Versprechungen verleitet worden sei, mit Andern dem Herrn Akton aufzulauern und zu tödten, daß sie es aber nie gewagt hätten ihn anzugreifen. — Auch sagt er noch, daß, als er einstmals zu Weissenburg wieder mit Andern ausgeschickt worden sei dem Herrn Akton aufzulauern, Herr Sachs sich gegen ihn geäußert, wenn er, Sachs, so stark wäre als er, der Gärtner; so wolle er dem Akton nicht nur den Hals sondern auch die Knochen zerbrechen. —

Andreas Sifft, der in den Aussagen der beiden Erstern erwähnte Kellner stimmt mit diesen überein. — Nur darin weicht er ab, daß er sagt, Hans Adam habe keinen Schrei von sich gegeben, als er ermordet wurde. — Auch kann er sich nicht recht besinnen, ob Kinder dabei gewesen, als die Frau mit Pap Janos gegangen sei den Ermordeten zu besichtigen. — Uebrigens habe er von dem beabsichtigten Morde nichts gewußt. —

Johann Kinder sagt aus, er habe früher und auch an jenem Abende nichts davon gewußt daß Herr Sachs oder seine Frau den Herrn Akton durch Hans Adam oder sonst Jemanden habe wollen vergiften lassen. — Er habe nur später von Pap Janos und dem Kellner etwas davon im Allgemeinen erfahren. —

Kinder gesteht ein daß er an jenem Abende in des Königsrichters Hause gewesen sei, kann sich aber nicht entsinnen ob er dabei gewesen, als man den Hans Adam in das Loch unter dem Fußboden von Harteneck's Zimmer gesteckt habe. — Es sei aber wohl möglich. — Am folgenden Tage habe Sachs ihn zu sich kommen lassen und ihm aufgetragen während seiner Abwesenheit auf die Wirthschaft zu sehn und für die Leute

unter den Brettern Sorge zu tragen. Als Harteneck schon bis auf den kleinen Ring gekommen sei, habe er ihm eins seiner Pferde zugeschickt mit dem Befehle sogleich auf seinen Meierhof vor dem Burgerthor zu kommen. Daselbst angelangt sei Sachs mit ihm in einen Stall getreten und habe zu ihm gesagt, er solle dem Hans Adam, wenn er unter den Brettern hervorkäme, einen Strick um den Hals werfen und ihn erwürgen lassen. — Kinder gibt zu daß er den Hans Adam und Pap Janos aus dem Loche habe herausgelassen und sie mit dem Kellner abwechselnd verpflegt habe, — und weiß daß für Hans Adam ungarische Kleider angeschafft worden seien; will aber nie daran geglaubt haben daß Herr Sachs beabsichtigt hätte Hans Adam lebendig wegführen zu lassen.

Auch Kinder behauptet gehört zu haben daß Herr Sachs gesagt: „Ich bin Richter und kann dergleichen manifesten Uebelthäter ohne Bedenken hinrichten lassen, und kann es auch vor Gott und der Welt verantworten.“ Kinder gesteht auch gewußt zu haben daß der Befehl zur Ermordung des Hans Adam gegeben worden sei; weiß aber nicht wo er während der Ausübung des Mordes gewesen, und kann sich auch nicht entsinnen ob er mit der Frau Sachsin mit hinabgegangen sei den Leichnam des Ermordeten zu besehn. —

Merkwürdig ist noch die Erklärung Kinders daß er zwar nichts davon wisse, daß Herr Sachs andern großen oder kleinen Leuten nach dem Leben gestrebt habe; daß er, Kinder, aber den Herrn Sachs stets in Verdacht gehabt habe, daß er darnach trachte ihm selbst entweder durch Gift oder auf einem andern Wege das Leben zu nehmen. —

Eva Schusterin, ein altes im Hause dienendes Weib sagt aus, daß sie den Hans Adam, nachdem er von Pap Janos und der Frau aus dem obern Gewölbe in das untere neue gebracht worden sei, zwei Wochen mit Speise verpflegt habe und stimmt in dem was sie von der Ermordung Hans Adams weiß, mit den Aussagen der übrigen überein, setzt aber hinzu daß sie zu der Zeit, als sie in der Küche habe sein müssen, (sie war nämlich aus der Nähe des Gewölbes, wo Adam verborgen gehalten ward, von Pap Janos weggeschickt worden), als nämlich der Mord begangen wurde, den Herrn Kinder einmal die Treppe hinauflaufen gesehn habe. —

Anna Hännin, Haushälterin bei Herrn Sachs, hat nur nachträglich von der alten Eva erzählen gehört, daß sie Eva, gesehn, wie die „Frau Sachsin“ während der Ausübung des Mordes oben auf der Gallerie gestanden und dem unten stehenden Kinder zugewinket und mit den Augen durch Zeichen gleichsam gefragt habe: „Ist es?“ — Worauf Herr Kinder nur das Maul aufgethan, als wenn er damit habe bedeuten wollen: „er sei todt.“ —

Die übrigen dem Verhöre unterworfenen Personen sagen in Beziehung auf den Mord Hans Adams nichts Wesentliches aus; aber Mehrere bestätigen daß sie bestochen und gewonnen worden seien Herrn Akton durch Gift oder auf andere Weise aus dem Wege zu räumen oder wenigstens dazu zu helfen. Immer ist Hartenecks Gattin die Anstifterin dieser Schandthat; Harteneck selbst erscheint nur im Hintergrunde. — Einige von den Zeugen bezüchtigen die „Frau Sachsin,“ daß sie sich ver-

schiedener als Hexen berüchtigter Walachinen bedient habe um auf diese Weise dem Herrn Akton das Lebenslicht auszublasen. —

Das unzüchtige, ehebrecherische Leben Hartenecks wird durch mehrere dabei betheiligte Zeugen außer Zweifel gesetzt. —

Die Beschuldigung, die gleichfalls wenn auch nur indirekterweise gegen Harteneck erhoben worden, als habe er auch dem Herrn Kommandirenden, Grafen Rabutin, nach dem Leben getrachtet, ermangelt aller Haltbarkeit. —

Auf diese gerichtlich abgelegten Aussagen hin wurde Sachs von Harteneck auf Befehl des Grafen Rabutin von Fogarasch nach Hermannstadt gebracht und dem Magistrate von dem kön. Gubernium überantwortet. Das an den Magistrat in dieser Beziehung erlassene und von Grafen Joh. Bethlen und Grafen David Petki und „Hermannstadt den 23. Nov. 1703" unterzeichnete Gubernial-Decret lautet folgendermaßen: „Wir Unterfertigte bescheinigen durch dieses, daß das hohe kön. Gubernium durch uns den Herrn Johann Sachs dem löbl. Hermannstädter Magistrate hat überantworten lassen, und zwar auf folgende Weise: Das hohe königl. Gubernium überliefert durch uns zu Händen E. E. den Herrn Johann Sachs, nicht in seiner Eigenschaft als Seiner Majestät Gubernialrathe, oder als Hermannstädter Königsrichter und Comes der löbl. sächsischen Nation, weil aller dieser Ehren und Würden ihn seine Verbrechen verlustig gemacht haben; sondern als einen Bürger von Hermannstadt und einen Uebelthäter, damit Ihr nach Euerem Rechte und Eueren Statuten Recht sprechen möget über alle ihm zur Last fallenden Criminalverbrechen; was aber seine Verbrechen des Hochverraths anbelangt, so behalten sich das kön. Guber-

nium und die Stände der drei Nationen vor darüber selbst zu richten.“ — —

Ich bemerke hiebei nur Folgendes: Sachs war seit seiner Verhaftung noch keinem einzigen auch nur vorläufigen Verhöre weder in Beziehung auf die Hochverrathsanklage noch auf die später berührten ihm angeschuldigten Verbrechen unterworfen worden. — Er war noch gar nicht befragt worden, ob er sich derselben schuldig bekenne oder nicht: — Dessen ungeachtet wird er, nachdem er durch Militärgewalt aufgehoben und mit Ketten belastet nach Fogarasch abgeführt und daselbst länger als vier Wochen in der engsten Haft gehalten, und dann wieder nach Hermannstadt geschleppt worden war, im angeführten Gubernialdecrete aller seiner Würden und Ehren verlustig erklärt und nicht als ein zu richtender Angeschuldigter, sondern als ein überwiesener Uebelthäter überliefert. —

Diesem Gubernialdecrete zufolge versammelte sich denn am 23. Nov. der Magistrat unter dem Vorsitze des Provinzial-Bürgermeisters Petrus Weber in pleno um über den freilich schon gerichteten und verurtheilten, in Staub getretenen Mann pro forma zu Gerichte zu sitzen Dem Magistrate waren von der sächsischen Universität noch beigegeben: Johann Auner, Königsrichter von Mediasch; Georg Czako, Senator von Kronstadt, und Thomas Schmidt von Scharfenbach, Königsrichter von Mühlbach, uns vom Landtage 1701 wohlbekannt. —

Als der Gerichtshof bereits versammelt war, erschienen auch noch zwei Abgeordnete vom königl. Gubernium um den Verhandlungen beizuwohnen, so wie der Generaladjutant Seiner

Excellenz, des Grafen Rabutin, Karl Ludwig Freiherr von Akton in Begleitung zweier k. k. Kapitäne, und mit dem Auftrage von Seiner Excellenz an den Magistrat: dem löblichen Magistrate sei Johann Sachs übergeben worden, damit ihm sein Recht widerfahre; der löbliche Magistrat solle also demgemäß handeln; widrigenfalls würde Seine Excellenz, wenn Hochdieselbe sähe, daß sich der Magistrat Winkelzüge erlaubte, kraft Seiner Machtvollkommenheit, die ihm von Sr. Majestät dem Kaiser Leopold übertragen sei, den Verbrecher einem andern Gerichte zuweisen. Dieß war deutlich gesprochen! — Herr Akton blieb jedoch nicht gegenwärtig bei der Gerichtssitzung, sondern entfernte sich und ließ nur die beiden Kapitäne zurück, die im Auftrage Seiner Excellenz den Verhandlungen bis zu Ende als Zeugen beiwohnten. —

Vor dieses Gerichtstribunal wurde Sachs von Harteneck am 28. November geladen und erschien vor demselben in Ketten. —

Der Bürgermeister, als Haupt des Magistrates und gleichsam als öffentlicher Ankläger erklärt dem Angeklagten, daß er des Mordes an Hans Adam, des Mordversuches an den Herrn Akton durch Gift, der Zauberei, des Ehebruchs, der Duldung der Meuchelmörder in seinem eignen Hause und deren Beschützung, so wie noch vieler anderer Verbrechen angeklagt sei, und — frägt ihn nicht etwa, ob er sich dieser Schandthaten schuldig bekenne oder nicht? sondern ermahnt ihn solches Alles als wahr einzugestehn. — Wahrlich eine sehr bequeme Sache für den Inquisitor und Richter, wenn der Angeklagte gleich Alles ein-

gesteht; welche Grausamkeit aber, von dem Beklagten zu verlangen, daß er als sein eigner Ankläger auftrete! — —

Sachs antwortet auf diese ihm vorgezählten Anklagen weder bejahend noch verneinend, sondern verlangt, daß man ihm das Zeugenverhör, worauf man diese Anklagen begründe, hinausgebe. Mit diesem Verlangen, so gerecht es auch war, wird der Beklagte abgewiesen, aber erkannt daß ihm dieses Zeugenverhör vorgelesen werde, jedoch ohne Nennung der Namen der Aussagenden.

Nachdem dieß geschehn war, leugnet Sachs Alles; excipirt gegen die Zeugen und bittet um Frist, Mittel zur Vertheidigung und einem Prokurator um sich von diesen Anklagen reinigen zu können. —

Dieses wird dem Beklagten zugestanden, und ihm Frist bis zum 27sten gegeben. — —

Bevor jedoch dieser Tag erschien, reichte Sachs ein Memoriale an den Magistrat ein. Es ist vom 25. datirt, und trägt an der Spitze folgende Motto: „Richtet unser Gesetz auch einen Menschen, ehe man ihn verhört.“ Joh. 7. 51. — „Lasset sie sich unter einander verklagen. Ap. Gesch. 19. 18? — „Der Verklagte soll Raum empfangen sich der Anklage zu verantworten.“ Ap. Gesch. 25, 16.

In diesem Memoriale beklagt sich Sachs bitter über den „schweren Arrest,“ in dem er wider Recht gehalten werde, über die Kürze der Exmission, und daß man ihm wohl die nöthigen Mittel zugestanden, ihm auch die Statuten und Schreibmaterialien habe zukommen, aber noch keinen rechtskundigen Advokaten zugesandt habe, und daß ihm weder die noch übrigen nöthigen

Rechtsbücher noch die Inquisitions-Akten zugestellt worden seien. — Schlüßlich beruft er sich auf die von ihm Seiner Majestät stets erwiesene Treue und auf die der Stadt und der Nation geleisteten Dienste und die Gnade Seiner Majestät, die stets bereit gewesen Anderer offenbare Fehltritte zu verzeihn. —

Dieses Memoriale wurde unberücksichtigt gelassen. —

Am 27sten wurde Sachs zum zweitenmale vor Gericht gestellt. — Er reicht ein zweites Memoriale ein, worin er die Anklage, als habe er den Hans Adam erkauft, dem Herrn Akton Gift zu reichen, oder daß er durch Andere und auf andre Weise dem Herrn Akton nach dem Leben habe stellen lassen, für unwahr erklärt. —

Er leugnet ferner sowohl daß Hans Adam auf seinen Befehl ermordet, als auch die übrigen Anschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht wurden. —

Hierauf wurde Johann Sachs mit Kinder konfrontirt; aber auch jetzt behauptet Sachs immer von der ganzen Sache nichts gewußt zu haben, bevor der Mord verübt worden sei. Namentlich entgegnet er auf die Aussage Kinders, er, Sachs, habe ihm, dem Kinder, ja noch vor seiner Abreise nach Schäßburg im Meierhofe den Befehl gegeben den Hans Adam zu erwürgen; daß es wohl möglich sei daß er mit Kinder vor seiner Abreise nach Schäßburg im Meierhofe gesprochen, er aber gewiß diesen Befehl nicht ertheilt habe. Auch die Anschuldigung, welche Kinder in Gegenwart des Beklagten wiederholt, als habe Sachs gesagt, er, als Richter könne einen solchen Uebelthäter, wie Hans Adam, auch heimlich strafen und hinrichten lassen, stellt der Beklagte in Abrede.

Auch mit dem Kellner, Pap Janos, dem Gärtner und Andern wird Sachs konfrontirt, er verharrt aber in seinem Leugnen, und weiset namentlich auch die Anschuldigung, welche der Gärtner gegen ihn erhoben, als habe er, Sachs, in Weissenburg zu jenem, dem Gärtner, gesagt: „wenn ich so stark wäre als du, wollte ich dem Akton nicht nur den Hals sondern auch die Beine brechen,“ von sich ab. —

Der Beschuldigte bleibt bei seiner Aussage daß er von dem Anschlage auf Aktons Leben nichts gewußt habe bis auf den Abend, wo Hans Adam in sein Haus geflüchtet sei, wo er es dann allerdings erfahren. — Er gibt ferner zu daß er auch gewußt daß Hans Adam in seinem Hause versteckt gehalten werde, daß er aber nie beabsichtigt habe ihn ermorden zu lassen, sondern damit umgegangen sei den Hans Adam heimlich aus dem Hause und der Stadt bringen zu lassen; — daß er, Sachs, die Ermordung des Hans Adam nur nach geschehener That erfahren und nur aus Rücksicht für seine Frau die That nicht enthüllt habe, da er nicht verbunden gewesen die Schande seiner eignen Frau aufzudecken. —

Am 29. Nov. wurde die Gerichtsverhandlung fortgesetzt. Hauptsächlich handelte es sich nun darum, wer den Rath zur Ermordung Hans Adams gegeben habe. Sachs sucht diese Beschuldigung auf Kinder zu wälzen, der dieß aus Gefälligkeit für seine, Sachsens Frau, gethan und gefürchtet habe, Hans Adam würde, wenn man ihn entwischen ließe, am Ende doch ausplaudern. Pap Janos hatte auch wirklich ausgesagt daß Kinder ihm zuerst davon gesagt habe, daß man davon abgegangen den Hans Adam verkleidet aus dem Hause zu führen,

und zu dem Entschluße gekommen sei denselben im Hause zu ermorden, um ihn für immer stumm zu machen. — Dagegen beharrt Pap Janos darauf und Kinder bestätigt dessen Aussage, daß Sachs in Gegenwart „der Frau“ ihm aufgetragen habe den Häns Adam zu ermorden, und auf diesem Befehle beharrt sei, obgleich er, Pap Janos, und Kinder zu widerholtenmalen und inständigst diese That widerrathen hätten. — Sachs macht gegen diese Aussage geltend daß Pap Janos, nachdem seine, Sachsens, Verhaftnehmung ruchbar geworden, zu Kinder gegangen und mit diesem eine Unterredung gehabt habe, wo sie natürlich ihre Aussagen, sollte die Sache, wie sie schon gehört hatten, durch den Pfarrer Grau enthüllt worden sei, kombinirt haben dürften, und daß Pap Janos sich geäußert haben soll: Kinder habe es nur ihm zu danken, wenn sein Kopf nicht in der Schlinge hangen bleibe. — Die gehabte Unterredung können zwar Pap Janos und Kinder nicht leugnen, stellen aber eine auf diesen Prozeß kombinirte Verständigung in Abrede, und Ersterer auch jene ihm in den Mund gelegte Aeußerung. —

An diesem 29. November wurde auch Elisabeth, die Gattin Hartenecks, die gleichfalls seit einigen Tagen in ihrem Hause in Haft gehalten wurde, durch eine Commission verhört. — Wir erlauben uns die Aussagen dieser Frau hier ausführlicher, doch nur im Wesentlichen, zu geben, da ihre Aussagen im geraden Widerspruche stehn mit denen des Pap Janos. — In Beziehung auf die Vergiftungsversuche und die übrigen Anschläge auf das Leben Aktons nimmt sie Alles auf sich. — Sie hat den Pap Janos, den Christel und Andere damit beaufstragt dem Herrn Akton aufzulauern und auf jede Weise

zu ermorden. — Sie hat früher schon einem gewissen Paul Czeisel, seines Handwerks ein Tschismenmacher nun aber Bedienter beim Herrn Grafen Rabutin, ein Gläschen mit „Mäusemaßling“ gegeben um es dem Herrn Akton in die Speise zu mischen, wenn er bei dem Herrn Kommandirenden zu Tische sein würde. — Dieser Paul Czeisel hatte dieß schon früher ausgesagt mit dem Beifügen, daß er zwar, als er „von hinten“ in den Garten des Königsrichters getreten sei, den Herrn Sachs daselbst auch angetroffen habe, aber von diesem auf seine Anfrage, was man von ihm wolle (denn man hatte ihn rufen lassen) zu Frau seinem „Lieschen,“ (Hartenecks Gattin) geschickt worden sei und von dieser das erwähnte Fläschchen und 100 Dukaten mit dem erwähnten Auftrage erhalten habe. Elisabeth setzt hinzu, daß Pap Janos ihr immer von Nachstellungen, welche Herr Akton ihrem Eheherrn bereite, gesagt, Drohungen gegen Akton ausgestossen, und die „Anschläge“ gegen Aktons Leben angegeben habe. —

Elisabeth gesteht ein, daß sie Hans Adam fünfzig Thaler versprochen, wenn er Herrn Akton Gift beibringe; fügt aber bei daß Hans Adam ihr geklagt habe, daß er von seinem Herrn übel behandelt werde, daß er behauptet habe, daß Herr Akton, ihrem „Herrn,“ (dem Sachs) nach dem Leben trachte, und gemeint habe daß es besser sei, daß man Herrn Akton „gebe und beibringe,“ was er einem Andern beizubringen suche. Als sie damit einverstanden sich erklärte und dem Hans Adam Gift zu diesem Entzweck habe geben wollen, habe Hans Adam aus einem blechernen oder silbernen Büchschen zwei Fläschchen genommen sagend: er habe schon Gift; diese Fläschchen seien für

den Herrn Bürgermeister (Sachs war damals noch Bürgermeister) bestimmt gewesen. —

Die Wahrheit der Beschuldigung, daß sie getrachtet habe, Herrn Akton auch durch Zaubermittel aus dem Wege zu räumen, gibt nicht nur Elisabeth für ihre Person zu, sondern räumt auch ein, daß auch ihr Herr (Sachs) mit einer im Geruche einer Hexe stehenden Walachin einmal gesprochen habe „sie solle dem Akton was machen.“ —

In Beziehung auf die Ermordung des Hans Adam sagt Hartenecks Gattin aus daß, als der Kellner an jenem Abende, als sich Hans Adam in des Königsrichters Haus geflüchtet, an die Thüre geklopft habe, sie mit ihrem Herrn schon zu Bette gewesen; auf das Klopfen sei sie aufgestanden, in das Vorzimmer gegangen und habe die Thür geöffnet, worauf ihr dann der Kellner gesagt daß Hans Adam seinem Herrn davon gelaufen sei und sich in das Haus geflüchtet habe. Von diesem Allem hat ihrer Aussage zu Folge Sachs nichts gehört. — Desgleichen habe sie nach dem Pap Janos geschickt und erst nach der Ankunft dieses mit Hans Adam in Gegenwart des Pap Janos von dem verunglückten Vergiftungsversuche des ersten gesprochen, denn Pap Janos habe schon früher darum gewußt daß Hans Adam beauftragt worden den Herrn Akton zu vergiften. Als Elisabeth zu ihrem Gemal in das Bett zurückgekehrt sei, habe dieser gefragt was sie draußen gethan habe; worauf sie ihn gebeten, er möchte ihr nicht zürnen „sie habe mit Hans Adam etwas vorgehabt,“ weil sie gehört daß Akton ihm, ihrem Gatten, nach dem Leben trachte. — Harteneck habe ihr erwidert, warum sie solche Thorheit begangen?

wenn es herauskäme so würde er durch sie in großes Unglück kommen. Damit sie aber sehe, daß er sie liebe, so wolle er ihr helfen." Darauf habe Sachs geäußert daß er nicht wisse was man thun solle, da er den folgenden Tag nach Schäßburg reisen wolle; sie solle nach Kinder schicken; er, Sachs, habe diesen auch vom Unglück errettet — „er wird vielleicht dankbar sein." Befragt, welcher Art dieß Unglück sei, aus dem Herr Sachs Kinder gerettet, antwortet Elisabeth: „wegen des draußigen Mords." — Es findet sich über diesen Mord nicht die geringste weitere Aufklärung in den Akten. —

Elisabeth behauptet ferner daß Herr Sachs und sie selbst stets die Absicht gehabt hätten den Hans Adam verkleidet aus dem Hause und aus der Stadt zu schaffen, zu welchem Ende sie auch bereits die nöthigen Kleider für ihn habe ankaufen lassen; da habe Kinder in ihrer und des Pap Janos Gegenwart geäußert daß es „rathsam" sein würde den Hans Adam fortzuschaffen, (das heißt, zu tödten) denn „der Kerl" würde uns früher oder später ins Unglück bringen. — Kinder habe also zuerst den Rath gegeben den Hans Adam zu ermorden. Sie habe dieß sogleich ihrem „Herrn" mitgetheilt, und dieser darauf geantwortet „wir würden uns alle in's Unglück stürzen." Sachs sei hierauf hinaus gegangen und habe mit Kinder gesprochen. Sie wisse zwar nicht was die Beiden mit einander gesprochen; doch meine sie, zum Gespräche hinzugekommen zu sein, wo es zuletzt geheißen „er, Hans Adam, habe ja ohnehin mit seiner Untreue den Tod verdient; man solle sich kein Gewissen daraus machen." Elisabeth kann sich nicht mehr erinnern, wer, ihr Herr oder Kinder, dieß gesagt habe. —

Mit der Aussage des Pap Janos stimmt Elisabeths Aussage auch darin nicht überein, daß diese mit Zuversicht behauptet, Pap Janos habe sich unaufgefordert erboten den Mord auszuüben, wenn ihm der Gärtner helfen wolle; sie habe hierauf in ihrem Stübchen und zwar in Abwesenheit ihres Herrn mit dem Gärtner gesprochen und diesen sehr bereitwillig gefunden bei dem Morde mitzuhelfen; der Herr habe also den Pap Janos nicht zur Ausübung des Mordes zwingen können. — Sie sei zwar allerdings den ganzen Tag und Abend, als der Mord verübt worden, im Hause gewesen; wisse aber nicht ob ihr Herr und Kinder auch im Hause gewesen. Uebrigens habe weder sie noch ihr Herr den „Körper" des Hans Adam gesehn. —

Als Elisabeth hierauf ihrem Gatten von dem verübten Morde in Kenntniß gesetzt, habe er gesagt: „er fürchte ein künftiges Unglück, wenn es herauskäme," worauf sie geäußert: sie sei der That schuldig, und in dem Falle würde man sie ja dafür strafen. —

Elisabeth wiederholt und betheuert, daß sie es „mit gutem Gewissen" sagen könne daß Kinder der „erste Rathgeber gewesen sei, und als Pap Janos sich erboten den Hans Adam aus der Stadt zu führen und dann zu erschießen, habe er dieß widerrathen, indem er dagegen eingewendet, Hans Adam könnte entlaufen, und es sei auch nicht gewiß, daß man ihn lebendig und unerkannt aus der Stadt schaffen könne. —

Alles dieß hat Elisabeth ohne Wissen ihres Herrn gethan und angestiftet, wie sie ausdrücklich erklärt, und will auch nicht gestehn, — wie sich die Inquisitionsakte naiv genug ausdrückt

„daß ihr Herr sie gedrungen und zu solchen Anschlägen gezwungen."

Befragt in Beziehung auf die gegen Harteneck erhobene Anschuldigung des Ehebruchs antwortet Elisabeth mit würdevoller Weiblichkeit „sie bitte, man solle ihrer hierin verschonen; sie klage ihn ja nicht an." —

Am ersten December wurde die Verhandlung wieder aufgenommen, und dem damaligen Inquisitionsverfahren gemäß schritt der Gerichtshof, um die Widersprüche, welche in den Aussagen der Inquisiten sich noch ergaben, auszugleichen, zur peinlichen Prozedur. Pap Janos wird zuerst in die sogenannte Marterkammer, welche in ihrem alterthümlichen Zustande noch auf dem Rathhause zu sehn ist, hinabgeführt, und im Angesichte der verschiedenen und zahlreichen Werkzeuge, welche die scharfsinnige Grausamkeit der Richter früherer roher Zeiten erfunden hatte um dem Angeklagten das Geständniß der Schuld abzupressen, (denn jeder Angeklagte wurde als Schuldiger angesehn) sagt er aus: daß er vor dem Tage, an welchem der Mord geschehn, von dem beabsichtigten Morde nichts gewußt habe; daß ihm von dem Herrn und der Frau (Sachs und dessen Gattin) zugleich der Befehl ertheilt worden sei Hand an Hans Adam zu legen, und zwar gleich damals als er auf die von Kinder erhaltene Nachricht, daß man damit umgehe jenen zu ermorden, sich zu dem Herrn begeben habe und zwar voll Schrecken, weil er gleich geahnt habe, daß man ihm den Mord zumuthen werde. Pap Janos gesteht daß er eine Unterredung mit Kinder gehabt und bei dieser Gelegenheit geäußert habe, daß er, wenn er der erste verhaftet und befragt

werden würde, nichts gestehn wolle, und sollte man auch mit Zangen von ihm reißen, so wie er dieß auch Herrn Sachs und dessen Frau zugesichert habe; leugnet aber daß er mit Kinder habe Rath gepflogen, „wie sie sich entschuldigen wollten, wenn's an Tag käme." —

Pap Janos fügt diesem die Erklärung bei daß er Alles nach gutem Gewissen ausgesagt habe, was er gewußt; würde man ihn zwingen und ängstigen, so wolle er auch gegen sein Gewissen „Jemanden einstricken."

Pap Janos wird mit Kinder konfrontirt und sagt diesem in's Gesicht, daß er, Kinder, ihm selbst gesagt habe; er, Pap Janos, werde dem Hans Adam zu schwach sein „denn der Kerl würde sich resolviren." —

Hierauf antwortet Kinder: „Dieß könne sein" — und übergibt ein beschriebenes Quartblatt, worin er die Beschuldigung daß er zur Ermordung des Hans Adam gerathen, von sich zu wälzen sucht. —

Im Angesichte der Folter leugnet Kinder noch immer daß er vor der That etwas von dem Vergiftungsversuche gewußt, gibt aber zu daß er es später von den Meuchelmördern erfahren. — Seinen gegebenen Rath, man solle den Hans Adam nicht wegführen und draußen tödten, entschuldigt er damit, daß er dieß nur in der Absicht gethan, den Mord zu hintertreiben. — Als man ihm jedoch mit der Folter näher zu Leibe rückt, gibt er so viel zu, daß er zwar gesagt habe „ehe man ihn draußen tödte, solle man ihn lieber im Hause tödten, wenn sie ihn ja tödten wollten"; aber auch dieß habe er nur aus dem Grunde gerathen, weil er aus Allem gesehn daß man damit

umgehe den Hans Adam zu tödten. — Er habe Niemandem gerathen diesen Menschen zu tödten. — Sachs und dessen Gattin haben dieses gewollt und angerathen. —

Hierauf wird auch Sachs vor die Folter geführt und unter Androhung der Anwendung derselben ermahnt zu gestehn, daß er den Mord befohlen und seine Gattin angetrieben habe dem Herrn Akton Gift beibringen und seinem Leben nachstellen zu lassen. Durch die offenkundige Gemeinschaft, die er mit Verbrechern gehabt, durch den denselben gewährten Schutz und Aufnahme derselben in sein Haus und vieles Andere habe er ohnehin schon das Leben verwirkt. —

Nachdem Sachs vergeblich zu seinen Gunsten angeführt hatte, daß die Folter auf ihn als einen Edelmann nicht gesetzlich angewendet werden dürfe erklärt er daß er der Anwendung derselben durch ein offenes Geständniß der Thatsachen entgehen wolle. —

Hierauf machte Sachs folgendes Geständniß: Von Pap Janos, Kinder und seinem Weibe sei zuerst das Projekt ausgegangen den Hans Adam zu tödten. Das Nähere hievon wisse er nicht, da er bei dieser Berathung nicht zugegen gewesen sei. — Die erste Ansicht sei gewesen dem Hans Adam zur Flucht nach Polen behülflich zu sein. — Da er, Sachs, nun einmal gefragt, warum man denn nicht an's Werk ginge? habe Kinder die große Gefahr, der man sich dabei aussetze, vorgeschützt. — Er, Sachs, habe hierauf gefragt: „Was ist also zu thun?" — worauf Kinder erwidert: „Guter Rath ist theuer." — Sachs: „Hans Adam muß entweder seinem Herrn (Akton) in die Hände gespielt werden, oder muß er ort." —

Kinder: Gott behüte!“ Sachs: Ein drittes gibt es nicht; Ihr müßtet ihn denn massakriren.“ — Kinder: „Ja!“ —

Auch seinem Weibe behauptet Sachs Vorwürfe gemacht zu haben daß sie den Hans Adam nicht fortgeschafft habe; nachdem sie aber auseinander gesetzt was hierüber für Bedenken erhoben und was beschlossen worden sei, habe er, Sachs, erwidert: „ich bitte Euch, macht nur, daß ich nichts wisse.“

„Während diese Berathungen gepflogen wurden,“ — fährt Sachs in seinem Geständniß fort — „wurde ich abgerufen und als ich wieder hinzukam, hörte ich den Pap Janos, der schon früher sich erboten hatte den Hans Adam hinauszuführen und dann zu erschießen, sagen: „„der Schelm! ich will ihn so und so! aber lieber draußen als hier.““ — Auf diese Aeußerung des Pap Janos erwiderte ich: Nein! wenn es sein soll, lieber hier als draußen. Geht! macht nur fort, auf was immer für eine Art! — Nach einer Weile kommt mein Weib und hinterbringt mir, Pap Janos verlange einen Menschen bei sich.“ — Ich weise sie ab mit den Worten: man solle fort machen und mir nichts sagen. Was weiter geschehn, erfuhr ich nur nachher. So bekam ich Janos zu Gesichte; als ich ihn fragte: „Seid Ihr noch da?“ — antwortete er mir: „es ist schon geschehn; er ist schon fort!“ — Auch mein Weib kam nach verrichteter That und sagte mir: „sie habe es von Kinder, daß er hin sei; er habe so und so gewiesen“ (durch Geberden und Zeichen es angedeutet.) — Ich fragte sie hierauf, „ob es Niemand in Acht genommen habe?“ — worauf sie erwiderte: „der Kinder sei fleißig hier außen herumgegangen, und der Kellner sei drinnen gewesen.“ —

Kinder hatte die Aussage gemacht, daß Sachs geäußert, „er wolle den Mord vor Gott und der Welt verantworten, denn er sei Richter“ — Sachs leugnet dieß aber und gibt nur zu, gesagt zu haben, daß diese That allerdings „excusabel sei vor seinem Gewissen, da er Richter sei und dieser Mensch, (Hans Adam) den Tod verdiene — ja vogelfrei sei.“ —

Kinder mit Sachs konfrontirt fordert diesen auf offen zu gestehn, daß er im Meierhofe ihm den Auftrag gegeben habe den Hans Adam zu erwürgen. Sachs leugnet diesen Befehl ertheilt zu haben, räumt aber ein daß er vor seiner Abreise mit Kinder im Meierhofe spazieren gegangen und sich gegen diesen geäußert habe: „der Schelm! was hat er gethan! — er verdient den Tod durch Henkers Hand.“

Endlich stellt Harteneck auch in Abrede daß seine Frau dem Herrn Akton auf seinen Befehl nach dem Leben getrachtet habe, und erwidert auf den ihm zur Last gelegten Ehebruch; es sei nicht „Styli“ peinlich darauf zu fragen. —

Am 3. December war endlich die letzte Gerichtsverhandlung. Kinder gesteht im verhängnißvollen Augenblicke, als die Tortur angewendet werden soll, daß er dem Hrn. Sachs gesagt habe, daß wenn man den Hans Adam tödten wolle, dieß besser im Hause zu thun sei als draußen irgendwo. — Diese Aussage wiederholt er auch später, nachdem er aus der Marterkammer weggeführt worden war, und setzt befragt hinzu, daß ihm dieß Geständniß nicht von der Furcht ausgepreßt worden, sondern daß er es mit gutem Gewissen gesagt habe. Freilich habe er dieß gesagt, weil „das Wegführen des Hans Adam

immer nur auf das Massacriren draußen abgesehn gewesen wäre; auch weil Sachs, als er ihn gefragt, ob man einen solchen Menschen tödten könne? geantwortet habe! Warum nicht!" —

Kinder räumt ein daß er zuerst den Plan, den Hans Adam im Hause zu tödten, der „Sachsin" und dem Pap Janos mitgetheilt habe; gibt auch zu, daß er, als Sachs gesagt: „ein drittes gibt es nicht als massacriren" — dieß gut geheißen habe; will sich aber nicht erinnern, ob er zu der Zeit, als die Mordthat vollbracht wurde, unten im Hause „patrollirt" habe. —

Auf Grund dieser angestellten Inquisition fand sich der Magistrat veranlaßt folgendes „Hals-Urtheil" zu fällen, das wir hier wörtlich mittheilen:

„Gegenwärtiger Johann Sachs von Harteneck rc. von Eperies gebürtig, evangelischer Religion, seines Alters 40 Jahr, sonsten von Gott mit guten Qualitäten begabet, wodurch er zu weltlichen Ehren gelanget, hat hingegen in solchem seinem Glück sich nicht maßen können, eigensinnig und verwegen gewesen, und sein Leben mit vielen endlich an den Tag gekommenen Lastern beflecket: indem er bei Administrirung seiner Aemter Alles gewaltthätig, ohne daß Jemand widersprechen dürfen, gethan. Durch Anlassung seines Geizes zum Verderb und Präjudiz anderer Stühle Privilegiorum, welche er amtshalber handhaben hätte sollen, übel gewirthschaft, und per inconvenientes acquirendi modos alles zusammen und an sich zu raffen getrachtet dadurch dem Publiko höchst schädlich und dem gemeinen Mann fast unerträglich gewesen, die oft versprochene, und vor Ihro Excellenz des Commandirenden Herrn

Generals dem löblichen Magistrate angelobte Lebens-Besserung bald aus dem Sinne geschlagen, und in seinem Stolz verharrend, so frech gewesen und frei gelebet, als wann keine Gewalt mehr auf Erden sei, welche er fürchten darfte: dannenhero er unzüchtig, und nicht so als es die eheliche Pflicht erfordert, gelebet; in seinem Hause allerlei sträfliches Wesen ergehn lassen, wie er dann auch den von seinem Weibe wider den Herrn von Akten erkauften, und nach ausgeübter That flüchtigen Vergifter, den Hans Adam (welcher 11 Jahr seinem Herrn, Herrn Akton treu gedient hatte) in sein Haus ein- und angenommen, in sein Schlafzimmer unter die Bretter verstecket, und lange Zeit im Hause heimlich aufgehalten, endlich ihn auf Miteinrathen des Johann Kinder durch den Johann Pap und Michael Laurenzius, seine Sicarios, assassiniren, im Hause begraben, den Körper nach einem Jahre ausgraben, und in den Altfluß werfen lassen. Welches Alles, ob's schon vor vier Jahren geschehn, gleichwohl itzo erst nach gehaltner Inquisition wunderbarlich herausgekommen ist Währender Zeit hat er alle obgenannte auch andere facinorosos protegirt, und theils zu heiligen Officiis promoviret. Nachdeme nun wir aus Amtspflicht über ihn und sein lasterhaftes Leben inquiriret, Er auch überwiesen worden, gestanden und bekannt, daß er ein Mitrathgeber sothaner Meuchelmörderei gewesen, Alles geschehen lassen, selbst befohlen und konniviret; so haben nach Untersuchung gött- und weltlicher Rechte befunden und erkannt: daß er Johann Sachs als ein Mandans assassinii et protector facinorosorum, argum. Stat. Lib. 4. Tit. 3. §. 4. Et Lib. 4. Tit. 2. §. 7.

mit dem Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet werden solle. U. D. V. R. W.

Geschehn zu Hermannstadt den 5. December 1708.

Dasselbe Urtheil, nämlich durch das Schwert hingerichtet zu werden, ward auch über Johann Kinder, Pap Janos und den Gärtner Michael Laurenz gefällt. Christian Kaunz, der Fleischer, dessen sich Hartenecks Gattin oft bedient hatte dem Herrn Akton aufzulauern, um ihn zu morden, sollte am Pranger tüchtig mit Schlägen gezüchtigt, und Eva Schusterin, das alte Weib, mit Ruthen gestrichen werden. —

In denselben Tagen, wo Sachs von Harteneck vor dem Magistrate mit Aufbiethung aller seiner Geisteskräfte um sein Leben kämpfte, wurde auch vor dem zu Hermannstadt versammelten Landtage die gegen Sachs auf Hochverrath lautende Anklage in Verhandlung genommen und entschieden. Es war am 26. November als sich der Landtag zu diesem Ende in ein Tribunal konstituirte, und Joseph Csernatori de Eadem als Advokat des Fiskaldirektors Georg Galfalvi vortrat und den Königsrichter von Hermannstadt und Comes der sächsischen Nation, wie auch Seiner Majestät geheimen Regierungsrath, Sachs von Harteneck des Hochverraths anklagte und diese seine Anklagen durch gewisse Briefe und die in dieser Sache erhobnen Zeugenverhöre zu begründen suchte. — Die Anklage des Fiskaldirektors stützte sich auf folgende Thatsachen: Harteneck habe den Johann Schuller, auch Hadnagy genannt, hinrichten lassen; — Harteneck habe zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, vorzüglich aber auf den Landtagen darnach gestrebt zwischen den drei ständischen Nationen eine verderbliche

Trennung herbeizuführen, und habe Seiner Majestät schädliche, den Umsturz des Staates bezweckende Rathschläge ertheilt; unheilvolle Berichte eingesandt; — Harteneck habe den Befehl des königl. Guberniums sowohl bei Gelegenheit der Hinrichtung des Hadnagy als auch der des David Collosvari mißachtet; ferner habe er Verschiedene unschuldigerweise des Hochverraths angeklagt, und die geheimen Beschlüße des Guberniums vielmals verrathen. —

Wir wissen bereits, welche Bewandtniß es mit diesen Anschuldigungen hat, und berufen uns auf das schon Gesagte. —

Csernatori, der Prokurator des Fiskaldirectors, schloß mit dem Antrage, den Sachs von Harteneck nach den Gesetzen zur Strafe des Hochverraths, das heißt zum Verluste seiner Güter und seines Lebens zu verurtheilen. —

Sachs war nicht persönlich vor dem Landtage erschienen; — wir wissen es nicht, ob er es selbst abgelehnt, oder ob er von Seite des Guberniums daran verhindert worden — er wurde durch Stephanus Gidofalvi de Eadem vertreten. — Dieser verlangte Copien der die Anklage begründen sollenden Briefe und Schriften, worauf, nachdem ihm diese zugestanden, die Verhandlung bis zum 3. December vertagt wurde.

Als die Verhandlung an diesem Tage wieder aufgenommen wurde, erhob der Advokat des Beklagten einige einfache Exceptionen, *) wogegen aber der Advokat des öffentlichen Anklägers, des Fiskaldirectors, einwendete, daß in einem Processe wie dieser, der auf die Anklage des Hochverraths hinausgehe,

*) certas quasdam exceptiones simplices erigere voluisset.

eine einfache Exception nicht statt finden könne. — Der Gerichtshof entschied zu Gunsten des Anklägers. — Als hierauf der Prokurator des Fiskaldirectors seinen schon gemachten Antrag wiederholte und behauptete seine Anklage erwiesen zu haben, nahm Stephanus Gidofalvi das Wort und erklärte: Der Beklagte habe niemals mit Wissen und Willen gegen Seine Majestät gefehlt, sondern stets nach Kräften sich bemüht, das Wohl des Vaterlandes und den Vortheil der Nation zu fördern. — Wegen der Geschichte des Johann Hadnagy könne man seinen Klienten nicht anklagen, da er nicht durch ihn, sondern durch den Magistrat von Schäßburg und das Gesetz verurtheilt worden sei. — Der Beklagte habe den Begnadigungsbrief Seiner Majestät nicht verletzt, da dieser sich blos auf das Verbrechen der Falschmünzerei bezogen habe, und Hadnagy verurtheilt worden sei, weil er über gewisse empfangene öffentliche Gelder sich nicht habe ausweisen können. — Der Beklagte habe nie Zerwürfnisse unter den Ständen beabsichtigt — er habe stets nur das Wohl seiner Nation zu fördern gestrebt, und allerdings in dieser Beziehung bisweilen bei Ihrer Majestät suppliciret. — Desgleichen leugne sein Klient Seiner Majestät verderbliche Rathschläge unterbreitet zu haben, so wie alle übrigen Beschuldigungen. —

Der Advokat des öffentlichen Anklägers erwiderte auf dieß, daß das nur Worte wären, die nichts bedeuteten; er habe das Verbrechen durch schriftliche und mündliche Zeugnisse nachgewiesen, und verlange daß nach Rechten gesprochen werde. —

Der Landtag deliberirt eine Weile und willfahrt dann dem Ankläger, indem er die Anklage auf Hochverrath für son-

nenklar erwiesen erklärt, und den Beinzichtigten zum Verluste des Lebens und aller beweglichen und unbeweglichen Güter verurtheilt. — Der Anwalt Harteneck's ist mit diesem Spruche nicht zufrieden und insinuirt die Appellation an Se. Majestät. — Nach einer kurzen Berathung entscheidet der Landtag für Nichtzulassung der Appellation und zwar aus folgenden Gründen: Erstens sei der Beklagte für König und Vaterland ein äußerst gefährlicher Mensch, der bis heute alle unglücklichen Zeitereignisse auszubeuten sich bemühe, und die Appellation selbst dazu mißbrauchen wolle; —

2tens. Er sei durch ungeheure selten erhörte Verbrechen dergestalt befleckt, daß er nicht werth sei, daß man ihn auf eine Art processire, wie es Kavaliere und Staatsbeamte verlangen können. —

3tens. Er ist auch vor dem Magistrate anderer Verbrechen überwiesen, und nach den Statuten der sächsischen Nation zum Tode verurtheilt worden. Diese lassen aber „in criminalibus“ keine Appellation zu, und sie könnte in diesem Falle nicht statt finden ohne Umgehung der Privilegien der sächsischen Nation. —

4tens. Der Beklagte selbst hat in dem Processe anderer unschuldiger Menschen, als des David Klausenburger und des Johann Schuller, keine Appellation zugelassen, und sich somit selbst das Gesetz gemacht. —

Wir haben diese beiden Processe deswegen, selbst auf die Gefahr hin langweilig zu werden, so ausführlich und ganz nach den vorhandenen Akten gegeben, um die Leser selbst in den Stand zu setzen sich über das Verfahren der beiden Gerichts-

höfe und die von derselben gefällten Urtheile eine Meinung zu bilden, und halten uns deswegen der Pflicht überhoben in eine Kritik dieses Verfahrens einzugehn. Nur dieß wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß wohl zu keiner Zeit und in keinem Lande ein ähnlicher Fall vorgekommen sein mag, wo ein Individuum zu gleicher Zeit vor zwei verschiedenen von einander unabhängigen Gerichtshöfen wegen ganz verschiedener Verbrechen prozessirt und zum Tode verurtheilt worden wäre. — Das Schicksal des unglücklichen Sachs war somit doppelt versiegelt, und seinen erbitterten Feinden im Mittel der Stände und der sächsischen Nation blieb kein andrer Wunsch übrig, als daß Sachs zwei Köpfe haben möchte. —

Bevor wir nun in der Erzählung dieser Begebenheit weiter gehn, müssen wir ein wenig Halt machen um einige Punkte zu erläutern, deren in dem Kriminalprozeß zwar Erwähnung geschieht, die aber einiger Aufhellung bedürfen, was uns nöthigt um einige Jahre in der Erzählung zurückzugehn.

20.

Bekenntnisse einer achtzigjährigen Matrone.

Jetzt, nachdem fast ein halbes Jahrhundert verflossen ist seit jenen traurigen Begebenheiten, die einen so düstern nie schwindenden Schatten auf mein langes Leben geworfen haben; jetzt, nachdem schon längst Alle hinübergegangen sind in ein besseres Jenseits, die eine thätige Rolle in dem trübseligen Drama gespielt haben und ich allein noch übrig geblieben —

ein alter verwitterter Stamm in dem frischen jungen Walde, der seither dem Schooße der Erde entstiegen ist; jetzt, nachdem jede Quelle der Freude und des Schmerzes in dem gealterten verknöcherten Herzen versiegt ist und der Sturm der Leidenschaften, der einst dieses jetzt so ruhige Herz in wilden Aufruhr hauchte, längst schon seine ermüdeten Fittige hat sinken lassen; jetzt nach einem langen Leben in Reue und Buße und Uebung schwerer Pflichten zugebracht, blicke ich noch einmal von dem Rande des geöffneten Grabes zurück auf die eingesunkenen Grabhügel derer, die ich einst geliebt und gehaßt, in deren Leben ich einst Blumen oder Dornen gestreut, von denen ich geliebt und gehaßt worden und Gaben der Liebe oder des Hasses empfangen habe. Die Geister längst Verstorbener verlassen ihre Gräber und umlagern mich in banger Stunde der Mitternacht und blicken mich trauernd an und fragen mich: „wo weilst du so lange? -- was thust du in dieser dir fremden Welt? Du hast mit uns geliebt und gehaßt, genossen und gelitten, gehofft und gefürchtet, geruht und gerungen — Du bist auf ewig in unsern Kreis gebannt! komme, ihn zu schließen! gar lange schon hat uns die Lücke Verdruß gemacht, die du erfüllen sollst! —

Ich höre Euer Mahnen, Ihr Geister gewesener Menschen! und neige mein Haupt dem Grabe entgegen. — Es hat mich herzlich verlangt in Euere Mitte zu treten um zu lieben, den ich einst geliebt, und zu lieben auch Euch, die ich einst gehaßt! —

Oh! wie so ganz anders schlägt das Herz, wenn wir nach einer langen Pilgerfahrt mit dem schleichenden Fuße an unsern aufgeworfenen Grabeshügel stoßen, als damals da wir im Son-

nenscheine des Lebens, im Sturme der Leidenschaften durch das Leben rauschen! Wie ganz anderes erscheinen jetzt meinem klaren Geistesauge Menschen und Dinge, als damals da mein Auge getrübt war durch die Dünste, welche aus einem von Leidenschaften und Begierden aufgeregten Herzen emporstiegen! Ich konnte Menschen hassen, die nicht schlechter und hassenswerther waren als ich! — Ich konnte Menschen lieben, welche keiner Liebe werth waren! — Ich konnte mit aller wilden Begierde eines kräftigen Herzens nach Dingen trachten, die, nachdem sie einige kurze Augenblicke im erborgten Lichte, womit sie eine jugendliche Phantasie umgeben, geglänzet, in der todtengrauen Farbe der Wirklichkeit erschienen; ich konnte nach Freuden und Genüssen haschen, welche himmlisch zu sein schienen und statt der gehofften Lust eine Hölle von Qualen in meinen Schooß schütteten! — — Gott! Gott! welcher thörichten Verblendung war ich hingegeben! — War all das was ich gehofft, gewünscht und errungen, mehr werth als eine Hand voll Staub? — Und all das was mich geängstet, wovor ich gezittert, was mich gekränkt hat — war es mehr als die Furcht eines Kindes das vor seinem eignen Schatten an der Wand in Schrecken geräth? — Alle Hoffnung und alle Furcht, alle Freude und aller Schmerz war eitel und thöricht, weil flüchtig und vergänglich wie die Dinge selbst, welche sie erregten, und bald wird auch die Erinnerung daran diesseit des Grabes zurückbleiben. —

Nein! ich rede thöricht! Die Erinnerung an alles was ich genossen und gelitten, was ich erstrebt und gesündigt wird nicht diesseit des Grabes zurückbleiben! sie wird meine unsterb-

liche Seele als ein unveräußerlicher Schatten durch die Grauen des Todes zu jenen lichten Gefilden begleiten, die mir einst mein sündhaftes Leben verschlossen hatte, der reuemüthigen und bußfertigen Sünderin die Gnade meines Erlösers wieder geöffnet hat; sie wird mich dahin begleiten um durch den Schatten, welchen sie auf meinen verklärten Geist werfen wird, mich anzueifern nach jener reinen Verklärung zu ringen, in der mein Auge die Seelen der Frommen und Heiligen erblicken wird. —

Ich war das einzige Kind reicher und vornehmer Eltern. Mein Vater war Königsrichter von Hermannstadt. Als einziges Kind besaß ich die ganze und volle Liebe meiner Eltern, und diese sparten nichts um mir diejenige Erziehung zu geben, welche mein Stand erforderte. Das war aber sehr wenig — ich lernte lesen, schreiben und rechnen, und verschiedene weibliche Arbeiten; und als ich den Katechismus fließend und ohne Fehler hersagen, einige Lieder aus dem Gesangbuche und die Sonntags-Evangelien auswendig gelernt und eine gewisse Anzahl von biblischen Historien meinem Gedächtniß eingeprägt hatte — nebenbei meiner Mutter bisweilen in der Küche hilfreiche Hand leisten konnte — ward meine Erziehung als vollendet betrachtet. — Und wie höchst unvollkommen nnd mangelhaft war sie! —

Ich bedaure nicht den Mangel an anderweitigen Kenntnissen, die allerdings geeignet sind dem Weibe zur Zierde zu dienen und dem Geiste und Gemüthe desselben ein edleres Gepräge zu geben — ich habe diesem mir allerdings empfindlichen Mangel in spätern Jahren durch ausdauernden Fleiß einigermaßen abgeholfen — aber wo blieb die sittliche und religiöse

Bildung des Herzens und des Gemüthes. — Dafür ward gar nichts gethan.

Meine Eltern waren rechtschaffene und verständige Leute, und nie hörte oder sah ich etwas Böses von ihnen, — aber sie waren nicht sorgfältig genug darüber zu wachen, daß ich auch von Andern das Böse nicht hörte und thun sähe. Mein Vater war fast beständig durch seine Amtsgeschäfte in Anspruch genommen und überließ mich gänzlich der Aufsicht meiner guten Mutter. Diese war eine stille und sehr thätige Frau, fast immer zu Hause und hatte so zu sagen nur Sinn für ihre häuslichen und Wirthschaftsgeschäfte. Ich war noch ein kleines Mädchen als mir die Gesellschaft meiner Mutter zu langweilig wurde; ich sehnte mich und verlangte nach Gespielen. Die Mutter war zu gütig um mir einen solchen unschuldigen und billigen Wunsch zu versagen, aber sie war nicht weise genug um eine gute Auswahl unter den Kindern der Nachbarschaft und der Verwandtschaft zu treffen. Sie ließ jedes Kind zu, das mit mir spielen wollte, und mir war jedes willkommen. Anfangs geschah dieß zwar nur unter den Augen meiner Mutter; bald aber begann uns die Gegenwart derselben unbequem zu werden, nnd durch Bitten und andere Kniffe erlangten wir es bald daß wir unsern Spielschauplatz im Hofe oder in einer andern Stube oder an sonst einem andern, je abgelegneren und verborgneren desto beliebteren Orte aufschlagen durften. Ich erinnere mich wohl daß ich bei diesen Spielen Dinge sah, hörte und lernte, die ganz geeignet waren die Aufmerksamkeit des Kindes auf Gegenstände zu richten, die ihr noch lange hätten fern bleiben sollen; daß durch Reden und Spiele die Scham=

haftigkeit, dieser holde, schützende Engel weiblicher Tugend, gar oft verletzt wurde, daß meine Eitelkeit durch die unverschämtesten Schmeicheleien der Kinder — denn Kinder sind größere Schmeichler und Heuchler als man denkt — genährt, mein Eigensinn durch die Willfährigkeit der Kinder, sich meinem Willen zu unterwerfen — denn der Gehorsame und Willfährige konnte gewiß sein bei dem bevorstehenden Imbiß einen größern Theil davonzutragen — immer hartnäckiger gemacht. — Was ich von den ungezogenen Kindern nicht lernen konnte, das lernte ich in der Gesindestube, dieser Lasterhöhle eines jeden Hauses. Meine Mutter, obgleich sie einsah daß die Gesindestube keine Schule der Sittlichkeit für ihre Tochter sei, war doch zu schwach meinem Willen zu widerstreben, wenn ich darauf bestand den Abend dort zuzubringen. — Hätte meine Mutter mir meinen Wunsch versagt; so würde ich trotzig und zornig gewesen, auch wohl geweint haben — und um mir diese Leiden zu ersparen, wie meine Mutter mein tadelnwerthes Betragen zu nennen pflegte, gab sie oft ihre Einwilligung zu Dingen, die sie offenbar mißbilligte. So ward der Grund meines Verderbens schon frühzeitig gelegt. — Ich war eigentlich, was man so zu nennen pflegt, ein gutes und artiges Kind; in meinem ganzen Wesen lag eine einnehmende Sanftheit und ein einschmeichelndes Wesen, das mir alle Menschen zu Freunden machte; ich zeigte oft eine Herzensgüte, die man nicht genug zu rühmen wußte; man erhob meinen Verstand als etwas ganz Außergewöhnliches — dabei war ich aber eitel, eigensinnig, und wenn man meinen Wünschen widerstrebte, rachsüchtig und unversöhnlich, und da ich verständig genug war einzusehn daß man mit solchen Eigen=

schaften nicht öffentlich auftreten dürfe, wenn man die Gunst seiner Nebenmenschen nicht verlieren und seinen Zweck erreichen will, so kleidete ich mich in das Gewand der Heuchelei und wurde falsch. — Aber alle diese Fehler blieben meinen Eltern wenigstens ganz unbekannt. — Sie waren für ihre durch Liebe geblendete Augen entweder ganz unsichtbar, oder gaben sie denselben, wenn sie doch gelegentlich hervortraten, andere entschuldigende Namen. —

Ein noch bedauerlicherer und unglückseligerer Fehler in meiner Erziehung war, daß man sich begnügt hatte meinem Gedächtnisse die Lehren unserer heiligen Religion einzuprägen, ohne mein kindliches Gemüth dafür eingenommen zu haben. — Man hatte mir Religionskenntniß beigebracht aber keine Religion. Meinem Gemüthe war jene Scheu vor bösen Gedanken und Thaten, wodurch wir den heiligen Gott beleidigen, gänzlich fremd; und eine Begierde oder ein Verlangen nach irgend etwas, das mir Vergnügen versprach oder ich mir in den Kopf gesetzt hatte, zu unterdrücken, weil es wider Gottes Gebote sei, schien mir fast lächerlich. Ich konnte mir wohl bisweilen einen Wunsch versagen oder auch ein kleines Opfer bringen; es geschah aber niemals aus einem sittlichen oder religiösen Grunde, sondern entweder aus Schwäche des Herzens, die man gewöhnlich Gutmüthigkeit nennt, oder aus Eitelkeit, oder aus Berechnung, daß ich etwas Besseres dadurch gewinnen könnte. — Dieser Mangel an religiösen Gefühlen und Ueberzeugungen hat mich an die Stufen des Schafots gebracht. Die Fehler und Schwächen meines Charakters hätten vielleicht durch das Uebergewicht eines reiferen Verstandes, durch Ueberlegung und nothwendige Selbst-

beherrschung gemildert oder gänzlich unterdrückt werden mögen — der gänzliche Mangel sittlicher und religiöser Gefühle ließen mich aber in der Stunde der Gefahr und Versuchung ohne Halt, und — ich fiel. — Ich wußte es sehr wohl als Kind schon daß das Böse böse und straffällig sei — aber dessen ungeachtet schien mir Böses thun, wenn es zur Befriedigung meiner Wünsche und Neigungen führte, ebenso natürlich als Alles andere, was der Mensch thut. Ich machte nur den Unterschied zwischen dem, was man öffentlich, und dem was man ingeheim thun müsse. —

Ich bin seit langer Zeit, seit jener furchtbaren Katastrophe, die meinem Denken, Fühlen und Leben eine ganz andere Wendung gab, ein ganz anderer, ein wiedergeborner Mensch geworden, und zwar dadurch, daß ein Strahl der himmlischen Religion in mein Herz schlug, mich erleuchtete, erschütterte und endlich beseligte. Mein Herz war ein tiefer finsterer Schacht, angefüllt mit böser Luft — ein Funken entzündet sie; sie zersetzt sich zwar unter greulicher Verwüstung — aber dann ist die Luft rein und geeignet das Leben zu nähren. —

Ich habe mich durch gröbliche Verirrungen und bittere Leiden zum wahren Glauben durchgekämpft, in welchem ich seit mehr als fünfzig Jahren nun gelebt und in welchem ich selig zu sterben hoffe — ich habe mich in dieser Zeit meines glaubensvollen Lebens oft gefragt: „wie ist es gekommen, daß diese Religiösität, der du seit fünfzig Jahren wenn auch nicht das irdische Glück des Lebens, doch den Frieden deiner Seele verdankest, und welche, wäre sie dir nicht fremd gewesen, dein und Anderer Lebensglück gerettet haben würde, nicht schon deinem

kindlichen Gemüthe eingepflanzt worden ist? — Ich denke der Grund dieser Erscheinung lag bei mir wie bei so vielen Andern darin: daß man Religiösität und Religionskenntniß für einerlei zu nehmen pflegt daß daher dieses Beibringen der sogenannten Religion die Eltern stets dazu privilegirten Personen überlassen; diese Personen in der Regel aber ganz und gar ungeeignet sind das Gemüth des Kindes für die göttlichen Wahrheiten der Religion zu erwärmen und zu begeistern. Was lernte ich in der Schule in Beziehung auf Religion: die biblischen Geschichten. — Ich erinnere mich noch sehr gut daß uns Mädchen die Geschichte von dem „keuschen Joseph,“ den Knaben aber die Geschichte von der „keuschen Susanna“ die interessantesten waren. — Dazu kam noch das ewige Hersagen des Katechismus, das mit der nämlichen Andacht geschah als das Hersagen des viel beliebteren Ein mal Eins. — Enthielt sich der rohe ungebildete Lehrer aller Erklärung, so war es noch gut; wagte er aber diese einmal, so hatte es keinen andern Erfolg als den einfachen kräftigen und wohlverständlichen Text des Katechismus zu verwässern. — In den zehn Geboten war immer nur die Rede von Fluchen, Zaubern, Tödten, Ehebrechen und Stehlen — Sünden, denen wir entweder ganz und gar nicht zugänglich waren, oder Sünden, welche wir nicht einmal dem Namen nach kannten, und deswegen darnach lüstern wurden. — Die Hauptsache war immer der Schluß: „Ich der Herr, bin ein eifriger“ ꝛc. Wenn der Lehrer, ein alter, mürrischer Mann auf diesen Schluß kam, so richtete sich seine gebückte Gestalt auf, seine knöcherne Linke strich die grauen Haare von der Stirne und seine Rechte nur von einem weiten Hemdeärmel bekleidet, erhob

drohend die geballte Faust; seine Mienen nahmen den Ausdruck des Zornes an und seine näselnde Stimme erhob sich zu einem widerlichen Diskant, wenn er intonirte: „Ich der Herr!“ — Lange Zeit habe ich nie an Gott, den Rächer alles Bösen, denken können ohne die Gestalt dieses Erklärers des Wortes Gottes vor mir zu sehn. Von der Liebe Gottes zu den Menschen, von dem Hauptgrundgesetz der christlichen Lehre: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst“ und „segne auch die, welche dich verfolgen“ hörten wir wenig oder gar nichts, aber desto mehr von der Höllenfahrt, der Auferstehung des Fleisches, dem Leibe und Blute Christi und der Austreibung des Teufels durch die heilige Taufe — Dinge, die wir Kinder nicht begreifen konnten und also höchst unfruchtbar für uns bleiben mußten. — Das war der wissenschaftliche Unterricht in der Religion, den ich mit so vielen Andern im Bausch und Bogen jeden Mittwoch und Samstag und Sonntag in der Schule und Kinderlehre genoß. —

Mit der Uebung der Religionspflichten im elterlichen Hause sah es nicht viel besser aus. Sie beschränkte sich darauf Mittags vor Tisch und Abends vor dem Schlafengehn ein Gebet gedankenlos herzusagen — — das Morgengebet blieb gewöhnlich weg, weil, wenn ich erwachte, Vater und Mutter schon bei ihren Geschäften waren. — Dazu gesellten sich noch manchmal erbauliche Lehren von meinem Vater: „Bleib immer gut und fromm mein Kind! Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht ꝛc. — Alles recht gut und schön, aber durchaus unzulänglich um ein echtes Gefühl der Frömmigkeit und heilige

Scheu vor dem allwissenden Gotte in das Gemüth des Kindes zu pflanzen. — Dieser Unterricht in Schule, Kirche und Hause war nichts mehr als eine Gedächtnißsache, ein Eingeübtes, etwas das der äußere Mensch abzumachen hatte — das Innere, das Herz und Gemüth des Kindes blieb dabei unberührt, ungepflügt und unbefruchtet.

Der trostreiche Glauben des Christen, die echte Frömmigkeit und Glaubensfreudigkeit ist die zarteste himmlische Pflanze, welche der Mensch zu handhaben hat. — In der Hand eines Fremden, eines Lehrers vertrocknet sie, ehe er sie in das Gemüth seines Schülers zu verpflanzen vermag; — nur der sorgsamen Hand des Vaters oder der Mutter wird es gelingen diesen Sprößling aus einer bessern Welt in dem Gemüthe des Kindes keimen zu machen. Die Schule wird immer nur Lutheraner, Kalviner, Katholiken u. s. w. bilden, nie glaubensfreudige fromme Christen, und die Wirksamkeit der Kirche wird sich immer nur über diejenigen erstrecken, welche diese Glaubensfreudigkeit in die Kirche schon mitbringen. —

Meine Eltern waren gut und fromm — verstanden es aber nicht ihrem Kinde diese Frömmigkeit mitzutheilen. Ich theilte in dieser Beziehung das Schicksal von Tausend andern Kindern — ich ward verwahrloset. —

Man denke nicht, daß ich als Kind schon verdorben und lasterhaft gewesen sei. — Nein! ich war nur auf dem Wege es zu werden. Meine Neigungen waren damals nicht auf schlechterdings böse Dinge gerichtet, und wenn mich Eitelkeit, Leichtsinn und schlechte Grundsätze auch hart an den Rand des Lasters führten; so war doch mein Verstand und ein gewisser

Stolz wieder groß genug um mich vor dem Sturze zu bewahren. — Doch wurde in meiner Kindheit der Grund zu dem gelegt was ich später ward. —

In Folge dieser verwahrloseten Erziehung ward ich eins von jenen gefühlvollen Geschöpfen, die schon in ihrem achten Jahre lieben zu müssen glauben. — Ich hatte in der Spiel- und Gesindestube schon viel von Liebe gehört und gesehn und wußte was wenigstens äußerlich dazu gehört. — Als ich acht Jahre alt war, war ich auch schon in voller Liebe. — Mein Geliebter war ein zarter blonder Knabe von zehn Jahren mit einem Mädchengesichte; er war aus der Nachbarschaft und seit längerer Zeit einer meiner getreuesten und gehorsamsten Spielgenossen. — Mir war diese Liebe Zeitvertreib; der Knabe liebte mich aber tödtlich. — Einmal war ich krank und mußte vierzehn Tage lang das Zimmer hüten. In dieser Zeit konnte mich mein Geliebter nicht sehn. — Sehnsucht nach mir machte ihn bald kränker als ich war, und sein Leben konnte nur dadurch gerettet werden daß ich ihn, nachdem ich das Zimmer verlassen durfte, täglich besuchte. — Der gute Junge! — Thränen füllen meine Augen, indem ich mich dieser kindischen Liebe erinnere. — Ich habe zwar später heftiger und leidenschaftlicher geliebt — aber ich selbst bin nie wieder so innig geliebt worden. —

Wir liebten auf die unschuldigste Weise ungefähr drei Jahre fort. — Als ich zu erwachsen war um mit Knaben spielen zu dürfen, und dem guten Hermann somit der freie Zutritt zu mir verwehrt war — hatten wir heimliche Zusammen-

künste. — Ohne einen Roman gelesen zu haben, hatte ich in der Gesindestube hinlänglichen Unterricht empfangen, wie man sich in solchen Dingen zu helfen habe. — Plötzlich wurde dieser Liebe durch den Tod Hermanns ein Ende gemacht. —

Ich ging an einem Sommer-Sonntage Nachmittags mit mehreren meiner Freundinen über „die Erlen" hinaus dem „jungen Walde" zu spazieren. — Blumen pflückend und Sträuße bindend, wohl auch einen bunten Schmetterling verfolgend, gingen wir immer weiter und weiter und achteten nicht darauf daß sich vor uns in den Gebirgen ein Gewitter aufgethürmt hatte. Ein Donnerschlag schreckte uns aus unserer Sorglosigkeit auf, war aber auch zugleich das Zeichen zum Aufbruch für das düstere Wolkenheer. — Es riß sich vom Gebirge los und brauste auf den Flügeln des Sturmwindes einher. Wir flohen der entfernten Stadt zu, hatten diese aber noch lange nicht erreicht, als der Regen in Strömen herabfloß. Wir kamen an die Stelle wo wir auf einem schmalen Brette den Schewesbach zu überschreiten hatten. — Meine Gefährtinen eilten ohne Aufenthalt hinüber und weiter fort — ich aber, als ich die letzte den Fuß auf das schwankende Brett setzen wollte, schauderte vor Furcht zusammen und blieb weinend stehn, denn der Bach war plötzlich durch den Regen angeschwollen und schob seine obersten Wellen schon über die Oberfläche des Brettes hinüber dieses sehr schlüpfrig machend. Als ich so weinend und unentschlossen dastand, verlassen von meinen Gefährtinen, die schon weit entfernt waren, kam mein Geliebter herbeigesprungen. — Er hatte es von mir erfahren, wohin wir zu gehn beabsichtigten, und war uns von ferne gefolgt. — Er trat

auf das Brett, und reichte mir die Hand um mir über den Bach zu helfen. — Ich zögerte noch furchtsam und unentschlossen — da riß der wilde, tobende Bach das Brett unter seinen Füßen weg; Hermann sank in die Fluthen und wurde durch die Heftigkeit derselben fortgerissen. — Der arme Junge hatte die Gegenwart des Geistes verloren und konnte sich nicht an das Ufer hinarbeiten, obgleich es nur wenige Schritte entfernt war. — Ich lief eine Weile am Ufer des Baches hin und in unsäglicher Angst den Namen des Knaben rufend, der vor meinen Augen mit den Wellen immer kraftloser rang, bis ich meinen Fuß in der Hast an eine Wurzel stieß und ohnmächtig zu Boden fiel. — Als ich wieder zum Bewußtsein kam, sah ich mich in den Armen eines jungen Mannes, der eifrig bemüht war mir beizustehn. —

„Sie leben!“ — sagte der fremde Mann mit klangvoller Stimme als ich die Augen aufschlug — „Nun fort! Es ist keine Zeit zu verlieren — das Unwetter ist im Zunehmen.“ — Mit diesen Worten faßte er mich in seine Arme, kämpfte sich mühsam, und nicht ohne Gefahr von den heftig andringenden Wellen niedergerissen zu werden durch den Bach, und schritt mit mir unter dem herabströmenden Regen der ziemlich entfernten Stadt zu. —

Welch ein schönes Antlitz sah ich, als er es nach einer Weile zu mir empor wendete um mich zu fragen, ob ich mich wohl befinde! — Es war das Antlitz eines Engels! — Seine glühenden Blicke machten mein Innerstes erbeben, und wie von einer unsichtbaren Macht berührt schlang ich meine Arme fester um seinen Nacken und ließ meinen Kopf auf sein triefendes

Hauptthaar sinken, das entblößt dem Regen sich darbot. Er erwiderte den Druck meiner Arme mit einer ähnlichen Bewegung, indem er mich heftig an sich preßte. — Ich erröthete und mein Herz pochte so heftig, daß er den Schlag desselben vernehmen mußte. —

Nach einer Weile kam ich zur vollen Besinnung, ich machte mich aus seinen Armen los und versicherte ihm daß ich mit seiner Unterstützung wohl die Stadt zu Fuß erreichen könne. — Aber ich brach abermals zusammen, denn mein Fuß schmerzte mich sehr, und war daher wieder genöthigt mich seinen Armen anzuvertrauen. Es war eine verhängnißvolle Nothwendigkeit, denn an sie kettet sich die lange Reihe von Fehltritten und Sünden und des sich daran knüpfenden Unglücks. —

Als ich mich zum zweitenmal und jetzt freiwillig den Armen des fremden Mannes überließ, als ich abermals und heftiger den Druck seiner kräftigen Arme, den warmen Hauch seines Athems empfand, als ich dicht an meinem Herzen das ungestüme Klopfen des seinigen vernahm, und meine Arme sich innig um seinen Nacken schlangen, da war der verhängnißvolle, unglückselige Bund der Liebe geschlossen. Als wir nahe der Vorstadt waren, sahen wir den armen Hermann an einem Erlenbusche hängen. Mein hilfreicher Freund ließ mich zur Erde hinabgleiten, sprang hinzu und zog Hermann an das Ufer. — Er war todt. —

Oh! wie bitter ist mir das Geständniß das ich ablegen muß. — Ich hatte von Natur aus kein böses Herz und in den Jahren, wo ich stand, kann in keines Menschen Herz die Grausamkeit noch Wurzel geschlagen haben — und doch sah ich

den blassen triefenden Leichnam Hermanns fast mit ungerührtem Herzen zu meinen Füßen im Grase liegen und keine Thräne floß seinem frühzeitigen durch die Sorge um mich herbeigezogenen Tode. — Alle Empfindungen meines Herzens waren nur auf einen einzigen Gegenstand gerichtet, nur von einem Einzigen in Anspruch genommen! von ihm an dessen Herz mein Herz so eben geklopft, dessen Druck, dessen Athem ich empfunden, der die heftigste Liebe in meinem Herzen entzündet hatte. — Es war David Klausenburger. —

Man sieht, daß die Folgen meiner verwahrloseten Erziehung schon anfingen sich geltend zu machen. Ich war damals etwa eilf Jahre alt und wußte wohl was das heftige Anpressen des Jünglings, der mich in seinen Armen trug, zu bedeuten habe, und fühlte nicht minder daß er durch die unbescheidenen Aeußerungen einer plötzlich erwachten oder vielleicht jetzt auch nur geheuchelten Entzückung meine hilflose unbeschützte Lage mißbrauchte; ich sagte mir daß er sich, während er mich in seinen Armen trug, Freiheiten erlaubte, die ein edles Gemüth verschmäht haben würde, und die wenn auch nicht mein Schaamgefühl doch meinen Stolz verletzten: aber dessen ungeachtet überließ ich mich seinen Armen und dem Drucke derselben und hatte nicht die Kraft mich denselben zu entziehn. — Mein Herz klopfte, meine Wange glühte, mein glühendes Auge suchte den Blick des seinigen, und als er mich endlich in einem der Häuser der Vorstadt auf einen Stuhl niedersetzte, ließ ich es willig geschehn daß er sich für die Mühe, die ich ihm gemacht hatte, mit einem Kusse von meinen brennenden Lippen bezahlt machte. —

Ach! welches Unglück wäre von mir und von Andern

abgewendet worden, wenn ich damals die Unschuld des Herzens noch gehabt hätte! wenn das Gefühl verletzter Schaamhaftigkeit noch lebendig genug in mir gewesen wäre! wenn ich gelernt gehabt hätte und geübt gewesen wäre dem Drange heftiger Leidenschaften und Begierden zu widerstehn und deren Gewalt durch den kräftigenden Gedanken an Gottes heilige Gegenwart zu brechen! Aber diese freundlichen Schutzengel des Weibes hatten mich schon längst verlassen — und ich war dem Wehen einer stürmischen Leidenschaft haltlos preis gegeben, die sich jetzt in meinem jungen Herzen zum Verderben Meiner und Anderer mit Riesenkraft erhob und bald eine gänzliche Verwüstnng meines Innern verursachen sollte! —

Die Liebe, die ich mit Hermann jahrelang gepflogen hatte, war nur kindische Tändelei und unschuldiger Art gewesen, denn Hermanns Gemüth war sanft und schüchtern und sein Sinn und Herz unverdorben — jetzt war es anders. Klausenburger war achtzehn bis zwanzig Jahre alt, seine Gesichtsbildung war edel und schön, sein ganzes Wesen angenehm und verführerisch, sein Geist mit gewinnenden Talenten begabt — aber sein Herz war ebenso wenig als das meine eine Wohnung der Tugend und Unschuld. — Oh! welch unglückseliges Zusammentreffen! — Wäre Klausenburger ein edler Mensch gewesen, so würde ich vielleicht durch diese Liebe gereinigt, veredelt worden sein; wäre ich gewesen, wie ich hätte sein sollen, so würde ich die Liebe dieses Mannes verschmäht haben. — So begegneten sich in heißer, wilder Liebe zwei Herzen, welche Beide den Leidenschaften und unlautern Begierden ohne Rücksicht auf die Gebote der Religion und ohne Scheu vor dem heiligen allwissenden höchsten

Wesen die Herrschaft darin abgetreten hatten; Beider Herzen horchten mit Entzücken auf die schmeichelnden Worte der Lust und die Frucht davon war — die Sünde. — Mein Vater war bereits todt und meine gute Mutter hatte alle Gewalt und Herrschaft über mich verloren. Ich hatte die unumschränkte Freiheit zu thun was mir beliebte errungen, und ich benützte diese zu häufigen heimlichen Zusammenkünften mit meinem Geliebten. — Klausenburger war damals Schüler des Gymnasiums zu Hermannstadt, und so lange sein Schulkursus dauerte setzten wir diese sündhafte Verbindung fort — und als sie endlich unterbrochen ward durch seine Abreise nach Wien, schworen wir uns ewige Treue und Liebe. Klausenburger sollte nach vollendeten Universitätsjahren wieder nach Hermannstadt zurückkehren und um meine Hand anhalten — ich sollte ihm bis dahin meine Liebe und Treue bewahren und jeden anderweitigen Antrag der Art zurückweisen. —

Mein Schmerz bei der Trennung von Klausenburger war heftig und wahr; — ich liebte ihn mit Innigkeit und hatte — nach meinen damaligen lasterhaften Gefühlen — glückliche Stunden mit ihm verlebt; unbekannt mit der wahren Beschaffenheit meines Herzens wähnte ich diese glücklichen Stunden nur in einer Verbindung mit Klausenburger zu finden, und war also dabei sehr betheiligt, nicht nur selbst den Eid der Treue zu leisten, sondern auch meinen Geliebten durch einen schweren Eid zur nämlichen Treue und möglichst baldigen Rückkehr zu verpflichten und mich durch Annahme meiner Hand zur glücklichsten der Sterblichen zu machen. — Hindernisse standen unserer Verbindung nicht im Wege; ich besaß ein bedeutendes Vermö-

gen und der Einwilligung meiner Mntter war ich gewiß, ob ich ihr gleich von meiner Liebe zu Klausenburger noch nichts gesagt hatte und sie auch nichts davon ahnete. — Jenes schöne Vertrauen, das bisweilen zwischen der Mutter und der erwachsenen Tochter statt findet, und für diese die treueste Hüterin und Warnerin ist vor jeder Verirrung des Herzens oder Gemüthes konnte — bei der Falschheit meines Herzens, bei meiner leichtfertigen Gesinnung meinem tadelnswerthen Lebenswandel nicht gedeihn; — Mit der größten Vorsicht hatte ich meine Liebe und mein Verhältniß zu Klausenburger den Augen meiner Mutter und aller Menschen zu entziehn gewußt. Heimlichkeit, Verborgenheit, die Gewißheit daß Niemand im Entferntesten meine Liebe und mein verabscheuungswürdiges Liebesglück ahnete — gab diesem Glücke seinen größten Reiz. — Auch gelang es mir vollkommen die Menschen zu täuschen. — In meinem siebzehnten Jahre galt ich nicht nur für ein schönes und liebenswürdiges, sondern auch tugendhaftes Mädchen — ach! während schon längst die Tugend weinend von mir Abschied genommen hatte! —

Wenige Wochen nach der Abreise Klausenburgers machte ich an mir eine Entdeckung, die mich anfangs sehr überraschte; ich fand nämlich daß die Qualen der Trennung, die ich mir so fürchterlich, fast unerträglich vorgestellt hatte, doch nicht gar so arg seien. — Die Einsamkeit, in die ich mich gleich anfangs zurückgezogen hatte und in der ich bis zu Klausenburgers Rückkehr zu verharren gedachte, hatte bald alle Thränen, die mir um den fernen Geliebten zu Gebote standen, aufgezehrt und

der bittere Schmerz vor einem lästigen Gefühle der Langeweile gewichen, ich fand daß ich in dem Andenken an den Geliebten und in der Erinnerung genossener Freuden die Befriedigung nicht fand, nach der mein Herz verlangte, und daß meine Einbildungskraft, wenn sie sich in den vergangenen Freuden satt geschwelgt hatte und sich der Zukunft zuwandte, dieses Glück der Zukunft mir immer mit weniger glänzenden Farben schilderte. So kam ich bald auf den Gedanken daß es höchst thöricht sei sich aus übel angewandter Sentimentalität der peinigenden Langeweile der Einsamkeit zu überlassen, während rings um uns her die Wogen des lauten und fröhlichen Lebens in goldenem Sonnenschein rauschten. Ich warf mich wieder in den Strudel des gesellschaftlichen Treibens, das wenn auch nicht Glück doch wenigstens Zerstreuung und Unterhaltung gewährt, ohne jedoch nur den leisesten Gedanken zu haben Klausenburgern mein feierlich gegebenes Wort zu brechen; nur war ich zu der angenehmen Ueberzeugung gekommen daß man Treue und Liebe einem entfernten Gegenstande eben so gut in den Zerstreuungen des Lebens als in einsamer Zurückgezogenheit bewahren könne. — Allerdings wunderte ich mich daß ich des Schmerzes der Liebe und Trennung so leicht quitt und ledig geworden war; — aber ich wußte damals noch nicht was ich seither erfahren und immer bestätigt gefunden habe, daß so wie nur eine reine und tugendhafte Liebe vollkommene Befriedigung des Herzens und echtes Glück gewähren kann, auch nur reine und tugendhafte Liebe jenen tiefen und wahren Schmerz kennt, der, wenn die Liebe zweier Herzen durch die Verhältnisse des Lebens — oder den Tod des Einen der Liebenden tödtlich ge-

troffen wird, seinen Schatten über das ganze Leben des Andern fallen läßt. —

Die Zerstreuungen des Lebens und die Freuden der Gesellschaft, denen ich mich nun um so rückhaltloser hingab, als mir durch mein Verhältniß zu Klausenburger früher hierin manche Beschränkung auferlegt worden war, hatten indessen nicht nur die Folge daß sich der Stachel des Liebesschmerzes immer mehr und mehr abstumpfte, sondern hatte auch noch die daß das Bild Klausenburgers immer mehr in den Hintergrund meines Herzens gedrängt wurde und mir bald nur halbzerflossen wie in grauer Nebelferne erschien. Allerdings mochten die glänzenden Gestalten, die sich täglich vor meinem Auge bewegten, Vieles dazu beigetragen haben. — Siebenbürgen war an das Haus Oesterreich übergegangen. Der Herzog von Lothringen, Graf Karaffa, Graf Michael Teleki nahmen nach einander ihren Aufenthalt in Hermannstadt und hatten einen glänzenden Generalstab um sich versammelt. Offiziere — und deutsche Offiziere von hoher Bildung und feiner Lebensart, strahlend im Glanze einer Tapferkeit, die sie in so mancher blutigen Schlacht mit den Ungläubigen bewährt hatten, waren für uns etwas Neues, für mich etwas Bezauberndes. Der kommandirende General; die ungarischen in Hermannstadt zahlreich gegenwärtigen Edlen, die Honoratioren der Stadt wetteiferten in Festen; — ich schlürfte die neue nie empfundene Lust in durstigen hastigen Zügen; ich ward von denen gesucht, geschmeichelt, angebetet, die ich selbst bewunderte und zu lieben verlangte — mein Kopf schwindelte; Klausenburger und die ihm eidlich zugesagte Liebestreue war in dem Taumel der Lust und des Entzückens untergegangen —

ich war in dringendster Gefahr — was hätte mich vor dem neuen Falle retten sollen, nachdem schon längst der feste Boden der Frömmigkeit und der Tugend unter meinen Füßen gewichen war? ich war in Gefahr einem dieser glänzenden, verführerischen, verwegenen Männer zur Beute zu werden, als die Erscheinung eines andern Mannes von außerordentlicher Art diese Schmach wenigstens von meinem Leben abwendete und mich mit sich in eine Bahn fortriß, die anfangs so glückverheißend war, und endlich für ihn und mich so traurig endete. —

Sachs! Sachs! Vernimm meinen Ruf in deinem schmachvollen Grabe in ungeweihter Erde, das dir die Bosheit und Grausamkeit deiner Feinde, die Undankbarkeit und Wankelmüthigkeit deiner Mitbürger gegraben! Vernimm die Stimme deiner Elisabeth — nicht deiner schönen, deiner herzenbezaubernden Elisabeth — die Stimme der gebeugten, ergrauten zu einer abschreckenden Mumie eingeschrumpften Elisabeth! — Höre meine Stimme, welche dich um Verzeihung anfleht! — Ich! ich habe dich getäuscht von jenem ersten Augenblick an, als dir meine Schönheit gefiel bis zu dem Tage wo das Gericht des gerechten Gottes über dich und mich hereinbrach! Du dachtest in dem schönen Gefäße einen reinen, unschuldigen Engel zu empfangen, und nahmst eine glänzende Schlange, eine giftige Natter an deinen Busen! — Oh! Unglückseliger! erkanntest du nicht in mir das schön übertünchte Grab, das in seinem Innern Moder und Verwesung birgt? — Gibt es für einen solchen Betrug eine Verzeihung, eine Sühnung? Dieser schändliche Betrug hat mir die bittersten Thränen aus den nie versiegenden Augen gelockt, hat mir die bitterste Reue gebracht,

und ist es der mir die empfindlichste Schaam verursachen wird, wenn ich dich nun bald wieder sehen werde, wie ich gewiß im Glauben an unsern göttlichen Erlöser hoffe! — Darum höre meine Stimme, du längst verklärter Geist, und verzeihe! — — Du hast auch in deinem Leben gestrauchelt und gesündigt — aber ich sage nicht daß ich dir verzeihe — denn im Bewußtsein meiner Schuld erkenne ich es nun mit zerknirschtem Herzen, daß ich nie Ursache gehabt dich anzuklagen!

Doch ich trockene die seltene Thräne, die noch einen Weg in mein trübes Auge gefunden und zitternd an der einzigen grauen Wimper hängt, die mir noch von all den glänzend-schwarzen übrig geblieben ist, und fahre in der Erzählung meiner Verirrungen fort! — Ach wie groß ist noch die Anzahl, wie fluchwürdig der Namen derselben! —

Es liegt etwas Großes, etwas Göttliches in der Erscheinung eines hochbegabten Mannes! — In lichtloser Nacht mag sich der Mond und Millionen anderer Himmelskörper ihres Glanzes und Schimmers erfreuen und ihre Strahlen bis in das Auge des Bewohners dieser lichtlosen Erde herabsenden — wenn die Sonne erscheint erbleicht ihr Glanz, ja sie verschwinden ganz vor dem überwältigenden Tagesgestirn. —

Johann Zabanius, der Sohn des gelehrten aber wenig beliebten Stadtpfarrers, war dieses überwältigende Gestirn. Er trat um diese Zeit in Hermannstadt auf. — Er trat auf, nicht um sich unter die Gesellschaft zu mischen, nein! um sie zu beherrschen. — Er hatte sich in Tübingen der Theologie gewidmet und war eben nach Hermannstadt zurückgekehrt; hatte aber hier sogleich das Lager der Diener Gottes verlassen und war zum

weltlichen Stande übergetreten. Er wurde sogleich als Provinzial-Notarius angestellt, denn ein großer Ruf war ihm vorhergegangen, und seine Persönlichkeit war nicht geeignet diesen sinken zu machen. Es ist unglaublich welchen Erfolg sein Erscheinen hatte. —

Zabanius stand damals in einem Alter von etwa sechs und zwanzig Jahren; sein Aeußeres bezauberte, sein Geist unterjochte. — Er war nicht Offizier, doch wenn er erschien waren aller Damen Augen auf ihn gerichtet; er war nur Provinzial-Notarius, aber der kommandirende General, die ungarischen Magnaten, die hochgestelltesten Personen unterhielten sich stundenlang während des Getümmels eines Balles in einer Fenstervertiefung mit ihm! Seine Unterhaltung war gleich anziehend für Militär-Personen, Staatsmänner und Damen; sie war stets belehrend, unterhaltend und geistreich. Graf Karaffa äußerte sich unverholen: „das ist der Mann, der uns Fremden die verwirrten Verhältnisse dieses Landes klar zu legen versteht.“ — Mancher ungarische Magnat sagte schon damals: „das ist ein Mann, den man in unser Interesse ziehn muß. Die Vornehmsten unter der Nation drückten sich im Vorbeigehen die Hände und flüsterten sich zu: „Seht Ihr dort den Zipser in der Ecke mit Sr. Excellenz? — Wir haben unsern Mann gefunden. — Gut, daß er den krausen Rock an den Nagel gehängt und einer der Unsern geworden!“ — Die Damen sagten nichts oder wenig, aber an der Zuvorkommenheit, mit der sie ihm einen Platz neben sich einräumten, an der Bereitwilligkeit, mit der sie eine Unterhaltung mit einem himmlischen Offizier abbrachen um sich von dem Provinzial-Notär unterhalten zu lassen,

die Aufmerksamkeit, mit der sie seiner Unterhaltung lauschten, und der Blick, mit dem sie ihn verfolgten, wenn er sie verließ, und der Seufzer, der ihren Busen entschlüpfte, wenn sie ihn unter der Menge aus ihren verfolgenden Blicken verloren, sagte mehr als: „das ist ein Mann!" —

Dieser Mann bemerkte mich in dem reichen Kranze der schönen Frauen, suchte mich mit seinen Blicken, widmete mir jedesmal den größern Theil des Abends, zeichnete mich bald vor allen Andern mit Entschiedenheit aus — mich die Unwürdigste von Allen! — Wohl fühlte ich damals diese Unwürdigkeit nicht; ich war weit entfernt die häßlichen Flecken zu erkennen, die mich, wären sie für Andere sichtbarer gewesen als für mich, zum Gegenstande des Abscheues aller Tugendhaften gemacht haben würden — ich hielt mich nicht für schlechter als Andere, obgleich diese Sünden nicht einmal dem Namen nach kennen mochten, mit denen ich schon längst vertraut geworden war — ich nahm die Huldigung dieses ausgezeichneten Mannes an, wozu mich die Eitelkeit verleitete; seine Unterhaltung fesselte mich; — ich stellte Vergleichungen zwischen ihm und meinem militärischen Anbeter an — ich ließ diesen fallen und wandte meine Neigung entschieden dem Provinzial-Notarius zu. — Nach kurzer Zeit ward ich seine Gattin. —

Durch diese Verbindung schien mir ein neuer Stern aufgegangen zu sein. Ich fand in dieser Ehe ein Glück, das ich nie verwirklicht zu sehen gedacht hatte. Den Mann, den ich früher nur schön, liebenswürdig und geistreich gefunden hatte; mußte ich bewundern — es war eine Zeit, wo er meine ganze Seele zu erfüllen schien; ich ward von ihm geliebt und erwiderte

diese Liebe aufrichtig, denn es gab nichts Liebenswürdigeres, Edleres und Vollkommneres als Zabanius damals war, oder vielmehr zu scheinen wußte. — Mein Glück wäre vollkommen gewesen, wenn nicht sonderbarerweise die Erinnerung an meine frühern Verirrungen häufiger und lebhafter geworden wäre, je höher die Empfindung meines Glückes stieg, und dieses Glück getrübt hätte. Die Erinnerung an meine frühere Erniedrigung veranlaßten mich zu Betrachtungen, die mir den Stachel der bittersten Reue in das Herz drückten. Diese Reue entsprang aber nicht einer lautern Quelle; sie verdankte ihr Entstehen nicht der Erkenntniß daß ich gegen Gottes heilige Gebote gesündigt hatte, und konnte also auch nicht andauernde Besserung und Reinigung meines Herzens zur Folge haben — ich sollte noch tiefer sinken und das Verderben, zu dem die Sünde führt, schwerer empfinden, bis ich zu dieser heilsamen Erkenntniß gelangen sollte! Die bittern Gefühle, die sich mir damals so häufig aufdrängten, entsprangen aus verletztem weiblichem Stolze. Je höher mein Gatte in meiner Achtung stieg, je mehr ich ihn anzubeten mich gleichsam genöthigt sah, je öftere Vergleichungen ich zwischen ihm und Klausenburgern anstellte; desto tiefer sank dieser in meiner Meinung. Ich erkannte es nun zum erstenmal daß er unedel, unwürdig an mir gehandelt hatte, daß ich die erste heiße Liebe einem Nichtswürdigen geschenkt hatte — ich fühlte daß durch diesen Mann meine weibliche Würde mit Füßen getreten worden war — ich fühlte daß ich unwürdig eines Gatten war, der meinen Augen damals so rein, so mackellos erschien. — Ach! wäre diese Tugend meines Mannes nicht

nur Schein gewesen, vielleicht hätte sich mein Herz an derselben zu reinen Tugendgefühlen entflammt! Wäre er selbst nicht herabgesunken von seiner Höhe, vielleicht hätte ich mich zu ihm mit der Zeit emporgerungen und die Verirrungen des Mädchens durch treue und tugendhafte Erfüllung der Pflichten der Gattin und Mutter getilgt! — Aber der Heiligenschein, in welchem mir mein Gatte erschien, zerrann bald, nnd meine künstliche Tugend, die mich als Gattin auf dem Pfade des Rechts bisher unterstützt und geleitet hatte, brach bei dieser Entdeckung wie morsches Rohr zusammen, und ich war wieder ohne Halt dem ersten ausbrechenden Sturm der Leidenschaft oder der Gewalt der Verhältnisse preis gegeben. —

Fünf Jahre waren indessen in zunehmendem ungestörtem Glücke verflossen. Mein Gatte hatte während dieser Zeit sich zur vollkommenen Zufriedenheit der Nation des ihm gewordenen schwierigen und ehrenvollen Auftrages bei dem Allerhöchsten Hofe entledigt; seine Mitbürger erhoben ihn schnell bis zur Würde eines Stuhlsrichters und Bürgermeisters. Die Ehre, die meinem Gatten gebührte, und die Achtung, die man ihm freiwillig zollte, begleitete mich überall hin, und dieß, so wie die sich stets gleich bleibende liebevolle Aufmerksamkeit meines Gatten gegen mich, und das Dasein zweier Mädchen, die ich während dieser glücklichen fünf Jahre geboren hatte, erhöhte mein Glück zum höchsten Gipfel. Da machte ich zufälligerweise die Entdeckung daß Zabanius die mir gelobte Pflicht der Treue verletze und seit längerer Zeit mit verschiedenen weiblichen Personen nicht nur des höhern Standes als mit der Gattin seines leiblichen Bruders und der Frankin, sondern auch mit Dirnen aus der

dienenden Klasse Liebesintriguen angesponnen und unterhalten habe. — Das glänzende Licht, in welchem mir bisher mein Gatte erschienen war und welches die Bedingung meiner Liebe und Tugend war, zerrann und mit ihm der schöne Traum des Glücks. —

In den ersten Tagen nach dieser schmerzlichen Entdeckung that ich Alles das was, wie ich glaube, die meisten Frauen in ähnlichen Fällen thun: ich weinte, ich rasete, ich überhäufte meinen Gatten mit allen erdenklichen Schmähungen, ich entzog mich meinen Kindern und dem gemeinschaftlichen Tische, ich verschloß mich tagelang in meinem Zimmer und rannte dann wieder tagelang durch das Haus, Thüren auf und zuschlagend daß die Fenster erklirrten, zankte mit dem Gesinde und machte das ganze Haus toll. Dann packte ich meine Wäsche und Kleinodien ein und wollte das Haus verlassen, auf gerichtliche Trennung von dem ungetreuen Manne antragen und den Skandal so groß als möglich machen. Ueber dem Einpacken fielen mir dann wieder meine Kinder ein, und die eine Zeitlang gewaltsam zurückgedrängten Thränen brachen wieder mit neuer Macht hervor und erweichten mein Herz — kurz! ich that Alles wozu unvernünftiger Zorn, ungezügelte Leidenschaft und gekränkte Eitelkeit ein Weib verleiten kann — nur das nicht was ich vernünftigerweise hätte thun sollen. — Mein Gatte war in diesen Tagen des Zorns die Sanftmuth selbst. — Er bat, er flehte, er suchte sich zu entschuldigen, versicherte mich seiner ungeschwächten Liebe, versprach Alles, nahm Himmel und Erde zu Zeugen seiner Besserung, beschwor mich bei dem Leben unserer Kinder

zu verzeihn und zu vergessen — das Alles half nichts, konnte meinen Zorn nicht besänftigen. — Der Zorn verzehrte sich endlich selbst, machte aber einer viel häßlicheren Leidenschaft Raum — der Rache. — Ich ward äußerlich ruhig; ich überlegte und sobald ich zur Ueberlegung kam, sah ich ein daß ein solches Betragen und Verfahren, wozu ich mich hatte hinreißen lassen, eitel Thorheit sei — die Thorheit aller Thorheiten aber gewesen sein würde, wenn ich meinen Gatten verlassen und die gerichtliche Trennung nachgesucht haben würde. — Ich zog hiebei nicht so sehr das Wohl meiner Kinder in Betracht als meine eignen Wünsche. — „Was bist du“ — sagte ich zu mir selbst — „wenn du nicht mehr die Gattin dieses gefeierten Zabanius bist! — Ein bemitleidetes Weib, das man um dieses gefeierten Mannes willen vernachläßigen, vermeiden, eine Thörin vielleicht schelten wird. — Nein! ich will bleiben! Er soll mich wenigstens mit seiner Ehre und seinem Ansehn decken, wenn er mir nicht mehr das Glück der Liebe gewähren kann! — Und soll ich so jung noch auf dieses schon verzichten? — Ha! das ist ein köstlicher Gedanken! — das ist Rache und Genuß zugleich! Zabanius wir wollen quitt werden!“ — — Solche Gedanken flüsterte mir der Böse ein, und ich erfaßte sie mit der Freude eines teuflischen Herzens. —

Oh! ihr Schutzgeister der weiblichen Tugend! warum hattet ihr mich gänzlich verlassen? warum standet ihr mir nicht bei in dieser schweren Stunde der Prüfung? Warum überließet ihr mein Herz mitleidslos der unheilvollen Gewalt böser — böser Leidenschaft? — Oh! hättet ihr mir zugeflüstert daß Dulden des Weibes Schicksal ist; daß Versöhnlichkeit, Verzeihn und

Vergessen der Balsam ist, den die Natur dem Weibe für so viele unschuldige Leiden, die es über sich ergehn muß lassen, mit liebreichen Händen geschenkt; daß Sanftmuth die besten Waffen sind, die das Weib mit nie treulos werdendem Glücke gegen die Unbilden des Mannes anwenden kann; daß feste Beharrlichkeit auf dem Pfade der Tugend das einzige Mittel ist den auf Irrwege gerathenen Gatten auf die rechte Bahn wieder zurückzuführen! — Und du freundlicher Genius, der du das betrübte und geängstete Herz des Menschen hinweisest zu jener unsichtbaren, vollkommneren Welt — warum warst du so ferne von mir? Warum standst du mir nicht zur Seite mir zuzuflüstern: „Suche Belehrung und Trost im Buche der Bücher, das du bisher vernachläßigt hast — suche Muth und Erhebung im frommen Gebete!“ — Sie blieben stumm diese rettenden Schutzgeister! Sie hatten mich verlassen! sie waren schon in früher Zeit aus einem Herzen gewichen, das ein Schauplatz wilder Leidenschaften und sündhafter Begierden werden sollte — und da waren die bösen Geister eingezogen und deren unheimliches Walten vernahm ich allein.

Nachdem ich meinen Entschluß gefaßt hatte, nahm ich wieder meine Stelle in der Haushaltung und im Schlafgemache ein. — Meine Miene ward wieder heiter, und Alles war wieder in seinen ordentlichen Gang gekommen. Aeußerlich war Alles wieder wie vorher; wie auf dem wieder ruhig gewordenen Meere deutete nichts auf den Sturm, der so eben gewüthet und das Unterste zu oberst zu kehren gedroht hatte. — Aber in meinem Innern war eine vollkommene, schauerliche Veränderung vorgegangen. — Lange Uebung in der Verstellungskunst,

zu der ich während meines ganzen verflossenen Lebens meine Zuflucht hatte nehmen müssen, machte mir es leicht die Umwandlung des Innern meinem Gatten und der Welt zu verbergen. —

Nachdem ich die Kränkung, die meiner Eitelkeit und meinem Stolze widerfahren war, überwunden und ich mich daran gewöhnt hatte meinen Gatten in seiner wahren, alles erborgten Schmuckes entkleideten Gestalt zu erblicken, fühlte ich mein Herz durch den Gedanken erleichtert: „Er ist auch nicht besser als du; er ist ein Sünder wie du.“ — Der Gedanken an die Tadellosigkeit und Rechtschaffenheit meines Gatten hatte bei dem Bewußtsein meiner Schuld immer etwas Niederdrückendes, Beängstigendes für mich gehabt. Dieses Gefühls war ich nun quitt und ledig, und die Empfindung davon war eine angenehme, deren Süßigkeit durch den Gedanken zu nehmender Rache erhöht wurde.

Es verging einige Zeit, ehe ich zur Ausführung meines Vorhabens schritt. Ich wollte Umstände, günstige Gelegenheit abwarten und nicht ohne Gewinn für mein Herz eine That begehn, welche, wie ich wußte, höchst sündhaft und straffällig war. — Mein Gatte führte diese günstige Gelegenheit selbst herbei, und ich war beharrlichen Charakters genug, wenigstens im Bösen, vor der Ausführung der That nicht zurückzubeben, zu deren Vollbringung ich mich einmal entschlossen hatte. — Eines Tages, als ich in den Speisesaal trat, fand ich daselbst mit Zabanius einen fremden Mann, den mir jener als seinen Sekretär und somit unsern künftigen Hausgenossen vorstellte. Ich richtete meine Augen während dieser Vorstellung prüfend

auf das Angesicht des Fremden und erkannte in ihm — David Klausenburger. — Er stand vor mir in der Blüthe seines Alters, in dem Schmucke männlicher Schönheit, mit seinem feinen geistreichen Gesichte. Ich gerieth in so heftige Verwirrung daß Zabanius verwundert fragte, ob ich den Herrn Klausenburger schon kennte, und wo und wann ich seine Bekanntschaft gemacht habe. —

Ich war noch nicht entschieden ob ich diese Fragen bejahen oder verneinen sollte, als Klausenburger das Wort nahm und mir aus der Verlegenheit half. „Nie, gnädiger Herr!" sagte Klausenburger mit der ruhigsten und ernsthaftesten Miene — Nie habe ich Ihre Dame früher gesehn." — Ich hatte indessen Zeit mich zu fassen, und da ich während seiner Antwort den Ring an seinem Finger bemerkt hatte, den ich ihm bei unserm Abschiede gegeben hatte, und der einem andern, den ich noch besaß, vollkommen ähnlich war, nur mit dem Unterschiede, daß sein Ring meinen Namen und mein Ring seine Namens-Chiffre an einem verborgenen Orte trug, sagte ich unbefangen: „Es ist sonderbar; es hat nicht das Angesicht dieses Herrn, den ich in der That bis diesen Augenblick nicht gesehn habe, meine Verwirrung, in der ich mich betreten lassen, verursacht, sondern dieser kleine goldene Ring, den der Herr am Finger trägt, und der mit einem meiner Ringe eine vollkommene Aehnlichkeit hat, so daß in mir der lächerliche Gedanke aufstieg, es müsse mein Ring sein." —

„Ihr seid doch sehr trügerische Geschöpfe, ihr Weiber" nahm Zabanius das Wort — „Während es schien, als wolltest du in dem Angesichte dieses Herrn seine Vergangenheit und

Zukunft enträthseln, blicktest du auf einen Ring an seiner Hand, der sich unter den übrigen größern und glänzenden kaum bemerkbar macht.“ —

„Ich erröthete aufs Neue bei dieser treffenden Bemerkung meines Gatten und betheuerte daß die beiden Ringe ganz gleich seien. —

„Nun so hole den deinen herbei, damit wir die beiden Zwillingsbrüder mit einander konfrontiren“ — sagte Zabanius lächelnd, und ich eilte davon, froh einige Augenblicke zu gewinnen um mich zu fassen. —

Ich kam mit dem Ringe zurück, er wurde mit dem des Sekretärs verglichen und natürlich vollkommen ähnlich gefunden, da ich sie Beide zu gleicher Zeit und bei dem nämlichen Meister hatte verfertigen lassen; man wunderte sich und ließ endlich die Sache fallen. Worüber ich sehr große Erleichterung fand, da ich befürchtete, mein Gatte würde die geheime Chiffre an einem oder dem andern Ringe entdecken. —

Ich dachte damals mich sehr klug aus der Sache gezogen zu haben, hatte aber später Ursache das Gegentheil zu glauben. Dieser Ring kam mir nach kurzer Zeit abhanden und spätere Ereignisse haben in mir den Verdacht erregt, daß mein Gatte mir denselben entwendet um eine genauere Untersuchung zwischen der Aehnlichkeit der beiden Ringe anzustellen, indem durch die Aehnlichkeit dieser Ringe wahrscheinlich der Verdacht, daß ich Klausenburgern schon früher gekannt, bei Zabanius eher vermehrt als gehoben wurde. — Ich habe jedoch hierüber nie Gewißheit erlangen können.

Während der Mahlzeit beobachtete Klausenburger denselben unerschütterlichen Gleichmuth; er that mit mir vollkommen fremd; kein einziges Wort, kein verstohlner Blick deutete auf unsere frühere Bekanntschaft, auf unser ehemaliges Verhältniß hin, ob ich gleich schamlos und unbesonnen genug war, ihm hiezu die unzweideutigsten Aufmunterungen zu geben. — Diese vollkommene Selbstbeherrschung ärgerte mich zwar — doch war ich ihm auch dankbar dafür, denn es entging mir nicht daß Zabanius mich und ihn scharf beobachtete. —

Die Erscheinung Klausenburgers in unserem Hause hatte mit einem Male meine verbrecherischen Racheplane zur Reife gebracht und mich zur alsbaldigen Ausführung derselben angespornt. — „Nun! Zabanius!“ — rief ich in meinem Zimmer triumphirend aus — „Du sollst ein Weib haben Deiner würdig! Liebe um Liebe — Haß um Haß! — Treue um Treue — Verrath um Verrath! — Aug' um Auge! Heißt es nicht so in der heiligen Schrift?“ — setzte ich mit fluchwürdigem Aberwitze hinzu — — „Ha! welch ein Mann! Wie fein seine Manieren! Wie geistreich und belehrend seine Unterhaltung! — Ha! ein Gott hat mir ihn zugesandt! Ich räche mich durch den Einen am Andern!“ —

Klausenburger war in der That ein höchst gebildeter, einnehmender und schöner Mann. Nachdem er dem Rechtsstudium in Wien einige Jahre obgelegen, hatte er eine lange Reise durch Deutschland, Frankreich, Italien gemacht und so Gelegenheit gehabt, seinen reichbegabten Geist mit vielen Kenntnissen und Lebenserfahrungen auszustatten. — Dieser Mann, dem ich schon früher meine Liebe als ein freiwilliges Geschenk

hingegeben hatte, sollte nun mit meiner unglückseligen Liebe zum zweitenmal beglückt werden. An der Annahme dieses gefährlichen Geschenkes zweifelte ich um so weniger, als er bei seiner Rückkunft in's Vaterland etwa zwei Jahre früher um eine geheime Unterredung mich schriftlich angegangen und mir zugleich auf diese Weise die heftigsten Betheurungen seiner fortdauernden Liebe wiederholt hatte. — Ich lebte damals in zu glücklichen häuslichen Verhältnissen, als daß ich diese durch einen leichtsinnigen Schritt gefährden hätte wollen; Zabanius stand damals zu hoch in meiner Achtung und hatte meine Liebe zu sehr zu gewinnen gewußt, als daß mir ein solches Zumuthen von einem Manne, der meine erste Liebe so arg mißbraucht hatte, und der seit ich die tugendhafte Liebe eines edeln Mannes zu schätzen gelernt hatte, so tief in meiner Achtung gesunken war — nicht den höchsten Abscheu eingeflößt haben sollte. — Ich ließ daher seine wiederholten Schreiben unbeantwortet, seine Bitten blieben unerhört. — Ich sah ihn damals nicht, und nach kurzer Zeit hörte ich nichts mehr von ihm.

Jetzt hatte sich die Lage der Dinge geändert; seine Erscheinung, seine Aufnahme im Hause war mir der glücklichste Zufall, und ich brannte vor Begierde mich schamlos unter beschwerenden Umständen zum zweitenmal ihm in die Arme zu werfen. — Ich bereuete dabei ganz und gar nicht ihm mein gegebenes Wort gebrochen und Zabanius meine Hand gegeben zu haben. Im Gegentheil, es war mir so recht wie es war; Klausenburger war ohne Bedeutung in der Gesellschaft, war nichts — Zabanius hatte mir einen Rang gegeben; von der Achtung, die ihm gezollt wurde, war ein so reichlicher

Antheil auf mich gefallen, daß meine Eitelkeit und mein Stolz befriedigt waren. —

Noch an demselben Nachmittag ließ ich Klausenburgern ein Brieflein zukommen, worin ich ihn in der Abenddämmerung an einen verborgenen Ort im Hause kommen hieß um mir von seiner abscheulichen Kälte und Gleichgültigkeit, die er mir bei Tische gezeigt, Rechenschaft zu geben. — Die Abenddämmerung kam, ich harrte mit Ungeduld am bestimmten Orte, — er kam nicht. — Verdrüßlich entfernte ich mich. Am Abendtische suchte ich in seinen Augen eine Entschuldigung seines Ausbleibens zu lesen. — Vergebens! dasselbe starre, fremdthuende Betragen wie am vorigen Tage. — „Ach! tröstete ich mich, er traut mir vielleicht nicht! — Er hat Recht; — ich habe ihn durch meinen Treubruch schwer getäuscht! — Ich will deutlicher sein." — An den darauf folgenden Tagen schrieb ich ihm ähnliche Briefe — immer mit demselben Erfolge. — Ich ward ärgerlich, tröstete mich aber mit dem Gedanken, es sei nichts als Koketterie von seiner Seite.

— Mein Gatte war eines Nachmittags abgereiset und wollte erst den folgenden Tag zurückkehren. — Ich lud Klausenburgern ein mich im Garten vor dem Burgerthor zu treffen — ich wolle dort ganz allein seiner harren. — Ich harrte den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend — vergebens! Klausenburger kam nicht, und ich sah ihn denselben Abend nicht. — Ich ward zornig; besänftigte aber meinen Zorn mit dem Gedanken; er will Rache nehmen für die gebrochene Treue. „Es sei" — dachte ich — „er nehme sie — ich hab es verdient. Dann aber wird er auch wieder vergeben und vergessen können." —

So strich eine geraume Zeit hin unter vergeblichen Bemühungen von meiner Seite eine geheime Unterredung mit Klausenburgern herbeizuführen. — Mein Zorn hatte bald keine Grenzen mehr; doch tröstete ich mich mit dem Gedanken: „er fürchtet sich vor Zabanius.“ — Um ihm diese Furcht zu benehmen, um ihm Vertrauen einzuflößen schrieb ich ihm einen schaamlosen und thörichten Brief. Ich beteuerte darin ihn immer geliebt zu haben und zu der Verbindung mit Zabanius von meiner Mutter gezwungen worden zu sein; — ich schilderte ihm wie schlecht Zabanius an mir gehandelt habe, und daß ich nur in seinen Armen Ersatz für diesen Schimpf finden könne; ich deutete auf glücklich verlebte Stunden in seinen Armen hin ohne nähere Zeitbestimmung, und beschwor ihn mir wieder zu sein was er mir gewesen. — Jetzt erhielt ich die erste Antwort auf alle meine Briefe. — Mit zitternder Hast öffnete ich das Billet. Ich las: „Ich verachte Euch, Elisabeth! Verschonet mich fernerhin mit Eueren Zudringlichkeiten.“ — Vernichtet sank ich in einen Armstuhl. — „Nein! das ist zu viel“! — fuhr ich nach einer Weile der Erstarrung empor — „das ist zu viel! — Er verachtet mich! — Mich! mich verachten. — Warte, Heuchler! Wir wollen sehn! — Verachten willst du mich! — Nun ja, das magst du thun — aber zuerst sollst du mich lieben! Sollst mir zuerst wie ehmals in Liebe rasen — dann magst du mich verachten — dann mag ich deine Verachtung wohl ertragen!“ —

Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich wußte daß Zabanius in vierzehn Tagen auf längere Zeit verreisen sollte —

bis dahin wollte ich mich ruhig verhalten, und dann die Sache zur Entscheidung bringen. —

Man sieht, daß sich nun alle Fehler meines kindlichen Gemüthes in furchtbarer Weise entfalteten. Rachsucht, Eigensinn, Beharrlichkeit in dem was ich mir einmal in den Kopf gesetzt hatte, keine Rücksicht auf weibliche Würde, kein Gedanke an Tugend und Sittlichkeit! Nur Haß, Leidenschaft und sinnliche Begierde — denn diese hatte sich allerdings dazu gesellt und war durch den Widerstand, den sie gefunden, zur furchtbaren Stärke herangewachsen.

Mein Herr reisete am bestimmten Tage ab; ich erwartete mit kindischer Ungeduld die Zeit des Mittagsessens. Sie kam, ich ging zitternd vor Aufregung in den Speisesaal und — fand den, den ich dort allein zu treffen wünschte, nicht. — Ich fragte einen Diener nach dem Sekretär. — „Wie, wissen Ihro Gnaden nicht“ — sagte der Diener verwundert — „was mit dem Sekretär sich ereignet hat?“ —

„Kein Wort! Was ist's?“ — fragte ich hastig. —

„Du mein Gott! man hat ihn gestern Abends verhaftet, und er sitzt im Rathhause im Arrest.“

Ich war wie vom Donner gerührt. — „Auf wessen Befehl?“ — fragte ich weiter. —

„Auf des gestrengen Herrn Befehl.“ —

„Ha!“ — entfuhr es mir unwillkürlich. —

Es schien mir Alles klar zu sein. — „Mein Herr muß einen meiner Briefe zu Gesichte bekommen haben,“ dachte ich — „die darin enthaltenen Andeutungen auf früheres Liebesglück auf die neueste Zeit bezogen, und aus Eifersucht Klausenbur-

gern verhaften haben lassen, um bis zu seiner Rückkehr weitern Verletzungen meiner Pflichten zuvor zu kommen.“ —

Ich ward zwar durch die abermalige Vereitelung meiner Wünsche in nicht geringen Ingrimm versetzt, und die Gedanken, mit welchen ich meinen Gatten auf seiner Reise begleitete, waren nicht von der zärtlichsten Art; beruhigte mich jedoch über das Schicksal Klausenburgers, da ich entschlossen war im Nothfalle Alles zu entdecken, wodurch die Schuldlosigkeit Klausenburgers in's Licht gestellt werden mußte. — Vor dem Zorn meines Gatten fürchtete ich mich nicht. — Konnte er eine That an mir bestrafen, die er selbst straflos geübt hatte? —

Mein Herr kam an — ich machte mich auf eine heftige Scene gefaßt — nichts von alle dem. — Zabanius war mehr als liebreich, gefällig und gütig gegen mich. — Er nannte mich zehnmal in einer Viertelstunde „sein liebes Lieschen“ und konnte nicht ermüden mir alle erdenklichen Beweise seiner Liebe zu geben. — Ich stutzte und erwartete jeden Augenblick den Sturm ausbrechen zu sehn. — Es geschah nicht, und was mich noch mehr in Unruhe versetzte, war daß Klausenburgers mit keinem Worte erwähnt wurde. So vergingen einige Tage; ich konnte in solcher Ungewißheit nicht länger bleiben und fragte Zabanius um die Ursache der Verhaftung Klausenburgers. —

„Ach! Lieschen!“ antwortete dieser — „das ist eine unangenehme Geschichte — ich bedaure den jungen Mann.“ —

„Was hat er denn verbrochen?“ —

„Du weißt daß er, ehe er in meine Dienste trat, in gleicher Eigenschaft bei der Frau des Superintendenten angestellt war; da hat es sich nun entdeckt daß er mit dieser Lucretia

einen Ehekontrakt gemacht hat — und der hochwürdige Herr ist nicht nur noch am Leben und denkt in den nächsten fünf und zwanzig Jahren nicht zu sterben. —

„Einen Ehekontrakt unterzeichnet mit — — ?" — Ich muß gestehn daß ich mich vor Verwunderung oder vielmehr Aergerniß kaum zu fassen wußte, und dieser Umstand sehr geeignet war mein Interesse für Klausenburger abzukühlen. — „Und habt Ihr ihn verhaften lassen?" fragte ich endlich um nur etwas zu sagen. —

„Ach nein!" erwiderte mein Herr — „Was geht diese Geschichte mich an? — Es ist auf Befehl des Herrn Frank, des Königsrichters Befehl geschehn. — Er steht in engen Freundschaftsverhältnissen mit dem Superintendenten, und er hat es diesem zu gefallen gethan. — Ich denke die Sache wird nicht viel zu bedeuten haben." —

So schien es; die Sache war aber für den armen Klausenburger von sehr großen Bedeutung; der Prozeß, der ihm gemacht wurde, zog sich lange hinaus, und er wurde seiner Haft nicht entlassen. — Nach einiger Zeit lud mich mein Herr ein ihn auf einer Reise nach Mediasch zu begleiten. — Ich willigte ein. — Wir blieben vierzehn Tage aus und trafen spät Abends wieder in Hermannstadt ein. —

Ermüdet von der Reise lag ich am andern Morgen noch spät im Bette, als mein Herr in das Schlafgemach trat und mich aufforderte mich eiligst anzukleiden, und vom Fenster aus ein Spektakel mit anzusehn, das sich auf dem großen Platze bereite. — Ich gehorchte. — Mein Erstaunen war groß als ich mitten auf dem Platze eine ungeheure Menge Menschen

still und lautlos ihre Blicke nach einem aufgerichteten Schaffote richten sah, auf dem bereits der Scharfrichter mit aufgestreiften Hemdärmeln und mit dem gezückten Schwerte der Gerechtigkeit neben einem knienden Menschen stand, dessen Augen verbunden und dessen Hände auf dem Rücken gebunden waren. — Ein evangelischer Geistlicher in seiner Amtstracht stand etwas weiter hinten. Ich hatte noch nicht die Fassung erlangt eine Frage an meinen Herren zu richten, als es wie ein Blitz durch meine Augen fuhr. Der Unglückliche auf dem Schaffote war durch den gewaltigen Streich des Scharfrichters zu Boden geschlagen aber nur in der Schulter verwundet worden. Er raffte sich auf, seine Hände waren los geworden, und mit diesen riß er sich das Tuch von den Augen und streckte seine Arme flehend zum Himmel empor. —

Gott! Gott! wie habe ich diesen Anblick überleben können! Mit einem Entsetzen, welches das Blut in meinem Herzen stocken machte, erkannte ich in dem Unglücklichen auf dem Schaffote Klausenburgern. — Ich schrie laut auf vor unnennbarem Jammer und wollte diesem Anblicke entfliehn — aber Zabanius faßte mich an der Hand und zog mich wieder zum Fenster hin. —

Unterdessen hatten die scheußlichen Knechte des furchtbaren Vollstreckers des blutigen Urtheils den Armen wieder gefaßt und abermals zum Knien gebracht; das breite Schwert durchschnitt zum zweitenmal die Luft und schmetterte den Knienden abermals zu Boden ohne ihn zu tödten, denn Klausenburger sprang abermals stark blutend und taumelnd auf.

Die gaffende Menge gab Zeichen des Mitgefühls von sich — ein lautes Murren wurde hörbar, und es entstand ein Drängen nach dem Blutgerüste hin; — selbst die Knechte des Henkers zauderten einen Augenblick. — Es war aber kein Richter da, der das Wort der Gnade aussprach, und so stürzten die Knechte abermals über den Bejammernswerthen her. Sie rissen ihn zu Boden, — ich rief im Ausdruck der Verzweiflung: „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! er ist unschuldig!“ — aber indessen war das blutende Haupt des armen Mannes, das der Scharfrichter endlich von dem Rumpfe getrennt hatte, in den Händen der Knechte geblieben und blickte nun hoch empor gehalten starr auf die Menge herab. — Ich sank besinnungslos zu Boden um nach einigen Stunden zu neuem Jammer zu erwachen. — Ach! hätten sich damals meine Augen auf ewig geschlossen! —

Ich habe nie erfahren können, was die eigentliche Ursache des blutigen Todes Klausenburgers war; denn die angebliche ist zu nichtig, als daß man sie als die alleinige gelten lassen könnte. Ich habe zwar stets den Verdacht gehegt daß Zabanius die Triebfeder und Veranlassung dieser Verurtheilung und Hinrichtung des talentvollen Mannes gewesen, und daß er aus Eifersucht zu dieser Rachehandlung sich habe hinreißen lassen, und zwar aus zwei Gründen; einmal weil es bekannt wurde daß Zabanius die Brieftasche Klausenburgers gefunden und geöffnet hatte, und in dieser Brieftasche wahrscheinlich mehrere, oder wenigstens der letzte meiner an Klausenburger gerichteten Briefe vorhanden gewesen sein mögen; und dann weil die Art

und Weise, wie mich Zabanius nöthigte Augenzeuge dieser empörenden Hinrichtung zu sein, allerdings einem solchen Verdachte Raum geben mochte: indessen habe ich, wie gesagt, nie etwas Gewisses hierüber in Erfahrung gebracht. Zabanius machte mir nie den leisesten hierauf bezüglichen Vorwurf; sein Betragen blieb stets freundlich und liebreich gegen mich, und Grausamkeit schien nicht im Charakter desselben zu liegen. —

— Diese traurige Begebenheit hatte auf mich einen tiefen Eindruck gemacht; ich beweinte lange und aufrichtig den blutigen Tod Klausenburgers; ich klagte mich als die Ursache desselben an und empfand zum erstenmal die traurigen Folgen der Sünde. Ich verfiel in eine vollkommne Geistes- und Willensapathie. Jedes Gefühl der Rache, alle böse Lust schien in meinem Herzen erstorben zu sein, und obgleich dieser Zustand meines Herzens nicht aus Gefühlen der Tugend und Religion entsprang, so war er doch in so weit für meine Seele heilsam, als er mich eine Zeitlang von neuen Sünden entfernt hielt. — Ich glaube daß ich um diese Zeit leicht für die lautere Tugend und Frömmigkeit hätte gewonnen werden können, wenn ich einen weisen und liebevollen Führer auf dem Wege zur Reue und Buße gehabt hätte; — aber an diesem fehlte es mir leider. — Harteneck, denn so hieß mein Gatte nun, seit er von Seiner Majestät zum Mitgliede des königl. Guberniums und zum Ritter des heiligen römischen Reichs erhoben worden war — Harteneck war durch sein außerordentliches Glück, durch die Ehren und durch den Einfluß, den er durch seine doppelte Erhebung gewann, nur übermüthiger und rücksichtsloser geworden. Gegen mich blieb er zwar freundlich und gefällig,

aber seine Liebe schien ich doch verloren zu haben, denn ohne Scheu vor mir und fast unter meinen Augen — — doch es ist nicht meine Absicht, ihn anzuklagen — ich habe es schon längst erkannt daß ich weit mehr als er zu beschuldigen war, und ich erwähne diesen Umstand nur deswegen um den damaligen Zustand meines Gemüthes und meine Hilflosigkeit anschaulich zu machen. —

Mit Gleichgültigkeit, ohne eine Empfindung des Zorns oder der Rache ertrug ich diese häufigen Demüthigungen. Ich liebte meinen Gatten nicht mehr und die letzte schreckliche Erfahrung, die ich gemacht, hatte mich erkennen lassen daß der Stachel der Rachsucht denjenigen am tiefsten verwundet, der ihn handhabt. — So konnte mir mein Gatte der Führer nicht sein, dessen ich damals bedurfte. — Die beleidigte Tugend ist schrecklich dafür an ihm selbst gerächt worden. —

Harteneck's Vater, der Stadtpfarrer, war ein harter und strenger Mann und hatte durch den beständigen und schonungslos ausgesprochenen Tadel, mit dem er mich seit meiner Verheurathung mit seinem Sohne verfolgte, sich mein Herz und Gemüth gänzlich entfremdet; zu ihm konnte ich kein Vertrauen fassen — und ohne ein kindliches, hingebendes Vertrauen zu meinem Führer, wie hätte ich auf den Weg des Heils gebracht werden können? — Ueberdieß war Harteneck mit seinem Vater stets in Hader begriffen, und ich sah ihn oft sehr lange nicht. — Dasselbe war mit der übrigen Geistlichkeit der Fall. Harteneck hatte diese oft verletzt, und sie mieden sein Haus als das ihres Feindes. So geschah es daß ich keinen von diesen

ehrwürdigen Herren genauer kannte, den ich zu meinem Gewissensrathe hätte erwählen können. — Und doch fühlte ich in dieser Zeit mehrmals dieses Bedürfniß. Ich glaube aber auch daß Harteneck jede nähere Berührung mit einem Geistlichen nicht geduldet haben würde. — Den öffentlichen Gottesdienst pflegte ich zwar zu besuchen und der Predigt zuzuhören — aber diese handelten meist über Streit-Themata und waren ganz unerquicklich für ein in den Banden der Sünde schmachtendes Herz, das vergebens rang sich aus derselben zum Lichte und zum Frieden empor zu ringen. Ich nahm in meiner Betrübniß auch zur heiligen Schrift meine Zuflucht, — aber auch diese verfehlte ihre Wirkung damals noch auf mein Herz, und dieser Umstand berechtigt mich zu der Annahme daß mein Herz damals eben nur von der Betrübniß über die Vereitelung meiner lasterhaften Bestrebungen, und nicht von der Betrübniß eines reumüthigen Herzens über begangene Sünden ergriffen gewesen sei. — Mein Gemüth war noch der geheime Sitz böser Lust, meines Geistes Auge noch geschlossen; — das Licht des Evangeliums konnte diesen noch nicht erhellen, jenes noch nicht für Tugend und Frömmigkeit erwärmen. — Das Wort unsers Erlösers sollte erst dann seine segensreiche und wunderbare Wirkung auf mein Herz gewinnen, nachdem dieses noch tiefer in den Abgrund der Sünde versunken war, damit die gnadenreiche Barmherzigkeit Gottes desto sichtbarer an mir offenbar werde. — „Ich sollte zuerst viel lieben, damit mir so viele Sünden vergeben würden.“ Luc. 7, 47. —

In diesem Zustande des Gemüthes, der geeignet war dem leisesten, sowohl guten als bösen Einfluße von außen sich

hinzugeben, befand ich mich als ein neuer Schauspieler auf der Bühne erschien um dieses Drama zu schneller und blutiger Entwickelung zu bringen. Dieß war der Freiherr von Akton, der General-Adjutant des kommandirenden Generals Rabutin, Grafen von Bussy. —

Die Ankunft des Grafen Rabutin, so sehr sie auch eine neue sehr bemerkbare Bewegung in alle Kreise des Lebens brachte, hatte anfangs keinen Einfluß auf mich. Mein Gemüth lag noch in jener Abspannung befangen, welche ich so eben zu schildern gesucht habe, und der Glanz der Feste, die gegeben wurden, war nicht im Stande mich der Einsamkeit zu entreißen, der ich mich seit dem Tode Klausenburgers hingegeben hatte. Ich verschmähte sie — die Freude, die darin zu finden war, fand ich leer. —

Gleich anfangs hatte die Anwesenheit des Grafen Rabutin die Folge, daß meine Einsamkeit noch einsamer wurde. Bisher hatte ich wenigstens die Abende häufig in Gesellschaft meines Gatten theils im Hause, theils aber auch im Garten zugebracht. Wenn auch unser Verhältniß zu einander nicht mehr das innige, das beglückende war, wie es in den ersten Jahren unserer Verbindung gewesen, so war Hartenecke doch immer ein höchst angenehmer Gesellschafter geblieben, mit dem ich gern die langen Abendstunden zubrachte. — Seit der Ankunft des Grafen Rabutin hatte sich dieß geändert. Harteneck hatte sich bald so fest in der Gunst dieses Herrn gesetzt, daß er jeden Abend daselbst ein willkommner und geladener Gast war. Ich war nun, wie an den langen Tagen, so auch an den Abenden auf meine alleinige Gesellschaft angewiesen, denn noch hatte ich es

nicht über mich vermocht die Gesellschaft Anderer zu suchen. — Wie einst zu andrer Zeit die zerstreuenden und herzvergiftenden Vergnügungen der Gesellschaft meinem Herzen gefährlich wurden, so ward es nun die Einsamkeit. — Ach! es war nicht die Einsamkeit, welche ein denkender Geist, ein sinniges Gemüth oder der tugendhafte Schmerz eines gebrochnen Herzens aufsucht — es war die Einsamkeit, in welche sich der Verdruß getäuschter Hoffnungen, vereitelter Pläne und gekränkten Stolzes flüchtet, und konnte keine bessern Folgen haben. —

Je häufiger mein Gemal mich meiner Einsamkeit überließ, desto fleißiger fand sich Herr Rittmeister Akton in meinem Hause ein, desto emsiger war er bemüht durch seine leichte, bewegliche Unterhaltung die Stunden der Einsamkeit mir zu versüßen. Herr Akton war eine glänzende Erscheinung; jung, schön, tapfer, und wenn auch nicht geistreich, doch gebildet und im Besitze des feinsten Gesellschaftstones. Da er übrigens verheurathet war und zwar mit einer sehr schönen und liebenswürdigen Dame, ich auch niemals für meine Tugend und meinen Ruf besonders besorgt gewesen war und Geschmack an der Unterhaltung meines neuen Anbeters fand, als welchen er sich gar bald kund gab, — so fiel es mir nicht ein diese fast täglichen Unterhaltungen zu vermeiden oder abzukürzen. Da ich indessen an Akton nur Geschmack fand, nicht aber in Liebe entbrannte, so setzte ich seinen Zumuthungen längern Widerstand entgegen, als ich eigentlich gleich anfangs beabsichtigt hatte. Um meine Eitelkeit zu reizen, mein Rachegefühl zu erwecken und dadurch meinen Widerstand zu brechen, mochte er es für zweckdienlich gehalten haben, mich auf ein Gerücht aufmerksam zu machen,

das, wie ich nach angestellter Nachforschung erfuhr, ziemlich allgemein verbreitet war, daß nämlich Harteneck nicht nur von dem Herrn Kommandirenden sehr ausgezeichnet sondern auch von dessen Gemalin sehr begünstigt werde. — Obgleich dieser Umstand mir damals ziemlich gleichgültig war, und selbst meine Ueberzeugung hievon nichts zur früheren Verwirklichung der Wünsche meines Anbeters beitrug; so glaubte ich dennoch an die Wahrheit dieses Gerüchtes. Die Gräfin Rabutin war eine sehr schöne geistreiche Dame und wenn auch nicht mehr in der ersten Blüthe der Jahre stehend doch noch liebenswürdig genug um einen Mann zu fesseln. — Mein Gatte war wohl der Mann, an dessen Gesellschaft eine geistreiche Dame Gefallen finden mochte — das Uebrige mochte bei dem häufigen Beisammensein der Beiden leicht von selbst gekommen sein.

So dachte ich damals; — späteres, reifliches Nachdenken jedoch in Verbindung mit den später eingetretenen Ereignissen haben mich zu der Ueberzeugung gebracht daß dieses Gerücht ein müßiges gewesen sei, und daß zwischen der Gräfin Rabutin und Harteneck nie ein anderes Verhältniß als das der Freundschaft auf Achtung und Wohlwollen gegründet statt gefunden habe. —

Akton ließ indessen in seinen Besuchen und Bemühungen nicht nach und ich fand es endlich abgeschmackt einen Widerstand länger fortzusetzen, den ich nie ernstlich gemeint hatte. So tief war ich jetzt gesunken; so verdorben mein Herz und Gemüth, so verschroben meine Ansichten von Pflicht und Tugend, daß ich diesen Widerstand, der bei einem edeln Weibe aus dem Gefühle der Pflicht geleistet wird, zum Gegenstande der Ko-

ketterie machte und ihn endlich fahren ließ, als ich nicht mehr damit spielen wollte! —

Was Verdruß und Langeweile nicht vermocht hatten, das that die siegende Lust der Sünde. — Wie eine Wittwe nach dem langweiligen Trauerjahr ihr schwarzes Gewand abwirft und mit Rosen und rothen Bändern sich bedeckt um sich gleichsam für die lange Entbehrung dieser Farben der Jugend und der Liebe schadlos zu halten, so trat ich aus meiner Einsamkeit heraus und warf mich wieder an das Herz der Freude. — Der Freude? — Nein! diese Tochter aus Elysium habe ich nie gekannt und lernte sie auch jetzt nicht kennen! — aber an den Busen der Lust und rauschender, lärmender, hirn- und geistzerrüttender Vergnügungen. Ich setzte mit der Hast eines gierigen Kindes den vollen Becher der Lust an meine Lippen und leerte ihn mit zugedrückten Augen, weil ich die giftigen Vipern der Reue nicht sehn wollte, welche wie ich wohl wußte auf dem Boden dieses Gefäßes lagerten. —

Mein Gemal war mit meiner Umwandlung wohl zufrieden. Ob er von meinem lasterhaften Verhältniß, das ich mit Akton angeknüpft hatte, um diese Zeit schon etwas wußte oder ahnte, weiß ich nicht. — Er gab mir keine Ursache dieß zu glauben. —

Auch diese Tage des Rausches und sinnlicher Lust flohen schnell dahin. — Eines Morgens erwachte ich, — und siehe ein Windhauch hatte sich über Nacht aufgemacht, und diesen glänzenden Himmel hinweggeweht und man erkannte seine Stätte nicht mehr. —

Ich war noch im Morgenkleide als Harteneck mit entrüsteter Stirne und drohenden Blicken in mein Gemach trat. —

Er hielt mir ein beschriebenes Papier vor die Augen mit diesen Worten: „Lies dieß, Elisabeth! und sage mir dann was du zu thun gedenkst.“ —

Ich las folgendes Epigramm!

„Aktäon mußte einst, die süße Lust zu büßen,
„Mit mächt'gem Hirschgeweih und flücht'gen Füßen
„Durch Forst und Wälder ruhlos jagen. —
„Ich, Akton, weiß das besser anzufangen:
„Ich ruhe hochentzückt an Lieschens Wangen
„Und laß' den Harteneck die Hörner tragen.“ —

„Rührt dieß schändliche Epigramm von Akton her?“ — fragte ich als ich es fast wahnsinnig vor Zorn gelesen hatte. —

„Von ihm selbst!“ — entgegnete Sachs kaum seiner Sprache mächtig. „Gestern Abend las er es bei einem Gelage einer zahlreichen Gesellschaft von Offizieren vor — du kannst dir denken unter welchem Gelächter und donnerähnlichem Beifallsgetöse! — Ich frage dich nicht ob das, worauf hier ziemlich deutlich angespielt wird, wahr ist — ich frage dich blos: „was willst du thun?“

Nach einer langen verhängnißvollen Pause antwortete ich mit tonloser aber entschlossener Stimme:

„Ich will mich rächen!“

„Gut!“ — entgegnete mein Gatte — „ich bin mit dir zufrieden. — Ich will dem Niederträchtigen mit gleicher Münze zahlen.“ —

In meiner Gegenwart setzte sich Sachs hierauf an meinen Schreibtisch und schrieb folgendes Epigramm nieder:

„Herr Akton dünkt es klug zu sein,
„Um andrer Männer Weib zu frein,
„Und dann bei lustigen Gelagen
„Des Ehmanns Schmach zur Schau zu tragen:
„Der Thor! am fremden Kopf bespöttelt er den wunden Fleck; — —
„Am eignen merkt er nichts vom „Harten Eck!

Nachdem ich dieses Epigramm gelesen, fragte ich wahrhaft erstaunt, denn ich wußte nichts von der Liebesintrigue zwischen Harteneck und Aktons Gattin, auf welche darin so deutlich angespielt wurde, ob dieß wahr sei oder nur eine Eingebung der Rache? —

„Wahr! wahr!“ erwiderte Sachs. — „Ich bin erbötig es gegen Jedermann zu beweisen.“ —

„Kann ich diese Beweise sehn.“

„Ohne weiters, wenn du es wünschest.“ —

Ich nickte bejahend und Sachs ging sogleich diese Beweise zu holen. Sie bestanden in einer zwischen ihm und Aktons Gattin gewechselten Correspondenz, welche den gewünschten Beweis sonnenklar vor Augen legten. —

„Willst du mir diese Correspondenz zu meiner Disposition stellen?“ — fragte ich meinen Gatten.

„Ha! ich verstehe dich, Elisabeth! — Soll dieß deine ganze Rache sein?“ —

„Oh! das würde nicht einmal die Rache einer Taube befriedigen. — Ich will mir mit dieser Correspondenz nur einen Scherz machen.“ —

„So will ich dir dieselbe überlassen.“ —

Sachs ging und das von ihm verfertigte Epigramm wurde schnell verbreitet. — Man wird leicht begreifen, auf welcher Seite nun die Lacher waren. —

Sobald mein Gemal das Haus verlassen hatte um sich zur Abendgesellschaft zu Seiner Excellenz dem Kommandirenden zu begeben — ich muß bemerken daß dieser Skandal und der daraus entstandene Haß und Zwist zwischen uns und dem Aktonschen Ehepaar keinen nachtheiligen Einfluß auf die Freundschaft und Gewogenheit des Grafen und der Gräfin Rabutin hatten, sondern dieselben meinen Gatten damit sofort wie früher beehrten — sobald, wie ich gesagt, mein Gemal das Haus verlassen hatte, stürmte Akton herein. — Ich hatte früher schon die zwischen mir und Akton gepflogene Correspondenz einem Diener mit dem Befehle übergeben, dieselbe, sobald er Herrn Akton würde bei uns eintreten sehn, der Gemalin desselben einzuhändigen.

Akton kannte sich nicht vor Wuth, als er mir das auf ihn sich beziehende Epigramm vorlas. — Er schäumte, er knirschte, er stampfte mit dem Fuße, er stieß die fürchterlichsten Drohungen gegen meinen Gatten aus und überhäufte ihn mit allen erdenklichen Schmähungen und Schimpfreden. —

Ich überließ ihn ruhig dem Zuge seiner Wuth ohne ihn zu unterbrechen, denn ich weidete mich daran. —

Nachdem ihm endlich die Stimme versagte und ihm Worte gebrachen, sagte ich mit der ärgerlichsten Ruhe: „Ich kann ihre Wuth nicht begreifen, Akton! — Dieß Epigramm ist nur eine Antwort auf das Ihrige, und was das darin enthaltene Salz betrifft, so finde ich das des zweiten nicht beissender als das des ersten.“ —

„Oh! das ist zum rasend werden“ — fuhr Akton wieder auf — „Sie begreifen nicht! — Sie finden nicht! — Ich denke, es ist doch ein großer Unterschied dabei: — das worauf das erste Epigramm anspielt ist wahr — ist volle, reine Wahrheit, wie Sie selbst wissen, Elisabeth! — Das worauf im zweiten angespielt wird ist Erfindung, ist Lüge und Verleumdung! — Ich denke, das mache einen Unterschied!“ —

Ich gestehe — diese plumpe, grobe, niederträchtige Antwort mir, der dabei am meisten kompromittirten, so frech in's Gesicht gesagt reizte mich zum heftigsten Zorn, und hätte ich einen Dolch zur Hand gehabt, ich würde denselben dem indiskreten Liebhaber ins Herz gestossen haben. — Indessen es war nichts dergleichen im Bereiche meines Armes, und so unterdrückte ich die Aufwallung meines Zornes und erwiderte blos mit erzwungenem boshaften Lächeln: „Oh! wenn hier nur das: „ob wahr oder ob nicht wahr“ einen so großen Unterschied macht, so bin ich so glücklich Ihren Zorn besänftigen zu können, indem ich Ihnen die genügendsten Beweise zu liefern im Stande bin daß das zweite Epigramm so gut als das erste auf eine wirkliche Thatsache anspielt.“ —

„Wie? Was? Wann?“ stammelte Akton mit aufgerissenen Augen und keuchendem Athem. — Statt aller Antwort gab ich ihm die zwischen meinem Gatten und Aktons Gemalin geführte Correspondenz.

Es ist nicht möglich die Wuth zu schildern, in welche Akton gerieth, als er den Inhalt dieser Briefe hastig verschlang; die Raserei zu beschreiben, der er sich hingab, als er immer mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangte, daß er das

Schicksal Hartenecks getheilt habe. — Seine Augen rollten in seinen Augenhöhlen umher wie zwei glühende Kugeln und schossen bisweilen Blicke auf mich, daß ich mich furchtsam in die Ecke des Lehnstuhls, in dem ich saß, zurückzog, mehrmals in der gewissen Erwartung den Rasenden auf mich losstürzen zu sehn. Er biß sich in die Lippen daß sie bluteten, schlug mit den Fäusten in der Luft umher, fluchte, grunzte, knirschte — fuhr dann wieder mit der Hand nach seinem Kopfe, als wollte er sich handgreiflich überzeugen, ob das „harte Eck" da sei — kurz er geberdete sich wie ein Toller. — Endlich schob er die Briefe hastig in eine Seitentasche und stürzte wüthend fort. —

Mein Herz war voll bittern Ingrimms, dennoch konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, als ich ihn so nach Hause stürzen sah um seine Gattin mit den klaren Beweisen ihrer Schuld zu Boden zu schmettern, während sie, wie ich wußte, vollkommen ausgerüstet war, ihm einen warmen Empfang zu bereiten. — Nachdem ich ihn aus den Augen verloren hatte, kam ich zu dem glänzenden Resultate: „daß mein Mann, doch nicht ein so großer Narr sei als dieser Akton." —

Es wird überflüßig sein zu erwähnen daß dieß unsere letzte vertrauliche Zusammenkunft gewesen war. Das Spiel der Liebe war nun zu Ende — es begann nun die Rache ihr Tagewerk. — Akton hatte mich dem Spotte preis gegeben, mich an den Pranger gestellt — ich beschloß diese Schmach durch seinen Tod zu rächen. —

Grausamkeit war nicht ein Zug meines Herzens, und ich würde auf den Gedanken des Mordes zu keiner andern Zeit verfallen sein; aber die neue Sünde mit der ich mich befleckt hatte

und deren Schmach ich nun obendrein tragen mußte, hatte den letzten Rest von meines Herzens früherer, natürlicher Weichheit gänzlich verschlungen und die Bosheit, die sich in früher Kindheit in dasselbe einzuschleichen gewußt, und seither immer mehr oder minder daselbst vorherrschend gewaltet hatte, endlich zu Grausamkeit und Blutdurst gesteigert. — Ich suchte Meuchelmörder und fand sie. — Das bereitwilligste Werkzeug meiner Rache war Pap Janos, ein verwegener gewissenloser Schurke, der um Geld und Wein sich stets zur That bereit erklärte, aber nie zur Ausübung schritt — ich glaube jetzt blos aus dem Grunde, weil er meinte, daß dann die Quelle seiner Einnahmen versiegen mußte. Ein anderer thätiger Gehülfe war Christel der Fleischhauer. — Alle Nachstellungen, welche diese dem Akton machten, führten aber zu keinem Ziele. — Ob mein Herr um mein Vorhaben wußte, kann ich nicht sagen — ich habe nie mit ihm davon gesprochen, weil ich die ganze Verantwortlichkeit der That auf mich nehmen wollte, wenn sie unglücklicherweise an das Licht des Tages kommen würde und zwar weil ich mich gegen meinen Gatten wegen der Milde und Güte, mit der er mich auch nach entdeckter Treulosigkeit behandelte, dazu aus Dankbarkeit verpflichtet fühlte. Denn ich fühlte wohl, daß ich dadurch, daß auch er öfters sich des nämlichen Vergehens gegen mich schuldig gemacht hatte, von meiner Pflicht nicht losgesprochen worden war. — Ich muß jedoch muthmaßen, daß Sachs darum gewußt was ich mit Akton vorhabe, oder daß er es wenigstens aus den häufigen Unterredungen, die ich mit Pap Janos, Christel und Andern ihres Gleichen zu diesem Zwecke pflegen mußte, und die ich seiner Beobachtung nicht immer ent-

ziehn, wenn auch verhindern konnte daß er diesen Unterredungen und Berathschlagungen beiwohnte, — mochte gefolgert haben.

Ich wurde in meinem Vorsatze Akton aus dem Wege räumen zu lassen noch durch Hans Adam, den Kammerdiener Aktons bestärkt. — Dieser Mensch, ein deutscher Ausländer, kam öfters in unser Haus, da er mit der Tochter des Gärtners eine Liebschaft unterhielt, und da ich ihn schon oft in Aktons Hause gesehn hatte, so ließ ich mich in eine Unterredung mit ihm ein. — Er klagte sehr über üble Behandlung, die er von seinem Herrn zu dulden habe, und daß er sehr wünsche in Stadtdienste zu treten; daß er auch, um sich meinem Herrn gefällig zu machen, ihm zur Warnung mittheilen wolle daß ihm (Herrn Sachs) Herr Akton nach dem Leben trachte und nur auf eine gute Gelegenheit warte „um ihm diesen oder einen andern ähnlichen Dienst zu thun.“ — Nachdem was vorgefallen war schien mir dieses sehr glaublich zu sein, und nach meiner Beurtheilung widersprach der Charakter Aktons dieser Annahme keineswegs. —

Als der schlaue Diener merkte daß er mir zu Gefallen redete, fügte er noch keck hinzu daß es wohl besser wäre, man thue seinem Herrn, was dieser dem Herrn Sachs thun wolle. —

Ich dachte so auf einmal zum lang ersehnten Ziele zu gelangen. Hans Adam ließ sich bereitwillig finden, seinen Herrn zu vergiften. Als Akton eines Abends von seinem Kammerdiener ein Glas Bier verlangte, mischte dieser das Gift unter das Getränk und reichte es seinem Herrn dar. Akton that einen Zug, setzte aber sogleich den Becher ab — mochte er nun durch den fremden Beigeschmack des Biers oder durch die Be-

fangenheit seines Dieners darauf aufmerksam gemacht worden sein — und fuhr den Diener mit den Worten an: „Du Hund! du hast mir Gift gegeben!“ — Als sich Hans Adam entdeckt sah, eilte er aus dem Zimmer und flüchtete sich in unser Haus, wo er bald darauf einen blutigen Tod finden sollte. — Aber sowohl dieser Vergiftungsversuch, als auch die übrigen jahrelang fortgesetzten Anschläge auf Aktons Leben mißlangen gänzlich.

Diese Ereignisse waren nicht geeignet eine glücklichere Ehe herbeizuführen; unsere Gemüther entfremdeten sich immer mehr und es war öfters zwischen mir und meinem Gatten die Rede von einer gänzlichen Trennung, die wir beide zu wünschen anfingen.

Während mein Herz so von großer Gleichgültigkeit gegen meinen Gatten und von heftigem Hasse gegen Akton erfüllt war, hatte es doch noch Raum für die Empfindungen der Liebe. Es war mir nun zur Gewohnheit geworden mein Herz mit Liebesangelegenheit zu beschäftigen, und ich schaudere, wenn ich bedenke bis zu welchem tiefen Grade der Verworfenheit ich hätte sinken können, wenn mir nicht Gottes Weisheit und Güte durch die blutige Katastrophe, die so nahe bevorstand, die Augen über meinen beweinenswerthen Zustand geöffnet und mich durch die traurigen und erschütternden Ereignisse zu bitterer Reue und Buße und endlich auf den Pfad der Tugend geführt hätte.

Bald nach der Begebenheit, welche meinem verbrecherischen Verhältnisse mit Akton ein Ende machte, erschien in Hermannstadt ein gewisser Szent-Pali von Salzburg. Er war ein feiner gebildeter ungrischer Edelmann, sanften Charakters und von

hoher etwas zu weibischer Schönheit. Sein einschmeichelndes Wesen wurde durch gewinnende Beredsamkeit, durch einen romantischen Anstrich seiner Ansichten und durch liebliche Dichtungen, in welchen er seine schwärmerischen Empfindungen mit hinreissender Gluth auszuhauchen wußte, auf's Beste unterstützt. Dieser Szent Páli entbrannte in heftiger Liebe gegen mich, und ich hatte nicht Herrschaft genug über mich — oder vielmehr um der Sache den wahren Namen zu geben — ich war so tief gesunken, daß ich mir keinen Grund anzugeben wußte aus dem ich diesem verführerischen Manne widerstehn sollte.

Zu gleicher Zeit hatte ich unbewußterweise die Leidenschaft eines andern Ungars erregt. Dieser hieß Körtvélyesi, that bei meinem Herrn Sekretärs-Dienste und erfreute sich seines unbedingten Vertrauens. — Dieß war aber nicht der Mann mein Herz zu gewinnen; ich hatte vielmehr schon damals einen mir unerklärlichen Abscheu vor diesem Körtvélyesi und jedesmal faßte mich ein Grauen wenn er in meiner Nähe war. —

Aus Rücksicht für meinen Herrn erwies ich ihm zwar alle die Höflichkeit, die er anzusprechen ein Recht hatte; aber mein Benehmen gegen ihn blieb abgemessen, kalt, frostig. Dessen ungeachtet hatte Körtvélyesi die Dreistigkeit mir seine Liebe zu gestehn und um meine Gegenliebe zu bitten. — Ich muß gestehn daß ich vor Aerger weinte, als ich mich so weit erniedrigt sah die Liebesanträge dieses Menschen anhören zu müssen! — Ich, die ich noch vor Kurzem mich von Szent-Pális Liebesanträgen geschmeichelt fühlte, — fühlte mich durch ähnliche Anträge Körtvélyesi's beleidigt, gekränkt, empört, erniedrigt!

— In solcher Verwirrung waren damals noch meine Begriffe von weiblicher Würde, Ehrbarkeit und Tugend, daß ich das Erniedrigende, das Schmachvolle eines solchen Antrages nicht in der Sache selbst sondern in der Person, welche diese Anträge machte, fand. — Aber ich sollte bald zu besserer Einsicht und Erkenntniß gelangen! —

Körtvélyesi war heftigen und schlechten Charakters. Als er sich von mir mit Hohn abgewiesen sah, tobte er und schwur blutige Rache zu nehmen. Er hielt Wort, der furchtbare Bösewicht.

Eines Abends als ich dem Szent-Páli eine geheime Zusammenkunft in unserm Garten vor dem Burgerthore gewährt hatte, ward ich von meinem Gatten, der von Körtvélyesi begleitet ganz unerwartet in dem Garten erschien, überrascht. — Körtvélyesi, von wüthender Eifersucht gestachelt, — denn bei seiner Eingenommenheit von sich selbst schrieb er die Abweisung nur einem begünstigten Nebenbuhler zu — hatte meinen Schritten nachgespürt, bald mein Verhältniß zu Szent-Páli entdeckt und dasselbe meinem Gatten hinterbracht um dadurch die Entfernung Szent-Pális zu bewirken. — Ich muß meinem Gemal das Zeugniß geben daß er mich mit seiner Eifersucht nie belästigte; auch hat er niemals durch eignes argwöhnisches Auflauern und Spioniren oder Spionirenlassen meine Untreue entdeckt; so wie er mich auch meiner ihm bewußten Untreue wegen nie unfreundlich behandelt hat. Aber desto schwerer fiel sein Zorn auf diejenigen, welchen ich meine Gunst zugewandt hatte. Diesen konnte er nie vergeben und suchte ihr Verderben. —

Ich war daher nicht wenig überrascht, als ich meinen

Gatten bei dieser Gelegenheit seine Ruhe behaupten sah. — Er begnügte sich den Szent-Páli aus dem Garten zu weisen, reichte mir dann seinen Arm und begleitete mich nach Hause ohne auch nur mit einem Worte der verdächtigen Zusammenkunft zu erwähnen. —

Es hatte indessen die Folge daß Szent-Páli Hermannstadt verließ. Es hieß zwar Szent-Páli sei der Verfasser einer Pasquille, die damals verbreitet worden war und in welcher des Grafen Rabutin als Pilatus und des Grafen Nicolaus Bethlen als Christus gedacht war, und er sei aus Furcht von dem erzürnten General zur Rechenschaft gezogen zu werden flüchtig geworden; aber ich bin in der Meinung gewesen, daß Szent-Páli aus Furcht vor meinem Herrn aus Hermannstadt gewichen sei, denn dieser soll sich später in Gegenwart mehrerer Personen geäußert haben daß er den Szent Páli, trotz dessen daß er ein ungarischer Edelmann sei, wolle aufknüpfen lassen, sobald er ihn einmal in Hermannstadt erblicke. —

Körtvélyesi war thöricht genug zu glauben daß seine Anträge nun, da der Nebenbuhler das Feld geräumt habe, gütlicher würden aufgenommen werden. Er kannte wenig das weibliche Herz. Zu dem Haß gegen diesen Menschen war nun noch Verachtung gekommen und ich hatte nicht mehr die Gewalt über mich ihm dieß zu verhehlen. Dessen ungeachtet verfolgte er mich mit seiner Liebe, die ich aber nur durch Haß und Spott erwiderte. —

Wir gingen auf den großen Landtag nach Weißenburg. Körtvélyesi folgte meinem Gatten dahin, da dieser jenen

wegen seiner verschiedenen Kenntnisse und Verschmitzheit sehr gut brauchen konnte. Auch Szent-Páli hatte die Unvorsichtigkeit nach Weissenburg zu kommen, und ich war so thöricht, so unvorsichtig dem immer noch mir mit treuer Liebe ergebenen Manne geheime Zusammenkünfte zu gewähren. Mein Herr nahm von der Anwesenheit Szent Pális wenig Kenntniß; er war zu sehr mit wichtigen Dingen beschäftigt, als sich um mich und um Szent-Páli zu bekümmern; die langen Landtags- und täglichen Gubernial-Sitzungen, die Berathungen mit den Abgeordneten der Nation, die häufigen Conferenzen mit dem Kommandirenden, dem Grafen Seeau, den Grafen Bethlen und Apor und überdieß seine ausgebreitete Correspondenz nahmen den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht in Anspruch; von meinem Gemal hatte ich und Szent-Páli nichts zu befürchten. — Aber es lauerte die Eifersucht und die Rache. — Körtvélyesi konnte das Glück seines begünstigten Nebenbuhlers nicht lange verborgen bleiben, und da er sich noch immer einbildete daß der Widerstand, den ich seinen Bewerbungen beharrlich entgegensetzte, seinen Grund in meiner Liebe zu Szent-Páli habe, so beschloß er diese Liebe mit dem Gegenstande derselben zu vertilgen. —

Eines Tages vernehme ich einen Schuß ganz in der Nähe; ich eile ans Fenster und sehe den Szent-Páli auf der Straße in seinem Blute liegen. — Der Schuß war aus unserm Hause gefallen und hatte Szent-Páli im Vorübergehen verwundet. — Szent-Páli wurde zwar wieder hergestellt; dieser Schuß machte aber meinem Herrn viel Verdruß, denn man hatte ihn als den Urheber desselben in Verdacht. Doch dieß war nicht wahr!

Körtvélyesi war auch dießmal wie später der Thäter. Mein Herr war, als der Schuß geschah nicht einmal im Hause. —

Da Körtvélyesi durch diesen am hellen Tage auf Szent-Páli gerichteten Mordanschlag unzweideutig kund gegeben hatte, bis wohin er zu gehen wage um seine Rache zu befriedigen und das Ziel seiner Wünsche zu erreichen; so gebot die Klugheit und die Zärtlichkeit, die ich gegen Szent Páli hegte, alle Verbindung mit ihm abzubrechen und ihn zu vermögen Weissenburg zu verlassen.

Szent Páli war mir durch die Verfolgungen, denen er wegen seiner Liebe zu mir ausgesetzt war, theuer geworden, und das trauliche Verhältniß zu diesem edeln Manne gewährte mir wirklich jetzt einigen Ersatz für die erbärmliche Leerheit meines Lebens, die ich immer mehr und lebendiger zu fühlen begann; dessen ungeachtet legte ich mir das Opfer der Trennung auf. — Ich konnte ihn nur mit Mühe überreden Weissenburg zu verlassen und sich durch die Entfernung den Verfolgungen seines ruchlosen Nebenbuhlers zu entziehn. — Endlich gab er meinen dringenden Bitten nach; er entschloß sich Weissenburg zu verlassen, machte jedoch zur Bedingung seines Gehorsams eine letzte Zusammenkunft mit mir. —

Ich zitterte für sein Leben und gab nur ungerne seinen dringenden Bitten Gehör. — Oh hätte ich es nie gethan! Ein großer, nie zu beseitigender, peinigender Vorwurf würde wenigstens nicht mein ganzes langes Leben hindurch auf meiner Seele gelastet haben! — Aber ich hatte schon längst die Kraft verloren, sowohl den unlautern Wünschen meines eigenen leidenschaftsvollen Herzens als auch den verbrecherischen Wünschen

Anderer, sobald sie mit den Gelüsten meines Herzens nicht im Widerspruche standen, Widerstand zu leisten — und so gab ich denn auch dießmal wider meine bessere Ueberzeugung nach: ich willigte in eine letzte Zusammenkunft mit Szent-Páli ein. Da ich mein Haus von Körtvélyesi oder dessen Kreaturen unabläßig belauert wußte, so hatte ich zu diesem Stelldichein dem Szent-Páli einen Garten in einer der Vorstädte Weissenburgs bezeichnet. — Mit großer Vorsicht und wie ich glaubte unbeobachtet schlich ich mich zur bestimmten Stunde in den Garten, der mir zu beliebigem Gebote stand. — Szent-Páli war noch nicht eingetroffen. — Ich begab mich in eine Art einfachen Pavillon, welcher auf der erhabendsten Stelle des Gartens stand und von wo man einer weiten schönen Aussicht genoß und auch den Weg, den Szent Páli kommen mußte, im Auge hatte. Meine Seele ließ die reizende Gegend, die vor meinen Blicken ausgebreitet lag, unbemerkt; mein Auge ruhte auf dem Wege, den Szent-Páli kommen mußte; meine Seele flog ihm in die Straßen entgegen, welche mein Auge nicht erreichen konnte. Tiefe Schwermuth lastete auf meiner Seele — denn ich war zwar jetzt noch Sünderin, aber nicht mehr die leichtsinnige, gedankenlose Sünderin, die ich ehmals gewesen war. — Die Ungeduld den Geliebten erscheinen zu sehn, der Schmerz mich von ihm auf lange vielleicht auf immer trennen zu müssen, der peinigende Gedanke an die Schalheit meines künftigen Lebens ohne Liebe und ohne Glück, die Angst vor der Gefahr, welcher Szent-Páli sich aussetzte indem er eine Zusammenkunft mit mir suchte — alle diese Empfindungen verschiedendster Art stürmten abwechselnd auf mein armes Herz ein, als ich den

Erwarteten aus einer Nebengasse in die Straße einbeugen sah, welche ihn in wenigen Minuten in meine Arme führen sollte. Sein Anblick verscheuchte alle Gedanken der Trauer, des Schmerzes, der Trostlosigkeit, die sich kurz vorher noch in die Herrschaft meines Herzens getheilt hatten; ich erhob mich von meinem Sitze, breitete ihm entgegen meine Arme aus; mein Busen wogte in stürmischen Bewegungen und meine Blicke verschlangen den sich Nahenden; Szent Páli hatte mich gesehn und winkte mir freundlich mit der Hand, indem er seine Schritte verdoppelte. — Er ist jetzt nahe dem Ziele an den Mauern eines verfallenden unbewohnten Hauses vorübergegangen — als eine Gestalt zwischen den Mauern sichtbar wird, eine Flinte ansetzt und den Lauf auf Szent Páli richtet, der jenen Mann nicht bemerkt hatte und auch jetzt nicht sieht, denn er ist schon bei ihm vorübergegangen und es wird seine ganze Aufmerksamkeit durch meine auffallenden, ihm unverständlichen Bewegungen in Anspruch genommen. — Ich hatte nämlich jene unheimliche Gestalt auf den ersten Blick erkannt — und seine Bewegungen wohl verstanden — es war Körtvelyesi.

Als ich die Flinte des Mörders auf den sorglos dahingehenden gerichtet sah, vermochte ich nur einen warnenden Schrei der Verzweiflung hervorzustossen, den ich durch die emporgehobene Rechte und durch den auf den Gegenstand meiner Angst hinweisenden Zeigefinger verständlich zu machen suchte — aber in demselben Augenblicke blitzte eine Flamme auf, umhüllte Rauch den Meuchelmörder und schlug ein Knall an mein Ohr — ach! an mein Herz! — Szent Páli stürzte wie vom Blitze getroffen zu Boden! —

Ich weiß nicht was weiter geschah. Als ich wieder zum Bewußtsein gelangte, befand ich mich an der nämlichen Stelle des Pavillons auf dem Boden liegend. — Es war Abend geworden; warmer Lufthauch säuselte in den Obstbäumen und Sternenlicht ergoß sich auf die dunkle Erde. — Ich war noch immer allein, denn da Niemand von meiner Dienerschaft wußte, wohin ich mich begeben hatte, so hatten sie mich auch hier nicht aufsuchen können, da ich diesen Garten heute zum erstenmal betreten hatte.

Ich kam nur mit nach und nach zur klaren Vorstellung des Vorgegangenen. — Ich konnte Anfangs nicht begreifen, wie ich an diesen mir ganz fremden Ort und ganz allein und zu dieser Stunde der Nacht — ich wußte nicht daß es eine Stunde des Abends war — gekommen sei, wie ich in die liegende Stellung auf dem Boden, wie ich an dieser harten ungeeigneten Stelle zum Schlafen gekommen sei — ich Arme! ich dachte geschlafen zu haben, während ich in tiefer Ohnmacht gelegen war. —

Plötzlich fuhr es wie ein leuchtender Blitz in finsterer Nacht durch die trübe Dämmerung der Erinnerung. — Ich raffte mich mit einem Schrei des Entsetzens vom Boden auf und flog mit möglichster Schnelligkeit dem Orte zu, wo ich Szent Páli hatte fallen gesehn — ich dachte ihn noch daselbst, noch lebend zu finden — ich hatte vergessen daß, als ich ihn stürzen sah, die Sonne noch ihre Abschiedsstrahlen auf die Erde herabgoß und jetzt volle Nacht mit ihren Fittigen den Schauplatz dieser schändlichen That deckte. —

Ich fand den Gesuchten nicht. — Man hatte ihn todt

fortgetragen. — Die Straße war einsam; beide Seiten derselben wurden nicht von Wohnungen der Menschen sondern von der Umfriedigung der Gärten gebildet; das einzige Haus, das hier stand, war jenes halbzerfallene, unbewohnte, aus welchem Körtvelyesi hervorgetreten war; tiefe lautlose Einsamkeit umgab mich. Indem ich so emsig mit unsäglicher Angst nach dem Geliebten auf dem Boden umherspähe, bemerke ich einen dunkeln Fleck in dem Staube. Ich greife hastig darnach, fahre aber schaudernd zurück, denn ich greife nichts als Staub, und dieser Staub ist etwas feucht, in banger Ahnung hebe ich die Hand zum sternenhellen Himmel empor und sehe meine Hand von mit Blut gemischtem Staube befleckt — ach gemischt mit dem Blute Szent Pális! —

Mein Herz durchzuckte ein unnennbarer Schmerz; kalter Fieberfrost schüttelte meine Glieder und machte mein Herz erstarren; ich brach zusammen und sank auf die Knie hin den Kopf tief auf den Busen hinab neigend; meine Hände waren über meinem Schooße gefaltet und meine Augen starrten unbeweglich auf den dunkeln Flecken im Staube. —

Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser Stellung, in diesem fast bewußtlosen Zustande zugebracht. Ich erhob endlich meine Augen zum gestirnten freundlichen Himmel; unwillkührlich folgten meine gefalteten Hände der Richtung meiner Augen; meine Lippen bewegten sich in sanftem Erbeben — ach! — sie bewegten sich zum Gebete! —

Ja, ich betete, ich betete seit langer langer Zeit zum erstenmal wieder! ich betete mit Andacht, mit Zerknitschung, mit Schauern des Bewußtseins vor dem Angesichte des Allwissenden

und Allerheiligsten zu stehn! — Ich betete zum erstenmal mit dem vollen klaren Bewußtsein meiner Sünde, meiner Schuld! Bittere Thränen der Beschämung und der Reue weinten zum erstenmal meine Augen. — Ich fühlte das Wehen des Geistes Gottes; meine Seele flüchtete sich in den Schutz meines Erlösers — ich erhob mich getröstet und besser! —

Es war schon spät als ich meine Wohnung erreichte, aber mein Gatte war noch abwesend und hat nie erfahren welches blutigen Ereignisses Zeuge ich gewesen. Ohne zu fragen, ob die Dienerschaft nichts Näheres von Szent-Pális Schicksal erfahren begab ich mich tief erschüttert in mein Schlafgemach und brachte daselbst den größten Theil der Nacht mit Beten, Weinen und Ringen und mit Lesen der h. Schrift zu. Erst als der Tag zu grauen begann, suchte ich für meinen ermüdeten Körper, für meine erschreckte, geängstigte Seele Ruhe im Schlafe. — Ohne Nachrichten über das endliche Schicksal Szent-Pális eingezogen zu haben, wußte ich daß er todt sei. —

So war es auch. Der aus dem Hinterhalte aus großer Nähe gefallene Schuß hatte ihn todt zu Boden gestreckt. Der Schuß hatte mehrere Menschen, welche in den verschiedenen Gärten zerstreut und ungesehen beschäftigt waren, herbeigelockt und um den in seinem Blute liegenden Mann versammelt. — Jede Hilfe kam zu spät, denn er war todt. Die guten Leute luden den Gemordeten auf eine Tragbahre und trugen ihn in seine Wohnung. —

Dieselben Leute hatten auch Körtvélyesi die Flinte in der Hand bei dem Leichnam, diesen mit dem boshaften Lächeln befriedigter Rache betrachtend gesehn und erkannt. Auf die Aus-

sage dieser wurde Körtvélyesi am folgenden Tage verhaftet, und ihm der Prozeß gemacht. — Da er des Meuchelmordes überwiesen und desselben geständig war, so sah man mit Gewißheit seiner Hinrichtung entgegen. Es geschah aber anders; er ward nach einiger Zeit seiner Haft entlassen und entging jeder Strafe. — Es ist gewiß, daß Körtvélyesi sein Leben meinem Herrn verdankte; denn Sachs nahm sich seines Vertrauten mit Eifer und Wärme an; gewann (viele sagten durch ansehnliche Summen) den Gouverneur, Grafen Banffi, und den Thesaurarius, Grafen Apor, und erhielt so der tückischen Schlange das Leben, die bald darauf ein thätiges und wirksames Werkzeug seines eigenen Verderbens werden sollte. —

Der stürmische Landtag hatte ein Ende genommen und wir kehrten nach Hermannstadt zurück.

Der Bösewicht Körtvélyesi folgte uns dahin, und da er durch seine blutige verbrecherische That das Vertrauen meines Gatten nicht verloren hatte, so sah ich mich seinen Verfolgungen aufs Neue ausgesetzt. Der Thor bildete sich ein nun, da der Gegenstand meiner Neigung für immer beseitigt sei, durch fortgesetzte zudringliche Bewerbungen um meine Gunst endlich meinen Widerstand, meinen Eigensinn, wie er es nannte, zu besiegen. Daß mein Haß gegen ihn durch den Mord Szent-Páli zum höchsten Grade gesteigert werden war, schien dem von sich eingenommenen eiteln Manne unbegreiflich ungereimt zu sein. —

Seine Bewerbungen blieben eine Zeitlang in den Schranken der Wohlanständigkeit, und wie ich früher aus Furcht mein Verhältniß zu Szent-Páli entdeckt und zur Sprache gebracht

zu sehen, meinem Herrn die unehrerbietigen Zudringlichkeiten Körtvélyesi's verheimlichte; so bewog mich die unausgesetzte, doch zurückhaltende Bewerbung desselben meinem Gatten auch dießmal nichts davon zu sagen. Ich hoffte einerseits allein mit ihm fertig zu werden, andererseits glaubte ich durch meine vorhergegangenen Handlungen den Schutz meines Gatten verwirkt zu haben. —

Eines Abends saß ich sinnend in dem grünen Gartenzimmer, in das ich mich öfters zurückzuziehn pflegte, als ich von Körtvélyesi überrascht wurde. Ich dachte nicht daran durch Anziehn der Glocke Jemanden meiner Dienerschaft zu meiner Unterstützung herbeizurufen, denn ich glaubte nur meine eigene Schwäche nicht aber die Gewaltthätigkeit eines Mannes fürchten zu müssen, und in Beziehung auf Körtvélyesi war ich meiner gewiß. Aber ich täuschte mich in Beziehung auf das Letztere. Vom Flehen der Liebe, das ich wie immer mit Worten bittern verletzenden Hohnes erwiderte, ging Körtvélyesi bald zu Gewaltthätigkeit über. In dem furchtbaren Augenblicke des Kampfes zwischen dem glühendsten Hasse und der glühendsten Liebe trat mein Gatte ein. —

Ich war gerettet. Körtvélyesi, von den kräftigen Armen meines Gatten ergriffen und emporgehoben flog durch das offne Fenster hinaus. —

Ich war nun von den Verfolgungen Körtvélyesi's befreit; er erschien nicht mehr in unserem Hause, und außerhalb desselben würdigte ich ihn, wenn ich zufällig irgendwo mit ihm zusammentraf keines Blickes. An die Stelle der freundschaftlichen und vertraulichen Beziehungen, die bisher zwischen

meinem Herrn und Körtvélyesi statt gefunden hatten, trat nun bitterer Haß, zu dem sich auf Seiten meines Gatten nicht geringe Besorgniß vor der Rachsucht Körtvélyesis hinzugesellte, als dieser bald darauf als Privat-Sekretär in die Dienste des Thesaurarius, Grafen Apor, trat. — Nur einmal noch sollte ich das Unglück haben Körtvélyesi unter vier Augen zu sprechen. Dieß trug sich jedoch später zu und wird zu seiner Zeit erzählt werden.“ —

Hier finden wir es geeignet „die Bekenntnisse der Matrone“ abzubrechen, da die Begebenheiten welche sie weiter erzählt theils schon berichtet worden sind, theils aber in einen Zeitraume fallen, der über die Grenzen dieser Erzählung hinaus geht.

21.

Man hatte Sachs von Harteneck das Urtheil beider Tribunale vorgelesen, und ihm angezeigt, daß er sich für künftigen Donnerstag, den 5. December, als den zur Vollziehung des Urtheils bestimmten Tag, bereit halten solle. Schweigend und ehrerbietig hatte er das Halsurthel des Magistrats angehört; entrüstet und mit einem Schrei des gerechtesten Ingrimms das der Stände. — „Welch ein abscheuliches Gewebe von Lügen!“ — fuhr er während des Vorlesens mehrmals auf — „doch“ — setzte er endlich mit Ergebenheit hinzu — „es kömmt mir nicht zu mich über die Ungerechtigkeit und Bosheit meiner Feinde zu beklagen; ich habe sie in den Tagen meiner Größe durch meinen Uebermuth, durch meinen Stolz, durch meinen Spott gekränkt und — dieses ungerechte Urtheil ist eine Folge davon!“

Es war jetzt am Abende des 4. Decembers; eine düstere Lampe erleuchtete das Gemach, dessen einziges Fenster auf Sachsens Bitten dicht verhängt worden war um den Unglücklichen den Augen zudringlicher Neugierde zu entziehn, denn das Zimmer, welches ihm zu seinem letzten Aufenthalte über der Erde angewiesen worden, lag, wie wir schon erwähnt haben, zu ebner Erde, und das in die Heltauer Straße gehende Fenster war niedrig genug um ihn der Beobachtung draußen Vorübergehender oder Stehenbleibender bloszustellen. — Durch ein freundliches Feuer, das in einem grünen irdenen Kachelofen mit einer weiten Oeffnung hell brannte, wurde die dumpfe Kellerluft des gewölbten Zimmers erwärmt und verdünnt, so wie der helle Schein des Feuers der düster brennenden Lampe in ihrem Geschäfte einigermaßen zu Hülfe kam. —

Sachs sitzt auf einem hölzernen Stuhle vor dem Feuer und der Schein desselben erleuchtet sein schönes, ruhiges aber blasses Gesicht, seine Arme und Füße sind gekreuzt; seine Augen sind stier und unbeweglich auf die Gluth gerichtet, und nur ein leichtes Beben der feinen Lippen und ein abwechselndes leichtes Runzeln und Glätten der erhabenen Stirne läßt erkennen, daß der Geist, der noch in diesen Körper gebannt ist, die Erstarrung dieses nicht theilt. —

Oh! sein Geist durchfliegt in diesem Augenblicke auf den Flügeln der Erinnerung den Raum von vierzig Jahren und sucht begierig den ersten Ring der Kette von Begebenheiten, die ihn vor dieses Feuer geführt haben. — Sein Geist umschwärmt die Wiege, welche den Säugling in Eperies in den Schlummer schaukelte; sein geistiges Ohr vernimmt noch wie

ferne Geisterklänge den leisen Gesang der Mutter, die sein Einschlummern mit ängstlicher Sorge bewacht. Bald darauf stürmt er mit des Knabens Uebermuth durch die Zimmer und den Hofraum, und ein leichtes Lächeln, das über sein Angesicht hinleuchtet, wie in einer dunkeln aber wolkenlosen Sommernacht das zeitweilige Aufflammen des Abendsternes das Dunkel der Nacht unmerklich erhellet, verräth uns, daß er die warnende Stimme der besorgten Mutter vernimmt. — Der Knabe stürmt dahin; er achtet nicht des Rufes der Mutter, bis er nicht seinen engbegrenzten Raum durchmessen und dann triumphirend in den Schooß der frohen Mutter zurückkehrt. — „Was ist's mit dem Leben des Menschen anders?“ — sprach Sachs bei dieser Erinnerung leise für sich hin. — „Ist es anders mit meinem Leben? — Der Raum war etwas größer, der Lauf etwas anhaltender — nun kehre ich in den dunkeln Schooß der Mutter Erde zurück.“

Jetzt folgte der Knabe seinen Eltern in die trostlose Verbannung. Dogmatische Unduldsamkeit und unchristlicher Stolz hatten seinen Vater um sein Brot gebracht und aus seinem Vaterlande vertrieben. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land bis an die Küsten des baltischen Meeres zieht der unbeugsame, unnachgiebige Dogmatiker des siebzehnten Jahrhunderts mit Weib und Kind; Entbehrungen aller Art, Noth und Jammer sind ihre Begleiter. Da ereilt im fernen Danzig ein freundlicher Ruf aus Hermannstadt den gelehrten Vater, man biethet ihm dort ein Asyl an. Isaak Zabanius greift unbedenklich aufs Neue zum Wanderstabe und richtet seine Schritte nach Süden, setzt über den Weichselstrom und überschreitet die

rauhen Karpathen und findet endlich in Hermannstadt Brot, Herd, und Ehre. Des Sinnenden Auge sieht in der veränderlichen Gluth die Wogen des Belts, und das Knistern der Flamme scheint ihm das Rauschen der Weichselwogen zu sein; er erkennt die starren Felsen der Karpathen, die seine Mutter so mühsam übersteigt. — Jetzt schwärmt sein Geist auf den Fluren von Hermannstadt, Urwegen uud Mühlbach herum, wo sein Vater Pfarrer war, und dann übersetzt er wieder mit dem gelehrten Vater den Terenz und Homer. — Er müht sich in Weissenburg mit der Erlernung der ungarischen Sprache ab und erhebt leise seinen gefesselten Arm, denn er glaubt in Tübingen vom Katheder herab einer horchenden Jugend mit seinem beredten Munde seine Weisheit zu verkünden. — So schwärmt sein Geist rastlos durch die Tiefen und über die Höhen der Vergangenheit, bis er endlich tief auffeufzt und fast verwundert um sich blickt. „Und alle diese weiten verschlungenen Wege führten zu diesem Ziele!“ — Mit diesem betrübenden Resultate verließ er das Feld seiner Träume und näherte sich horchend dem Fenster. „War es mir doch als hätte ich den Laut der Freude und Lust vernommen“ sagte er bei sich selbst und lüftete ein wenig den Fenstervorhang. — „Wahrhaftig!“ — fuhr er in bitterem Tone fort, als er die nur wenige Schritte gegenüber entfernten Fenster der Wohnung des Grafen Rabutin hell erleuchtet sah — „Wahrhaftig!“ Seine Excellenz hat eine glänzende Gesellschaft heute Abend bei sich versammelt! Oh Menschen! Menschen! Ihr seid grausamer als — doch stille Sachs! beklage dich nicht! warst du besser? konntest du nicht einst dasselbe thun? — Jetzt freilich würde ich es nicht mehr

thun können! — aber jenen fröhlichen, lauten, lachenden Menschen hat ihnen wie dir das Schicksal den Kelch der Leiden, des Unglücks, der Schmach zugetrunken? — Nur das Unglück bessert und heiligt. — Ja, ja, du schrecklicher Bethlen! du führst weise Sprüche im Munde: „wie Gold im Feuer bin ich durch Unglück, Jammer und Schmach geläutert worden!" — Und du, mein General! — Du tapferer gradsinniger Krieger! wie hast du dich dieser Bande tückischer und grausamer Menschen beigesellen mögen? — Ach! was hab' ich dir gethan, daß du mich so preis geben kannst! — Vielleicht hat er doch meine Zuschrift gelesen — vielleicht hab' ich doch sein Herz gerührt — vielleicht denkt er daran mich — — — Ha!" — unterbrach sich Harteneck zusammenschaudernd — „die Thurmuhr schlägt acht! — Er zählte aufmerksam die Schläge der Uhr und als er acht gezählt hatte, seufzte er tief, fuhr mit der von Fesseln freien Rechten über seine Stirne und sprach: — „Nun! ist's vorbei! Seine Excellenz hat mein Schreiben unberücksichtigt gelassen! Ich werde sterben! Auf Sachs! richte deinen Geist nun auf jene Welt, deren Bürger du morgen sein wirst! Die Rechnung dieses irdischen Lebens ist geschlossen! Das Facit ist gering — ich war ein schlechter ungetreuer Knecht!" Dann öffnete er die Thür, welche in ein Vorzimmer führte, welches dem Hoppner, dem die Bewachung des Gefangenen anvertraut war, mit seinen Trabanten zum Aufenthalt diente. „Herr Hoppner!" — wendete sich Harteneck an diesen — „Ich wünsche mein Weib und meine Kinder zu sehn um heute Abend von ihnen Abschied zu nehmen — denn morgen will ich mit irdischen Nei-

gungen mich nicht mehr befassen. — Bittet dann auch meinen Herrn Vater um die Mitternachtsstunde zu mir. — Ihr seid bereit meine Wünsche zu erfüllen?“ —

„Ganz gewiß! gestrenger Herr!“ — antwortete der Mann. —

„Bitte nennt mich nicht mehr, gestrenger Herr! — Ich wollte ich wäre nie einer gewesen!“ — Sachs nahm wieder seinen Platz vor dem Feuer ein und versank in neues Sinnen. —

Wie man aus der Aeußerung Hartenecks ersehn, hatte sich dieser während des Laufs dieses Tages schriftlich an den Grafen Rabutin mit der Bitte gewandt, die Vollziehung seiner Verurtheilung aufzuschieben, bis sein doppelter Prozeß Seiner Majestät unterbreitet werden könnte, und der Kaiser darüber entschieden haben würde. Sachs behauptete auch dießmal in Beziehung auf die Anklage des Hochverraths vollkommen unschuldig zu sein, und diese Unschuld vor unpartheiischen Richtern auf das Klarste darthun zu wollen; in Beziehung auf die Vergehungen seines Privatlebens wolle er die Gnade Seiner Majestät anflehn, und hoffe er diese bei dem Kaiser Leopold zu finden, der seine Gnade schon so vielen großen Verbrechern habe widerfahren lassen. —

Dieses Schreiben blieb, wie wir gesehen haben, unberücksichtigt; das Herz Rabutins hatte sich von dem sonst so hochbegünstigten Sachs gänzlich gewendet, und er hatte unwiderruflich seinen Tod beschlossen. — Dieses wußte Sachs nicht, da es ihm in diesem Leben ein Geheimniß bleiben sollte, was ihm so plötzlich und unerwartet nicht nur die Gunst des Generals entzogen, sondern diese auch in den bittersten Haß verwandelt hatte. — Wohl wußte aber Sachs, daß es nur eines Wortes

von Rabutin bedürfe um nicht nur diesen verlangten Aufschub der Exekution gewährt, sondern auch beide Deliberate annulirt zu sehn — er wußte es, daß der Kommandirende die Macht besaß ihm nicht nur das Leben zu schenken, sondern ihn auch in alle seine frühern Würden wieder einzusetzen. — Aber das Herz des Generals blieb unbewegt und sein gefaßter Beschluß unabänderlich. —

Was war es aber, das den Haß, die Erbitterung des Generals in einem so hohen Grade gegen Sachs erregt hatte? — Waren es die Verbrechen, deren er angeklagt und zum Theil überwiesen worden war. — Ganz und gar nicht! — Wir haben es gesehn, und es ist geschichtliche Thatsache, daß Sachs ungefähr vier Wochen früher, ehe die Vergiftungs- und Mordgeschichte ruchbar wurde, auf die Anklage des Hochverraths verhaftet und in das Fogarascher Schloß abgeführt worden war. — Der Umstand also, daß Harteneck seinem Generaladjutanten, Akton, nach dem Leben getrachtet habe, kann also diesen Haß schlechterdings nicht motiviren, da dieser Umstand erst später bekannt wurde, abgesehn davon daß die Mitschuld Hartenecks bei dem Vergiftungs-Versuche gar nicht erwiesen, und daß die wahre Urheberin dieses Attentats, Elisabeth, diesen auf Harteneck geworfenen Haß wenigstens hätte theilen müssen, was aber wie wir bereits wissen, ganz und gar nicht der Fall war.

Die Anklagen, welche sich auf den Hochverrath bezogen, konnten diesen Haß gleichfalls nicht motiviren; denn diese wurden gegen Sachs schon im Jahre 1701 erhoben, und es wurde denselben schon damals nur deswegen keine Folge gegeben, weil

sie Rabutin als ungegründet erkannte und einen seinem Kaiser so treuen Diener, ihm selbst aber sehr nützlichen Rathgeber nicht dem Hasse der Feinde desselben opfern wollte. Zu den Anklagen auf Hochverrath, die schon im Jahr 1701 gegen Sachs erhoben wurden, kam im Jahr 1703 nur die einzige wegen der Hinrichtung des Johann Schuller hinzu. Und gesetzt auch, Sachs hätte diese befohlen, was er, wie wir oben gezeigt, nicht hatte thun können; gesetzt es hätte selbst eine Mißachtung des kaiserlichen Gnadenbriefes wirklich statt gefunden, was, wie wir gleichfalls gezeigt haben, der Fall nicht war; so wäre dieser Umstand abermals nicht hinlänglich eine solche Erbitterung zu begründen, wie sie Rabutin an den Tag legte.

Der Kanzler, Graf Nikolaus Bethlen hatte beschlossen den Sachs zu stürzen; es koste was es wolle. — Nicht so sehr aus persönlichem Haß gegen ihn, als vielmehr aus Furcht, selbst durch ihn gestürzt zu werden. — Bethlen hatte die hohen Geistesgaben, die Willenskraft Harteneck's erkannt und schätzen gelernt, und hätte sich gern derselben zur Förderung seiner feinen Intriguen, seiner weit aussehenden Pläne bedient; er wollte ihn, wie er dem Sachs oft wiederholt hatte, zum Gehülfen und Genossen seiner Bestrebungen haben, was ihm um so wünschenswerther erschien, da er vermittelst des Sachs, wie er wohl wußte, nicht nur nach Belieben auf die sächsische Nation seine Intriguen spielen lassen konnte, sondern dieselbe auch, nachdem er sie mit Hülfe Sachsens reformirt, das heißt kalvinisirt haben würde, womit Bethlen sehr ernstlich umging, und zu diesem Ende schon im Jahre 1701 Intriguen vermittelst des reformirten Oberconsistoriums angesponnen hatte, nachdem er das oben er-

wähnte Projekt, wodurch er dieses auf andere Weise, indem er nämlich das religiöse Moment mit dem politischen zu vermengen versucht hatte, zurückziehn hatte müssen — ich sage, da Bethlen dadurch die sächsische Nation selbst zum Bundesgenossen gewann. — Die natürliche Folge dieser seiner Absicht war, daß er den Sachs in seine Pläne einweihte. — Nun nachdem Bethlen die Hoffnung hatte aufgeben müssen, Sachs für seine Pläne zu gewinnen, sah er ein, welchen Fehler er begangen diesen in sein Spiel blicken zu lassen. Sachs konnte ihn verderben durch Aufdeckung dieser Intriguen, er hatte ihm unvorsichtigerweise damit gedroht — oder konnte ihm wenigstens wirksam entgegenspielen, da er sein ganzes Spiel wußte. — Ein so gefährlicher Mann mußte beseitigt, und schnell und bald beseitigt werden. —

Ohne die Zustimmung des kommandirenden Generals war dieß nicht möglich, das wußte Bethlen. Die gewöhnlichen und oft wiederholten Anklagen und Anschwärzungen thaten sich als wirkungslos kund; sie hafteten bei Rabutin nicht, der den Harteneck wohl kannte und schätzte. — Es mußten also andere Wege erfunden werden, um den Sachs zuerst in der Meinung des Generals zu Grunde zu richten, diesen gegen jenen aufzubringen; dann war die Hoffnung gegeben, ihm die Ueberzeugung von Hartenecks hochverrätherischen Bestrebungen beibringen und ihn bewegen zu können den Maßregeln seine Zustimmung zu geben, die im Conclave der Bethlenischen Parthei schon längst verabredet worden waren und zum Verderben Hartenecks führen mußten. — Zu diesem Zwecke umgab Bethlen Sachs mit Spionen, die ihm auch die geringfügigste Handlung desselben hinterbringen mußten, hoffend, den öfters unbesonnen handeln-

den und sprechenden Sachs wohl auf einer Handlung oder einem Worte zu ertappen, das ihm die Gunst seines mächtigen Beschützers entziehen dürfte. Wie sehr und auf welche Weise ihm dieses gelang, haben wir erzählt. — Graf Bethlen handelte übrigens in dieser Beziehung in gutem Glauben. Wir haben des Gerüchtes früher erwähnt, das Harteneck mit der Gräfin Rabutin in einem vertrauten Verhältnisse stehen ließ. Bethlen und alle diejenigen, welche öfters die Ehre hatten von der Gesellschaft zu sein, welche Graf Rabutin in seinem Hause häufig versammelte, waren von dem Ungrunde dieses Gerüchtes überzeugt. — Jetzt aber schien es dem Kanzler seine volle Bestätigung erhalten zu haben, und er trug kein Bedenken diesen Umstand in seinem Interesse auszubeuten, sollte auch die Gräfin Rabutin, die er nun für schuldig hielt, selbst darunter leiden. —

Wir haben gesagt, daß Sachs die Ankunft seines Weibes und seiner Kinder erwartend sich wieder vor das Feuer gesetzt hatte. Hier blieb er indessen nicht lange sitzen, denn da er gewahr wurde daß sich sein Geist wieder in den süßen Erinnerungen der Vergangenheit, oder in den berauschenden Träumen einer gehofften glänzenden Zukunft verlor; rückte er seinen Stuhl an einen Tisch, auf welchem Schreibmaterialien und eine Bibel lagen. Er schlug diese auf und las andächtig bis zur Ankunft der Erwarteten. —

So lange die Gerichtsverhandlungen dauerten, und auch den darauf folgenden Tag, den 4. December hatte Sachs Alles, was in seinen Kräften stand, angewendet sein Leben zu retten, und selbst zu Bitten seine Zuflucht genommen; jetzt nachdem alle Hoffnung verschwunden war, wandte er mit großer Willens-

kraft seine Gedanken von den freundlichen Bildern des Lebens ab, und es öffneten sich seinem Geiste die Pforten der Ewigkeit. Von diesem Augenblicke bis zu dem letzten seines Lebens im Staube fühlte er sich durch eine Glaubensfreudigkeit unterstützt, die seinen Geist über jede bange Furcht vor dem Tode erhob. Er war sich wohl der großen Sündenschuld bewußt, die er während seines Lebens aufgehäuft hatte; aber er fühlte auch, daß die Reue, der er seit seiner Einkerkerung sich hingegeben hatte, und die nicht nur eine Frucht der Furcht vor dem Tode, sondern eine Frucht aufrichtiger Erkenntniß seiner Vergehungen und eines tiefen Abscheues vor denselben war, aufrichtig und wirksam sei, und hoffte demnach mit Zuversicht durch das Verdienst des Erlösers Vergebung und Gnade vor Gott zu finden. — Ach! warum vergönnte die anmaßende, blinde Gerechtigkeit der kurzsichtigen Menschen diesem hohen Geiste nicht Frist, rechtschaffene Werke der Buße zu bringen! —

Sachs wurde durch die Ankunft seiner Gattin und seiner Kinder, zweier unerwachsener lieblicher Töchter, in seiner Andacht unterbrochen. — Er hatte sie seit seiner Abführung nach Fogarasch nicht gesehn. — Welche Veränderung war mit Elisabeth in dieser kurzen Zeit vorgegangen! — Das blühende, üppige, schöne Weib war zu einem Schatten verwandelt, ihre Gestalt war gebückt, ihre Wangen hohl, ihre Augen tief in die Augenhöhlen zurückgetreten, die Gesichtsfarbe einem dem Grabe entstiegenen Geiste abgeborgt; ihre Arme hingen schlaff herab und ihre Hände kreuzten sich vorne wie zu einem Gebete. Sie war in ein schwarzes Gewand von grober Wolle gekleidet, welches Hals und Schultern bedeckte. Eine schwarze Sammtkappe entzog

auch das schöne Haupthaar der Büßenden den Blicken der Menschen. Während die Kinder weinend und schluchzend an den Armen des Vaters hingen, stand sie sprach- thränen- und bewegungslos vor ihrem „Herren", wie sie nach damaliger Sitte ihren Gatten stets zu nennen pflegte, wie von Furcht eingeschüchtert, die wohlverdienten Vorwürfe von Sachs nun hinnehmen zu müssen. — Aber ferne war Sachs jetzt jede Empfindung des Zorns oder des Grolls, die zu Vorwürfen, so oft zu ungerechten Vorwürfen den Sterblichen verleitet! — Nachdem er sie mit wehmüthigen, liebevollen Blicken eine Weile betrachtet hatte, reichte er ihr mit freundlichem Lächeln die Hand und sagte mit der bezaubernden Anmuth, die ihm so vieler Herzen gewonnen hatte: „Nun, liebes Lieschen, wie geht es dir? hast du kein Wort für mich?" —

Jetzt öffnete sich plötzlich die Quelle ihrer Thränen. — Sie warf sich mit Heftigkeit an die Brust des Gatten und schluchzte die Worte hervor: „Sachs! Sachs! kannst du mir verzeihn?" —

„Elisabeth!" — entgegnete Sachs mit freundlicher Stimme — „ich habe dir nichts zu verzeihn. — Wir haben beide gefehlt und gesündigt — wir wollen mit Ergebung unser Schicksal ertragen — und verbannt sei aller Groll aus unseren Herzen. — Doch wir wollen uns nicht weich machen! — Ich habe über Manches mit dir zu sprechen. — Doch vorerst wollen wir die Kinder entlassen." —

Er nahm dann die Töchter, eine nach der andern, auf seinen Arm; küßte und preßte sie an sein Herz und übergab sie dann einem im Vorzimmer harrenden Diener um sie nach

Hause und zu Bette zu bringen. — „Bleibt immer gut und fromm! — rief er den Scheidenden noch nach, und ein schluchzendes: „ja! ja! lieber Vater“ war das Letzte was er auf dieser Erde von den lieben Kindern vernahm. —

Dann rückte Sachs zwei Stühle vor die Oeffnung des Ofens, führte Elisabeth an den einen Stuhl und bat sie Platz zu nehmen, während er sich auf dem andern Stuhl dicht neben ihr niederließ. —

„Elisabeth“ — begann Sachs — „wir müssen unsere Gedanken auf häusliche Gegenstände lenken — doch das Feuer brennt zu düster — ich will vorerst dasselbe anschüren, damit der helle Schein desselben den düstern Schatten von deinem holden Antlitz vertreibe.“ — (Denn die Lampe brannte in ihrem Rücken).

Und nun schürte Sachs das Feuer an, daß es hell aufloderte, und seinen Arm um die Gattin schlingend und ihr traulich in das Angesicht blickend fuhr er fort: „So! nun kann ich dein Antlitz sehen, und es erscheint im röthlichen Glanze desselben viel freundlicher als im Schatten der Nacht. — Armes Weib! du hast viel — viel gelitten!“ —

Elisabeth antwortete nur mit Schluchzen. —

„Nimm deinen Muth zusammen, meine Liebe! Gib nicht den Empfindungen des Schmerzes allzusehr nach. — Es ist denn doch um das Sterben nicht gar so etwas Entsetzliches. Haben wir nur den Muth unser Auge von den reizenden Bildern des Lebens abzuwenden, und Kraft genug dieselben aus unserer Erinnerung zu verdrängen; so verliert der Tod schon Vieles an seiner Furchtbarkeit; — und sehen wir ihm erst recht ins An-

gesicht und bringen ihn in Verbindung mit der ewigen Fortdauer unserer unsterblichen Seele und mit unserer Erlösung durch unsern Heiland; so machen wir erstaunt die Entdeckung, daß der Tod seinen Stachel verloren habe. — Darum, Geliebte laß das Trauern und höre mir aufmerksam zu. — Durch das Urtheil der Ungarn ist zwar mein ganzes hinterlassenes Vermögen der Confiscation unterworfen worden — aber ich verspreche mir es ganz gewiß von der Gnade unseres huldvollen Monarchen, daß er dir dieses wieder zurückgeben wird.“ —

„Mir zurückgeben! Mir! vergißt du, daß ich derselben Anklage der beabsichtigten Vergiftung und des vollbrachten Todschlages an Hans Adam unterliege? — Bin nicht ich die Anstifterin, die Urheberin dieser Verbrechen? — Werde ich nicht in wenigen Tagen vielleicht demselben Schicksal unterliegen? Sollte ich, die Schuldigere, der Strafe entgehen, während du und Kinder“ — — —

„Weder du noch Kinder werden sterben. — Ich bin davon überzeugt und werde in dieser Ueberzeugung sterben. — Man will mich — mich allein beseitigen — und es ist hier Niemand so grausam, der Euer Blut zu vergießen wünschte, nachdem er meines hat in den Sand fließen gesehen. — Pap Janos und der Gärtner mögen allerdings mein Schicksal erleiden, aber dieß nur darum, weil sie Hand angelegt haben und überdieß gemeine Kerle sind. — Sie wird man, um meinem Verbrechen mehr Gewicht zu geben, mit mir sterben lassen — aber du und Kinder werden begnadigt werden.“

„Ach ich freute mich meinen Jammer im Tode zu enden und zugleich durch den Tod meine Schuld zu büßen.“

„Du sollst dich freuen, daß du leben wirst, Elisabeth. — Unsere Kinder bedürfen deiner Pflege — ach! erziehe sie in Frömmigkeit und Gottesfurcht zu bessern und glücklichern Menschen als wir sind. — Freue dich vielmehr und danke Gott, dem Allgütigen, wenn er dir noch Frist gewährt, durch Erfüllung bisher vernachläßigter Pflichten und strenge Uebung der Tugend die Buße zu thun, an der ich durch schnellen Tod verhindert werde. — Zur Erlangung des dem Fiskus anheim gefallenen Vermögens magst du dich an Kinder wenden, denn ich hoffe mit Zuversicht, daß er begnadigt werde werden. — Kinder hat zwar während dieses unseligen Prozesses nicht edel, nicht großmüthig, vielleicht nicht einmal dankbar gehandelt — aber ich verzeihe ihm von Herzen — er ist jung — und hängt mit Lust an diesem Leben — ich will es ihm nicht hochanrechnen, daß er mehr als nothwendig war, that und sagte um sein Leben zu retten. An ihn wende dich, Elisabeth! wenn du des Rathes bedarfst; er war dir treu ergeben — er wird auch in Zukunft mit Rath und That dich unterstützen.“ —

So verstrichen unter traulichem Gespräche und Anordnung der häuslichen Angelegenheiten zwei Stunden. Sachs erhob sich endlich gab seiner Gattin den letzten Kuß auf die Stirne und entließ sie dann. — Jammernd, vom Schmerz aufgelöst entfernte sich das beklagenswerthe Weib mit wankenden Schritten von zwei Dienern unterstützt; fest und unerschüttert, wenn auch tiefer Wehmuth voll, blieb der Mann zurück. —

Als sich Sachs wieder allein sah, setzte er sich an den Tisch und schickte sich an zu schreiben. — Er schrieb lange, denn es war fast Mitternacht, als er den Brief versiegelte, und ihn

dem Hoppner mit der Bitte übergab, denselben — wenn es mit ihm vorbei sein würde — in seinem eignen Hause auf dem kleinen Platz abzugeben. — Der Brief war an Gräfin Ida gerichtet. — Sie hatte ihm während des letzten Tages ein Billet geschrieben, worin sie den Wunsch ausdrückte ihn noch einmal sehen zu dürfen. — Sachs hatte dieses abgelehnt, denn obgleich das Verhältniß, in welchem Harteneck zur Gräfin Ida stand, kein lasterhaftes, wenn auch unerlaubtes war; so fühlte er doch, daß die letzten Augenblicke seines Lebens mit andern Gefühlen und Gedanken ausgefüllt werden sollten, als mit Gefühlen und Gedanken irdischer Liebe. Doch fühlte er sich zur Dankbarkeit gegen die Gräfin verpflichtet, und den Ausdruck solcher Empfindungen des Dankes und Bitten seiner mit den Gefühlen der Freundschaft zu gedenken, ob er gleich durch seine Thaten die Zuneigung eines so edeln Herzens nicht verdient zu haben eingestehn müsse, und jetzt, wo er durch seinen Tod dieselben zu sühnen im Begriffe stehe, gern eingestehe, — das letzte, schmerzliche Lebewohl enthielt dieser Brief. —

Als die zwölf Schläge der Glocke den Beginn des neuen Tages, des Tages, dessen Abend Sachsen nicht mehr finden sollte, verkündeten, trat Isak Zabanius in den Kerker seines Sohnes. Ihm allein war der Zutritt zu dem Gefangenen schon am vorigen Tage gestattet worden — Vater und Sohn hatten sich somit schon gesehn und gesprochen. — Isak Zabanius reichte dem Sohne zum Gruße stumm die Hand und ließ sich dann auf dem Stuhle nieder, den ihm der Sohn ehrfurchtsvoll hinrückte. —

„Wie bin ich betrübt, Vater, daß ich Euere Ruhe gestöret, Euch in dieser stürmischen Nacht den Unbilden des Wetters aus-

gesetzt habe — aber ich bin Eueres tröstenden und erhebenden Zuspruches bedürftig.“ —

Ohne eine innere Bewegung zu verrathen saß der Diener Gottes vor dem demüthig dastehenden Sohne. — Seine Züge waren starr und seine Wangen bleich; die Augen waren in dem Schatten dichter grauer Augenbraunen verborgen, und der Glanz derselben war nicht stark genug, um das Dunkel zu durchbrechen. Lange graue Haare floßen von dem Scheitel auf die Schultern herab, und ein weißer Bart bedeckte einen Theil der breiten silbernen Hafteln, welche auf seinem schwarzen, mit weißem Fuchspelze verbrämten Leibrocke aufgenäht waren. —

„Ruhe, mein Sohn? — Ruhe sagst du?“ — begann nach einer langen Pause der Stadtpfarrer mit fester doch tonloser Stimme — „Glaubst du das Auge des Vaters könnte sich zur Ruhe schließen, wenn das Auge des Sohnes in Todeskämpfen wacht? — Unbilden des Wetters? — Sturm? — Glaubst du mein Sohn, diese hinfällige äußere Hütte empfinde das Wüthen des Sturmes, wenn das Innerste des geistigen Menschen durch solche Stürme erschüttert wird? — Trost und Erhebung verlangst du von mir, mein Sohn? — Ja, wahrhaftig! du hast dich an den rechten Mann gewendet. — Wer könnte dem Sohne besser und williger den reichen Born der Liebe Gottes und seines Sohnes eröffnen, den Schatz göttlicher Gnade und Barmherzigkeit besser erkennen und schmecken lassen, als der — Vater. — Doch bevor wir uns zu diesem Geschäfte wenden, liegt dir noch ob die Pflichten des Bruders zu erfüllen. — Deine beiden Brüder haben mich hieher begleitet — willst du sie sehen?“ —

Sachs öffnete die Thür und Jakob und Daniel Zabanius,

jener Vice-Notair, dieser Dominal-Sekretair, die Brüder Hartenecks, traten ein. — Nach einer herzlichen brüderlichen Umarmung winkt der Vater den beiden jüngern Söhnen abzutreten, und nun beginnt eine Unterredung zwischen Vater und Sohn über die heiligsten Angelegenheiten des Herzens, über die wichtigsten Punkte des christlichen Glaubens, und endet mit der Feier des heiligen Abendmahls, welches der Vater dem Sohne reicht. —

Es war drei Uhr als der Vater dem Sohne den letzten Kuß auf die Stirne drückte, und ihn fragte: „Wird es dir, mein Sohn, zum Troste und zur Ermuthigung gereichen, wenn ich dich selbst auf deinem letzten schweren Gange begleite? — Ich bin auch dazu bereit, und fühle mich stark genug, wenn du es wünschest.“

„Nein! Nein! mein Vater!“ — erwiderte Sachs mit Entschiedenheit. — „Wenn auch Euer Herz, stark genug wäre, auch das Schwerste zu ertragen — Euer Anblick würde nur Erinnerungen in mir, erwecken, die mein Herz weich machen dürften — und ich will stark sein. — Sendet mir einen Prediger. —

Isak Zabanius drückte dem Sohne noch einmal die Hand — ließ seine Blicke eine Minute auf dessen Angesichte ruhen und entfernte sich dann mit einer Thräne im Auge, die ein Fremdling in diesen Augen war. —

Als sich Sachs wieder allein sah und kein Bedürfniß des Schlafes fühlte, wollte er eben wieder nach dem Buche der Bücher greifen, als er von einem andern Gedanken erfüllt, wieder zur Feder griff. — Es entstand ein Sterbelied voll frommer Erge-

bung in Gotteswillen und starken Glaubens an die Errettung des Sünders durch Jesu Tod. —

Nachdem Sachs die Strophen noch einmal mit Wohlgefallen überlesen hatte, sagte er: „So! dieses soll mein Grablied sein“ — und warf sich nun auf sein Lager, um den letzten Schlaf, der noch von Träumen beunruhigt werden konnte, zu schlafen. — Der durch so mannigfaltige Gedanken und Gefühle bewegte und ermüdete Geist sank bald in die tiefe Vergessenheit des Schlummers, und als der nebligte Wintermorgen sein Licht über die Stadt ergoß, war er noch nicht erwacht. — Die Hinrichtung sollte um zehn Uhr statt finden. —

22.

Während Sachs dem kummerstillenden Gotte des Schlafes seinen Geist und sein Herz überließ, war in dem Hause des Bürgermeisters Weber Gram und Verzweiflung geschäftig ihr unheilvolles Werk zu treiben. Sabine liebte Kinder mit der innigen Gluth erster Liebe nnd eines unschuldigen Herzens. Durch den Widerstand, den diese Liebe lange in der Mißbilligung ihres Vaters gefunden hatte, war sie erstarkt, so daß sie endlich diesen Widerstand überwand. Kaum war sie zum Bewußtsein ihres Glückes gelangt, als sie durch die unheilvollen Mittheilungen Dorothea's aus den süßen Träumen von Liebeswonne und Lebensglück aufgeschreckt wurde. Der Gedanke, daß an der Hand ihres Geliebten, ihres Bräutigams das Blut eines Ermordeten klebe, war für sie vernichtend, und so wie sich Sabine für verpflichtet hielt dieses furchtbare Geheimniß in ihr

Herz zu verschließen, und zu zart fühlte, als daß sie auch nur Kindern hätte ahnen sollen lassen, daß sie um diese grause That wußte; so gab es auch andererseits kein Mittel sie mit dieser That zu versöhnen. Sie fühlte es vom ersten Augenblick an tief und klar in ihrem Herzen, daß sie sich von Kinder lossagen, jeder Verbindung mit ihm für dieß Leben entsagen müsse, sie zu den ewigen Schmerzen eines hoffnungslosen Lebens verurtheilt sei. — Mit einem Mörder konnte sie, die engelreine, keine Gemeinschaft pflegen. —

Diese Schmerzen einer hoffnungslosen Zukunft wurden durch die Angst um des noch immer geliebten Mannes Leben fast zur Verzweiflung gesteigert, als der an Hans Adam verübte Mord an Tag kam. Kinder ward verhaftet, inquirirt, als Hauptmitschuldiger des Mordes zum Tode verurtheilt. — Die Arme hatte nun nicht nur den Untergang ihres eigenen Lebensglückes zu beklagen, sie hatte nicht mehr nur den tiefen Fall eines hohen edlen Geistes, als der ihr Kinder stets erschienen war, zu betrauern — ach! sie mußte nun auch das irdische Glück des theuern Mannes — seine Ehre, sein Leben zusammenbrechen sehen wie morsches Rohr, und nicht einmal auf das Grab des Hingeschiedenen konnte die trauernde Liebe einen Kranz von Immortellen legen, denn dieses Grab sollte nicht durch die Umfriedigung der geweihten Gotteserde vor der Entheiligung frevelhafter Hände geschützt werden — ja selbst die Trauer um den Gefallenen und Hingeschiedenen mußte sie ängstlich vor den Augen der Menschen verbergen, denn an dem Andenken desjenigen, um den sie trauerte, haftete eine unverlöschliche Schmach. —

Diese Betrachtungen wären wohl geeignet gewesen das edle

Herz des Mädchens zu brechen, ihren Geist zu zerrütten — aber ihr Herz und ihr Geist fand Balsam und Stärke in frommer Andacht und erhebendem Gebete, und so hatte die Arme auch die letzte Nacht, welche dem zur Vollziehung des Urtheils bestimmten Tage vorherging, in Wachen, Weinen, Beten aber nicht in Verzweiflung zugebracht. —

Der Tag war kaum angebrochen, als Dorothe in das Zimmer Sabinens trat. Sie war phantastisch gekleidet — leicht wie für den Sommer — geschmückt wie für ihren Ehrentag. Sie trug auf dem Haupte einen Kranz von Wintergrün und lebenden Rosen und hatte einen Strauß von denselben Blumen am Busen stecken. Sie trat mit lächelndem, vor Befriedigung glänzendem Gesichte — ach! den Blick des Wahnsinns in dem trüben Auge der Unglücklichen erkannte Sabine nicht — in das Zimmer Sabinens und forderte diese mit hastigen Worten auf ihr zu folgen. —

„Wohin soll ich dir denn folgen, Dorothe?“ — fragte ängstlich Sabine? — „wohin willst du gehen?“ —

„J du mein!“ — erwiderte Dorothe — „wie oft habe ich dir das schon früher gesagt! — Zu Hans Adam will ich jetzt gehen. — Oh! der wird sich freuen, wenn er mich sieht! — Er hat lange in seinem nassen Bette auf mich warten müssen. — Ich konnte den alten Mann nicht früher verlassen — aber heute hacken sie ihm den Kopf ab, und nun kann ich gehn — aber du mußt mit mir gehn, Sabine.“

„Ich? — ich mag nicht mit dir gehn!“ —

„Wie! du willst hier bleiben? — Heute in der Stadt

bleiben? — Willst hören wie das dumme Volk zum Platze strömt, als wenn da ein Hanswurst den Puppen den Kopf abschlagen sollte — — —

„Oh! Dorothe! schweige! Mein Herz zittert ganz." —

„Willst hier sitzen und warten, und warten, bis der Ton des Armen-Sünder-Glöckleins in dieses Gemach hereindringt und dir verkündigt, daß dein Schönster seinen letzten Gang angetreten hat?" —

„Dorothe! willst du mich tödten!" —

„Oder willst du vielleicht gar selbst dich an das Blutgerüste hindrängen? — Oh! es muß ergötzlich anzusehen sein, wenn auf einmal so ein Kopf in den Sand hinrollt, und der rothe Mann mit" — — —

„Dorothe!" — unterbrach sie Sabine in töotlicher Angst — mehr konnte sie nicht hervorbringen. — Aber die Wahnsinnige fuhr unerbittlich fort:

„Ja! der rothe Mann mit dem blutigen Schwerte hastig darnach hascht, als wolle der Kopf davon hüpfen, ihn bei den Haaren faßt und dann mit fletschenden Zähnen der murmelnden Menge zeigt, und ihn dann wieder in den Staub hinwirft, als sei es ein Kürbis!" —

Die Angst vor diesem schrecklichen Schauspiel, das sie vor Augen zu sehen wähnte, hatte Sabinen die Besinnung geraubt; sie stand bewegungslos mit geschlossenen Augen da, als ginge das Alles vor ihr vor, was sie nicht sehen wollte; eine namenlose Angst hatte das Licht ihres Geistes verdunkelt, und die Widerstandskraft ihres Willens gebrochen. —

Sie ließ sich, so wie sie war, im Hauskleide ohne Schutz

gegen die Kälte, welche draußen herrschte, von der heftigen, mit dem Eigensinne des Wahnsinns auf Sabinens Begleitung bestehenden Dorothe, an der Hand zum Zimmer auf die Straßen, durch die Straßen zur Stadt hinaus ziehn. — Von den Hausleuten hatte Niemand die sich entfernenden Mädchen bemerkt! und durch die Straßen strichen sie gleichfalls unaufgehalten, obgleich in den Straßen der Stadt als außerhalb der Stadt ihnen eine große Menge Menschen entgegenströmte — alle waren zu sehr mit dem Schauspiele beschäftigt, das sich in der Stadt vorbereitete und dem sie beiwohnen wollten, als daß sie sich weiter um die beiden allerdings in dieser Jahreszeit auffallend genug gekleideten Mädchen bekümmert hätten, wenn auch Einige von ihnen durch diese auffallende Erscheinung für wenige Augenblicke zum Stehen gebracht wurden, und den in entgegengesetzter Richtung Dahineilenden nachsahen. —

Die Mädchen waren durch das Leichenthürchen aus der Stadt getreten, weil dieser Ausgang aus der Stadt dem Hause des Bürgermeisters Weber am nächsten lag, und hatten um den Friedhof herumgehend bald das Freie erreicht. — Dorothe wußte wohl, daß sie, um an dem Altfluß zu gelangen, die Straße nach Schellenberg einzuschlagen habe; da sie aber diese Straße mit herbeiströmenden Landleuten gleichfalls bedeckt sah, so schlug sie, um sich der Aufmerksamkeit derselben zu entziehn — denn der Wahnsinn wird von steter Furcht, in seinem Vorhaben verhindert zu werden, gequält — Sabinen immer nach sich ziehend, einen wenig gebahnten Feldweg ein. Nun hatte es vor einigen Tagen mit einer ziemlich dicken Schneedecke die Erde

überzogen, und es war darauf eine strenge Kälte eingetreten, so daß der Schnee unter den Tritten der Gehenden laut knarrte. Jetzt in früher Morgenstunde lag noch ein dicker und kalter Nebel auf der Erde und machte die Gegenstände auf hundert Schritte Entfernung gänzlich unsichtbar.

Auf dem Wege, den Dorothe eingeschlagen, hatte sie allerdings ihre Absicht, der Beobachtung der Menschen sich und ihre Begleiterin zu entziehen, erreicht; auf diesem Wege kam ihnen Niemand entgegen — aber dieser Weg verlor sich selbst nach einer Viertelstunde spurlos, und die Mädchen mußten nun um weiter zu kommen, die Decke des Schnee's selbst betreten, die, obgleich auf der Oberfläche hart gefroren, doch dem Eindrucke des Fußes nachgab und dadurch das Gehen sehr erschwerte. Die körperlichen Leiden, welche Sabinen dieses Waten durch die dicke Schneeschichte machte, brachten diese plötzlich zu ihrer Besinnung zurück. — Sie blieb wie aus einem tiefen Schlafe erwacht plötzlich stehn, und schaute verwundert rings umher. — Sie konnte aber nichts als eine kleine schneebedeckte Fläche sehn — alles Andere war in den für das Auge undurchdringlichen Nebel gehüllt. — Die entferntern Berge, die nahe Stadt mit den Thürmen und Mauern — die nur einige hundert Schritte seitwärts hinlaufende Straße mit den der Stadt zueilenden Menschenmassen — Alles war unsichtbar. — Sabine fühlte sich jetzt zum erstenmal von einem tödtlichen Frost durchschauert und fragte mit bebenden Lippen mit weinerlicher Stimme: „Dorothe! wo bringst du mich hin?“

„Still! still! mein Kind!“ — erwiderte Dorothe — „Wir sind bald am Ziele! — Mir scheint ich sehe seine Ge-

stalt dort auf und nieder gaukeln. — Siehst du dort jenen glänzenden Streifen, Sabine? Das ist der Alt! — Oh! ich höre schon seine Wogen rauschen. — — Komm! komm! laß uns eilen!"

„Nein! Nein! thörichtes Mädchen! — Ich will nach Hause gehn! — Mich friert, und ich bin ganz ermüdet. — Was sollen wir bei dem todten Manne?" — Und dieses sprechend machte Sabine eine Wendung, in der Absicht nach der Stadt zurückzukehren, schlug aber eine Richtung ein, die sie von derselben immer mehr entfernte. —

„Dorothe wollte ihre Begleiterin nicht fahren lassen und folgte ihr bald bittend bald drohend; das unglückliche Mädchen, sich von der Wahnwitzigen mit Drohungen verfolgt sehend, eilte mit großer Kraftanstrengung weiter und gelangte bald in ein unebnes, von Gräben durchschnittenes mit niedrigem Gebüsch dünn bewachsenes Gebiet, die Gegend, die unter dem Namen des Lazareths bekannt ist. — Es war eigentlich ein Sumpfboden, über welchen Sabine immer von Dorothe gefolgt hinschritt; da aber seit einigen Tagen große Kälte eingetreten und Alles mit tiefem Schnee bedeckt war, so konnten die Mädchen über Sümpfe und mit Wasser angefüllte Gräben ungehindert hinschreiten.

Die Mädchen mochten ungefähr eine Stunde mit äußerster Kraftanstrengung fortgeschritten sein, ohne sich der Stadt zu nähern oder bedeutend von ihr zu entfernen, da sie fast in einem Kreise in dem Nebel herumgeirrt waren, als Sabine in eine mit Schnee ausgefüllte Vertiefung versank, und ob die

Tiefe gleich nur sehr gering war, doch nicht mehr die Kraft hatte, sich aufzurichten. —

„Sabine! Sabine!“ — rief ihr die herbeikommende Dorothe zu — „Erhebe dich! Dieß ist nicht der Ort, wo wir hinwollten. — Komm' Mädchen! komm'! wir können nicht mehr weit davon entfernt sein.“ —

„Nein! Dorothe!“ — sagte Sabine mit leiser, vor Kälte bebender Stimme — Geh' du nur allein weiter. — Ich bin gar sehr ermüdet — ich muß vorher ausruhen und ein wenig schlafen. — Ich kann dir nicht sagen wie schläfrig ich bin. — Komm' auch zu mir, Dorothe! — Es ist hier ein weiches, prächtiges Bett — silberweiße Wolken umgeben es statt der Vorhänge — — und freundliche, lachende Engelsköpfe blicken durch dieselben und nicken mir zu, ich solle nur die Augen schließen; sie wollten wachen — bis ich ausgeschlafen habe.“ —

Dann bemächtigte sich ihrer noch einmal die Erinnerung — „Ha! fuhr sie auf und wollte sich mit der letzten Anstrengung der Kräfte aufraffen — „War das nicht der Ton des Armen-Sünder-Glöckleins? — — Rufst du mir? — Ich komme, ich komme!“ — Aber sie brach kraftlos zusammen und schloß die Augen zum Schlafe, der so unmerklich und leise in den Tod überging, daß es Niemand zu sagen vermocht hätte; hier ist es noch Schlaf — hier Tod! — —

Als Dorothe sah, daß Sabine sich nicht mehr erheben und nicht mehr antworten wollte; setzte sie sich neben die Entschlummerte und weinte bitterlich, und als sie nach einer Weile sich zu derselben niederneigte um die blauen Lippen und die geschlossenen Augen zu küssen, und empfand, daß sie so kalt

seien, sagte sie mitleidsvoll; „ach das Mädchen ist so kalt! ich will sie an meinem Herzen, mit dem Hauche meines Busens erwärmen!“ — Und sie faßte Sabinen an ihre gleichfalls von Frost erstarrten Arme, und drückte sie in das Herz, dessen leiser Schlag bereits nicht mehr an der Oberfläche des Busens hätten vernommen werden können, und drückte ihre Lippen, die schon kalt und blau waren wie die Sabinens, auf deren Mund, und neigte dann ihr Haupt auf den kalten Busen Sabinens und schloß die Augen und schlummerte wie Sabine durch den Schlaf in jenen Schlaf hinüber, aus welchem der unsterbliche Geist nur in einer andern Welt erwacht. —

Der Nebel war bereits zerflossen, und der schiefe Strahl der Sonne fuhr mitleidsvoll auf die schlafenden Mädchen herab — aber er war zu machtlos, das Leben in die erstarrten Körper zurückzuführen, wenn es schon aus denselben gewichen war, und zu kalt, um gefesselte Lebenskraft zu neuem Leben anzufachen, wenn dieses noch in dem Leibe haftete. — Um Mittag hatte der Himmel graue Wolkenmassen vor sein freundliches Auge gezogen; Schneeflocken wirbelten in dichtem, eiligem Gedränge auf Wald und Flur herab, und webten sich über den schlummernden Mädchen zu einem weißen, weichen Leichentuche. —

23.

Als Sachs von Harteneck von seinem letzten Schlummer in diesem irdischen Leben erwachte, war der trübe Tag schon längst hereingebrochen; er fühlte sich sehr erquickt, und ein kurzes aber inbrünstiges Gebet verlieh seinem Geiste die benöthigte

Stärke. Er kleidete sich sehr sorgfältig an; über den reich verbrämten Dolman, trug er statt des engen Mente's einen weiten, bis auf die Fersen herabfließenden Mantel, über und über mit kostbarem Pelzwerke verbrämt. — Den Kopf zierte der stolze Kalpok; seine Lenden umschloß ein reicher mit Gold und Silber durchwirkter breiter seidner Gürtel, der aber dießmal seines Schmuckes, des langen, glänzenden Säbels natürlich entbehrte. Als er die Thür zu dem Vorzimmer öffnete, fand er daselbst, sein Erwachen erwartend, zwei Prediger der Stadt, bereit seinen sinkenden Muth durch Worte des Lebens zu unterstützen, und eine geringe Anzahl von Freunden, die ihm auch im Unglücke treu geblieben waren. Er bat alle diese einzutreten, und unterhielt sich mit ihnen auf die ungezwungendste Weise von der tröstlichen Gewißheit, daß wir durch den Glauben an Jesu selig werden sollen. — Mit dem Schlag zehn Uhr traten die zwei Abgeordneten des Magistrats ein und machten dem sonst so gefürchteten Manne eine stumme Verbeugung. Sachs verstand, was dieß zu bedeuten habe. Er entblößte sein Haupt und sprach noch ein kurzes Gebet, — dann setzte er stolz seinen Kalpak wieder auf, wendete sich mit Höflichkeit an die beiden Exekutionskommissäre: „Wenn's gefällig ist, meine Herren" — und schritt durch die Thür in das Vorzimmer. — Hier wurden ihm die Fesseln abgenommen, und als er aus dem Vorzimmer in den Hof trat ward er, sammt den beiden Geistlichen, den beiden Commissären und seinen Freunden von einer zahlreichen Abtheilung bewaffneter Stadttrabanten in die Mitte genommen und vor das Thor des Hauses geführt. —

Als Sachs vor das Thor des Hauses trat, das unmittel-

bar auf den großen Platz mündet, blieb er stehn und warf ringsumher einen wehmüthigen Blick. Vor ihm sah er den Marktplatz mit einer dichtgedrängten Menge angefüllt, unter der sich viele Landleute befanden, denn anfangs hatte man nicht daran gedacht die Thore zu verschließen, was später erst auf Befehl des Grafen Rabutin geschah, als man diesem nämlich gemeldet, daß eine unzählbare Masse von Landleuten von den Dörfern in die Stadt ströme. — Die Fenster der den Marktplatz umgebenden Häuser waren gleichfalls mit Zuschauern beiderlei Geschlechts angefüllt. — Unten und oben bot sich ihm ein trostloser Anblick dar. — Unten starrten ihn tausend Gesichter mit empörender Neugierde und Stumpfheit an — von oben grinzeten die schadenfrohen Gesichter seiner Feinde auf ihn herab. Sein Blick blieb an seinem Wohnhause in der entgegengesetzten Ecke des Platzes haften, und sein Geist begrüßte zum letztenmale die lieben Kinder, die Gattin. — Dann schlug er, neuen Muth sich holend, seine Blicke zum Himmel empor. — Dieser wölkte sich freundlich und lichtblau über den weißen Dächern der Stadt, denn der Nebel war zerflossen und dieselbe Sonne, die jetzt ihre Strahlen auf die schlummernden Mädchen goß, leuchtete freundlich wenn auch kalt dem Manne auf seiner letzten kurzen Bahn.

Der große Platz bot damals einen andern Anblick dar als gegenwärtig. Nur wenige der denselben damals bildenden Häuser stehen noch, und vielleicht kein einziges in seiner damaligen Gestalt. Die Häuser waren zwar auch damals schon stockhoch, hatten aber ein graues alterthümliches Ansehen, hohe Giebel, Thürmlein, Spitzdächer, und eine Anzahl von klafter-

langen Rauchfängen starrten in die kalte Winterluft empor. — Vor fast allen Häusern war ein vorspringender, gedeckter Gang angebracht, welcher dem Platze und den Häusern ein düsteres Aussehen gewährte. Wo jetzt die katholische Kirche steht, stand ein Gebäude, das einem hölzernen Schuppen glich, gleichfalls mit einem solchen vorspringenden gedeckten Gange. Im untern zu ebner Erde liegenden Theile dieses Gebäudes waren Kaufgewölbe angebracht, und der obere mit Brettern verschlagen, mit Schindeln gedeckte Theil diente der Schusterzunft zur Feilbiethung ihrer Waaren. Die Wohnung des kommandirenden Generals und der dazu gehörigen Kanzleien war zwar an derselben Stelle, wo sie jetzt steht, hatte aber auch ein ganz anderes Aussehen. Die ziemlich breite Gasse, die jetzt von hier auf die Wiese führt, war nur ein drei Schritte breites Gäßchen, das rechts von der Mauer wie jetzt, links von einem Bretterplanken eingeengt wurde, der einen schmalen Hof einfriedigte. Die Statue des Nepomuk war noch nicht auf die Mitte des Platzes hingestellt; dagegen war die Hauptwache diesseits des Grabens, der einstmals aus der Heltauergasse das Wasser durch die Reispergasse in die untere Stadt und von da in das Lazareth führte. Ein frei stehendes, Baracken ähnliches Haus diente hier zur Aufnahme der Hauptwache und von der Hauptwache längs des Grabens abwärts war die ganze Besatzung der Stadt in Reih und Glied aufgestellt, so daß sie, weiter unten einen rechten Winkel bildend, bis zur Richtstätte die eine Seite dem Graben zu einnahm; auf der andern Seite wurde das Spalier, doch nicht so dicht von der Stadtmilitz gebildet. — Nicht ferne vom Brunnen, mitten auf dem Platze wo heutzutage die Frucht-

verkäufer stehen, stand der Pranger. Es war eine auf einem steinernen Postamente stehende hohe steinerne Säule, die oben ein stehendes kleines steinernes Männlein mit einem gezuckten Schwerte trug, welches die weltliche Gerechtigkeit vorstellen sollte — die göttliche Gerechtigkeit ist zum Troste und Heile aller Sünder nicht aus so hartem Stoff gebildet wie die menschliche. Vor dieser Schandsäule war in diesem Augenblicke eine hölzerne Bühne aufgerichtet mit einer hinanführenden Treppe; neben dieser Bühne lag auf der ebnen Erde ein Haufen Sand, mit einem Teppich bedeckt; über den Teppich war noch ein weißes Leintuch ausgebreitet, und auf demselben lag eine weiße Schlafhaube. -- Diesen Anblick bot der große Platz dar, als Sachs von Harteneck auf denselben heraus trat, und seine großen, geistvollen Augen über denselben hinstreichen ließ. —

Als Sachs seine Augen und seinen Geist vom Himmel wieder der Erde zukehrte, wendete er sein Hanpt langsam nach der rechten Seite und sah hier in dem einen Fenster den Grafen Rabutin und seine Gattin, in den andern Akton und einige andere Offiziere von der Besatzung stehn. Alle Fenster waren offen. Rabutin stand düster, fast traurig da; die Gräfin hielt ein Tuch vor ihre Augen, und Sachs konnte ihr Angesicht nicht sehen. Sachs verneigte sich ehrerbietig und ohne Groll gegen den General, und nickte ihm dann wie zum Abschiede mit dem Kopfe zu. Rabutin erwiderte dieß mit einer leichten Kopfbewegung. — Als Harteneck eben im Begriffe war nach dem Richtplatze aufzubrechen, unterbrach eine laute, fast kichernde Stimme die tiefe Stille, welche die Menge beobachtete. Die Stimme kam von oben aus einem Fenster desselben Hauses,

wo Sachs gefangen gehalten worden war, und war dem, an den sie gerichtet worden war, wohl bekannt; es war des Grafen Nicolaus Bethlen Stimme. —

„„Domine Sachs!“ — rief dieser Sachs auf lateinisch zu — „Wohin des Wegs?“ —.

Harteneck mußte sich umwenden und nach oben blicken, wenn er den Fragenden sehen und ihm Antwort geben wollte. Er that dieß mit Würde und Ruhe und erwiderte mit fester lauter Stimme gleichfalls in lateinischer Sprache:

„Domine Comes! ich gehe zur Richtstätte den Lohn meiner Sünden zu empfangen. — Du aber, der du jetzt sicher zu stehn wähnst, sieh' zu, daß du nicht fällst.

Bethlen erblaßte, Sachs wendete sich ruhig von dem boshaften Feinde weg. — Der Zug hatte sich nun geordnet, und setzte sich unter Absingung des von Sachs selbst gedichteten Liedes, worein Sachs gleichfalls laut mit einstimmte, in langsame Bewegung. Den Zug eröffnete der Stadthauptmann, auf einem schwarzen Rosse reitend, und den Busdegan tragend. Ihm folgten einige Stadtreiter, gleichfalls zu Pferde. Dann kam eine Compagnie im Solde der Stadt stehender Miliz, und hinter diesen schritt eine lange Reihe der Schüler des Gymnasiums in ihrem schwarzen, mit Pelz verbrämten und mit silbernen Hafteln besetzten Dolman und ihrer von den Schultern frei herabfließenden schwarzen Toga. Sie alle sangen mit gerührter Stimmen das Lied, das sie in Abschrift hatten. — Unmittelbar hinter diesen schritten die beiden Exekutions-Commissäre in Mente und Dolman einher, der eine eine Papierrolle, das Hals-Urtheil Hartenecks enthaltend, in der Hand

tragend. Diesen auf dem Fuße folgte Sachs in der Mitte der zwei evangelischen Prediger mit festen Schritten und erhobenem Haupte, und dicht hinter ihm seine wenigen Freunde. Diese waren wie früher von einer Anzahl wohl bewaffneter Stadttrabanten umgeben. — Diesen schloßen sich abermals einige Stadtreiter an und den Schluß machten eine Compagnie Söldner. —

Eine Viertelstunde früher als sich der Zug in Bewegung gesetzt, hatte sich der Magistrat in pleno auf dem Raththurme versammelt, denn es ist seine Pflicht während der Exekution eines Verbrechers zu sitzen, und zu jener Zeit geschah dieß auf dem nun gänzlich verlassenen so genannten Raththurme. Auf diesem Raththurme war auch das Armen-Sünder-Glöcklein angebracht, das geläutet wurde, während der Delinquent zur Richtstätte schritt, und bis die Hinrichtung vollzogen war. Auch jetzt tönte das Glöcklein von dem Raththurme herab und machte viele Tausend Seelen erbeben, denn nie wurde sein Schall vernommen, als wenn ein verurtheilter Sünder sein eignes Leichenbegängniß feierte. — Unter dem erschütternden Geläute dieses Glöckleins und dem feierlichen Gesange, den der Chor der Studenten, Sachs, die ihn begleitenden beiden Geistlichen und Freunde bei dem Austritte aus dem Kerker angestimmt hatten, kam der unglückliche Sachs an dem Orte seiner Bestimmung an. Vor dem mit dem Teppiche und Leintuch bedeckten Sandhausen machte man Halt, und es wurde um denselben von den Stadttrabanten und Söldnern ein geräumiger Kreis gebildet, in dessen Mitte Sachs, die beiden Commissäre und Geistlichen, und Sachsens Freunde aufgenommen wurden. —

Nachdem das Geräusch, welches diese Anordnung und das

unbescheidene Herandrängen des Volkes verursachte, sich gelegt hatte; verlas der eine der beiden Exekutions-Commissäre das vom Magistrate gefällte Hals-Urthel und forderte dann Sachs auf dem Gesetze Genüge zu leisten.

Sachs war bereit; er warf sich jedoch noch vorerst auf seine Knie nieder, sprach ein andächtiges Gebet mit tiefer Rührung des Herzens und leiser, etwas bebender Stimme, und empfing dann noch einmal die Verheißung der göttlichen Gnade von dem Geistlichen im Namen Gottes. Sachs erhob sich hierauf, blickte erwartungs- und hoffnungsvoll nach dem Hause des kommandirenden Generals — auch ihn, den starken Mann, verließ die Hoffnung gänzlich nicht früher als sein Auge in der Nacht des Todes sich schloß. — Nach einer kleinen Weile wandte er sich zu dem Geistlichen: „Der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit getröste ich mich! In dieser Hoffnung und in dem Glauben an unsern Erlöser sterbe ich — ich sehe bei Menschen ist keine Gnade und Barmherzigkeit zu finden“. Darauf entäußerte er sich selbst seines Pelzes und seines Kalpaks und übergab sie seinen Freunden. Dann nahm er die Schlafhaube, faßte ohne eines Andern Beihilfe sein langes lockiges Haar unter derselben zusammen, nahm dann das Tuch und verband sich selbst damit die Augen; faltete die Hände zu einem stummen Gebete zusammen, kniete auf dem Sandhaufen nieder und bot dem dicht an seine Seite getretenen und das breite glänzende Richtschwert schwingenden Scharfrichter seinen glänzend weißen, etwas fetten Nacken dar.

Während dieser traurigen Zurüstungen auf dem verhängnißvollen Sandhaufen war die Volksmenge vor dem Hause des

Kommandirenden in eine große Bewegung gerathen. — Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, es sei vor dem Thore der Stadt ein kaiserlicher Kourier mit Depeschen angekommen und verlange dringend Einlaß. Wir haben schon gesagt, daß die Thore der Stadt, um der Ueberfüllung der Stadt mit Landleuten zuvorzukommen, auf Befehl des Grafen Rabutin geschlossen worden waren. — Man brachte die Depeschen des Kouriers mit Sachs in Verbindung und die Augen derer, welche zu entfernt von dem Richtplatze waren, um durch das, was daselbst vorging, in Anspruch genommen worden zu sein, richteten sich nach den Fenstern des Generalshauses. Rabutin stand noch immer in einem Fenster desselben, und die Gräfin neben ihm, bleich, zitternd und von Zeit zu Zeit das Taschentuch nach den Augen führend um die Thränen aufzutrocknen, welche diese schönen Augen dem Schicksale des außerordentlichen Mannes weihten.

Ein Offizier von der Besatzung eilt durch die Menge, die ihm eifrig eine Gasse macht um ihn, keinen Augenblick verlieren zu lassen, nach dem Hause des Generals. Man sieht ihn in demselben verschwinden und nach einer Minute vor den General an's Fenster treten, ihm die Ankunft des Kouriers meldend.

Rabutin erwidert auf diese Meldung: „Gut! warten Sie hier ein wenig!“

„Um Gottes Willen! Rabutin!“ — fleht ihn die Gräfin mit gefalteten Händen an — „Thun Sie diesem schrecklichen Beginnen Einhalt! — Nur einen kurzen Aufschub! Lassen Sie den Kourier kommen! — Lesen Sie die Depeschen! — Vielleicht enthalten sie die kaiserliche Begnadigung des unglücklichen

Sachs!" — Graf Rabutin läßt diese flehenden Reden unerwidert und verfolgt mit düsterem Blicke die Bewegungen an dem Sandhaufen. — In allen Gesichtern ist die ängstlichste Spannung zu lesen; eine tiefe Stille herrscht, man glaubt den schnellen, kurzen Schlag so vieler Herzen vernehmen zu müssen; — die der Richtstätte zu nächst Stehenden gerathen in eine Bewegung und diese theilt sich in einem undenkbar kurzen Zeitmomente der ganzen Masse mit — ein leises Geflüster durchzieht zu gleicher Zeit die bewegte Menge — die Zuschauer aus den Fenstern ziehen sich mit dem Ausdrucke der Befriedigung in ihren Mienen zurück — die Gräfin Rabutin durch diese Bewegung und das auf dem Platze entstandene Geräusch aufmerksam gemacht, wirft einen ängstlichen Blick nach der Richtstätte und sinkt mit einem lauten Schrei des Entsetzens auf einen Stuhl zurück — Sachs von Harteneck war nicht mehr. Seine wenigen Freunde haben sein bleiches blutiges Haupt und den zuckenden Leichnam bereits in das Leintuch und den Teppich, gehüllt, und tragen ihn in seine Wohnung. — So starb Johann Zabanius, Königsrichter von Hermannstadt, Graf der sächsischen Nation, Seiner Majestät wirklicher geheimer Regierungsrath, des heiligen römischen Reiches Ritter Sachs von Harteneck — die Wahrheit durch seinen Tod eindringlich lehrend und bestätigend: daß die höchsten, bewunderungswerthesten Gaben des Geistes ohne sittlichen Gehalt — werthlos sind, und nicht nur zum Unheile Anderer, sondern auch zum Verderben des Inhabers selbst gereichen. Sie sind einem Meteore zu vergleichen, das durch seinen hellen Glanz in dunkler Nacht die staunende Erde einen Augenblick mit Lust erfüllt, aber plötzlich zerplatzt

und Verderben bringend auf die noch bewundernden Erdenwohner niederfährt. — Es hat geleuchtet — geglänzt — aber nicht erwärmt — und wo ist nun der furchtbare Feuerstrahl? — nur in dem Unheile, das er angerichtet, entdeckst du noch seine Spur. — —

Sachs wurde am Abend von seinen Freunden in aller Stille beerdigt. Das Vorurtheil und die Anmaßung der Menschen, welche die ihrer Macht entronnene Seele und den für ihre Macht unempfindlichen Körper noch über den Tod hinaus verfolgen, versagten dem Gerichteten einen Platz unter den Frommen in Ehren entschlafenen Mitbrüdern. Sachs mußte sich mit einer Ruhestätte außerhalb der Umfriedigung des Gottesackers begnügen. Dort wo jetzt unterhalb des evangelischen Friedhofes auf der südlichen Seite Gärten sind, war damals der Schneiderteich, — auf der östlichen Seite dieses Teiches, hart am Planken des Friedhofes, dem Straußenburg'schen Hause gegenüber, wo der Planken einen Winkel bildet, ward das Grab für Sachs gegraben.

Mitleidige Freunde hatten auf sein Grab einen schweren, rohen Stein gewälzt und unter demselben ruhte der verwesende Leichnam lange ungestört und in Frieden. — Vor einigen Jahren wurde dieser Stein, ich weiß nicht von welchen frevelnden Händen von dem Grabe geraubt und — ich weiß nicht zu welchem Zwecke — in die Stadt auf „die Wiese" geführt. — Lange lag dieser Stein auf der Straße. — Jetzt ist er auch von hier verschwunden. Frevelnde Hände öffneten hierauf dieses Grab — ich weiß nicht in welcher bösen oder muthwilligen

Absicht, und der Schädel und die Beine des ehemals gefürchteten Mannes dienten Kindern zum Spielwerke. — Edle Menschen kamen dazu und nahmen ein gerechtes Aergerniß an dieser Entheiligung der Verwesung, und gaben die irdischen Ueberreste Hartenecks dem Schoße der Erde zurück, und scharrten die schützende Erde wieder darauf. —

Nachdem Hartenecks Leichnam von seinen Freunden, wie wir gesagt haben, in dessen Wohnung getragen worden war; wandte sich Graf Rabutin an den Offizier, der ihm die Ankunft des kaiserlichen Kouriers gemeldet hatte, und hieß ihn das Stadtthor öffnen lassen, und nachdem der Offizier sich entfernt hatte, trat der General zu seiner Gattin und überreichte derselben ohne ein Wort des Vorwurfs zu verlieren, das verhängnißvolle Billet, das Harteneck an Gräfin Ida geschrieben hatte, und durch die unheilvolle Vermittelung des Grafen Bethlen in Rabutins Hände gelangt war. —

„Unglückseliger Mann!“ — rief die Gräfin mit dem Tone schmerzlicher Entrüstung aus, als sie das Billet gelesen — „Dieß ist also die Enthüllung des Geheimnisses!“ — Ach! dieser Brief ward von Sachs an die Gräfin Ida geschrieben.“ —

„An die Gräfin Ida“ — fragte Rabutin ganz erstaunt. —

„Ja! an sie, die schon seit geraumer Zeit sich heimlicherweise hier aufhält, und ihre Wohnung in Sachsens eigenem Hause auf dem kleinen Ringe hat.“ —

„Also bei der Gräfin Ida waren Sie an jenem Morgen? — — —

„Bei ihr! bei ihr!“ — antwortete die Gräfin Rabutin in trostlosem Schmerze. —

Rabutin sagte nichts weiter, sondern verließ schweigend das Zimmer um die Depeschen des kaiserlichen Hofes zu empfangen, da der Kourier indessen angekommen war. — Der General empfing und las sie — den Inhalt derselben erfuhr außer ihm Niemand. —

Mit dem Kabinets-Kourier war auch unser vagabundirender Studiosus angekommen. Er hatte sich seines Auftrages mit Muth und Geschicklichkeit entledigt. — An der Theiß war er in die Hände der Kurutzen gerathen und entging dem unangenehmen Experiment des Gehangenwerdens, da man ihn für einen Spion hielt, nur durch die sehr willkommene Dazwischenkunft des Fürsten Franz Rakoczi selbst. — In Wien hatte er die Ehre selbst vor den Kardinal, Grafen Kollonitsch gelassen zu werden, wo ihm seine göttliche Unverschämtheit treffliche Dienste leistete. — Er war mit dem Kourier in der Hoffnung abgereiset, die Begnadigung Hartenecks zu überbringen. — Wissen konnte er davon natürlich nichts. — Junghans begab sich sogleich in das Haus der Gräfin Ida, für die er Briefe aus Wien mitgebracht hatte, und noch an demselben Tage fuhr er in Begleitung der Gräfin und seiner geliebten Ursula Birnbaum dieselbe Straße in entgegengesetzter Richtung, welche er heute erst in den Morgenstunden in Gesellschaft des Kouriers zurück gelegt hatte. — Man hat nie wieder von ihm etwas erfahren. Im fremden Lande scheint er durch Bande gefesselt worden zu sein, die ihn sein Vaterland vergessen machten. —

Das blutige Drama auf dem großen Ringe war mit der Hinrichtung Hartenecks noch nicht zu Ende. Eine halbe Stunde

später erklang das Armensünder Glöcklein aufs Neue, und vom Rathhaus her setzte sich ein ähnlicher Zug, wie wir so eben beschrieben haben, in Bewegung. Die mahnende Stimme des Glöckleins galt diesmal Kinder. Dieser war es, der jetzt bleich, bebend, mit niedergeschlagenen Augen der Richtstätte zuschritt. — Sobald er aber hier angelangt war, richtete der ihn begleitende Exekutions-Commissär seine Augen verabredetermaßen nach dem Raththurme, wo man ein weißes Tuch, das Zeichen der Begnadigung wehen ließ. — Kinder verließ gerührt und dankbar die furchtbare Stätte von seinen zahlreichen Freunden begleitet. — Graf Rabutin war für Kinders Begnadigung bei dem löblichen Magistrate eingeschritten.

Kinder machte durch sein ferneres Verhalten die Verirrungen früherer Zeiten wieder gut. — Er leistete der Nation ersprießliche Dienste, ward mit dem Prädikate „von Friedenberg" in den Adelstand erhoben, und starb als Provinzial-Bürgermeister und ehrlicher Mann. —

Endlich wurde das Armensünder Glöcklein zum Drittenmal angezogen. — Es galt dießmal den beiden Mördern Pap Janos und dem Gärtner Laurenz. — Sie wurden auf dem früher erwähnten bretternen Gerüste durch das Schwert des Henkers hingerichtet. — Den Schluß machte die Auspeitschung des Christel Kaunz und der alten Eva, welche letztere in Folge dieser auf dem Salzburger Berge den Geist aufgab, als sie sich in dieser Richtung nach empfangener Züchtigung aus Hermannstadt entfernte. —

Elisabeth, die Gattin des Sachs, blieb bis in den Brachmonat des Jahres 1705 in ihrer Wohnung in Haft. Sie

wurde nicht weiter prozessirt, und es ward in ihrer Sache auch kein Urtheil gesprochen. — Ihren ersten Ausgang that sie mit einer gewissen Feierlichkeit; es geschah am Feste Johannis des Täufers und hatte zum Zwecke den Besuch des Gottesdienstes. — Sie wollte damit einen öffentlichen Beweis ihrer aufrichtigen Buße und Besserung ablegen. — Sie heurathete später einen Baron Möhringer und starb in hohem Alter im Jahre 1757. — Die Confiskation von Harteneck's Nachlaß war schon früher durch die Gnade des Kaisers aufgehoben worden. — Sie erhielt alles zurück, bis auf das Haus auf dem kleinen Ringe, das bis heutigen Tags noch Aerarialgut geblieben ist. —

Vier Wochen nach diesen Begebenheiten wurden die Bewohner Hermannstadts auf's Neue in große Aufregung versetzt. — Man begreift, daß das Verschwinden Sabinens nicht nur in dem Hause ihrer Eltern den größten Kummer, sondern auch in der ganzen Stadt das größte Aufsehen gemacht hatte. Sobald man sie vermißt hatte, wurden die nachhaltigsten Nachforschungen angestellt — man konnte aber nicht mehr in Erfahrung bringen, als daß sie das väterliche Haus in Begleitung Dorothea's und in einem Zustande, der auf Zerrüttung des Geistes hindeutete, verlassen habe, und ihre Spur konnte nicht weiter verfolgt werden als bis vor das Leichenthürchen, wo sie Jemand, der sie gekannt, gesehen zu haben behauptete. — Nach vier Wochen wurden die Mädchen durch einen Zufall in ihrem Schneebette entdeckt. Die strenge Kälte hatte ununterbrochen angehalten; frischer Schnee war gefallen, und die beiden Mädchen blieben unter ihrer Schneedecke Aller Augen verborgen. Nach vier Wochen fand man sie, wie sie eingeschlum-

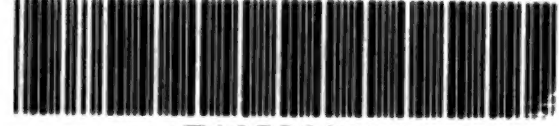
mert waren, Dorothe's Arme Sabinen umschlingend, und jener Haupt auf dem Busen dieser ruhend. — Die strenge Kälte hatte das Werk der Verwesung verhindert — sie lagen noch da, als ob sie jetzt erst gestorben — oder vielmehr als schliefen sie den Schlaf des Lebens — so frisch, so blühend. —

So fand Kinder die liebliche Braut. Sein Abweichen von der Bahn der Ehre und Tugend hatte sie in diesen frühen Tod gejagt; das Bild dieses noch blühenden und doch schon seit vier Wochen todten Mädchens wich nie wieder aus seiner Seele. War es vielleicht der Schutzgeist, der ihn vor ferneren Verirrungen bewahrte? —

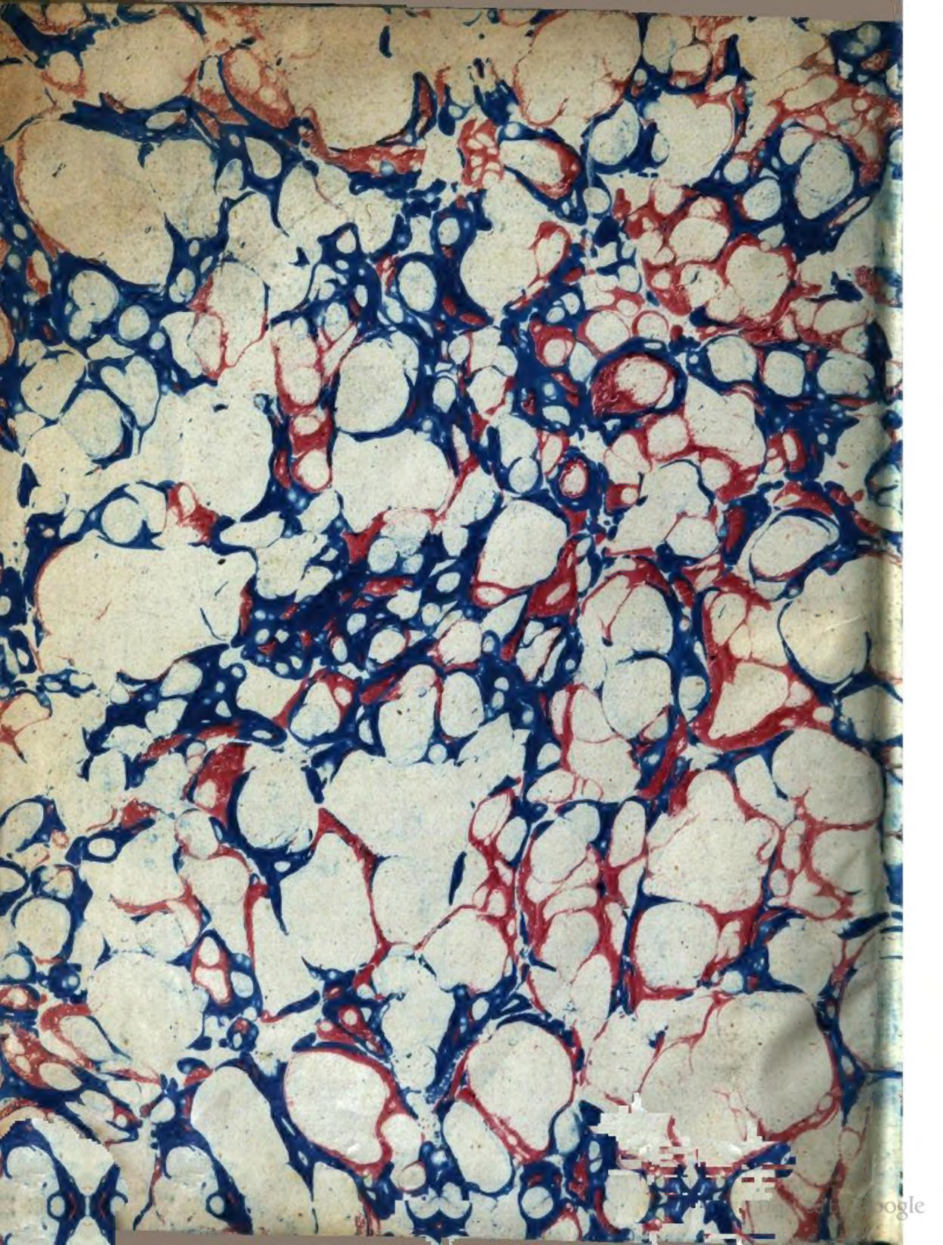
Graf Nikolaus Bethlen erfreute sich seines Sieges über seinen gefährlichen Gegner, Sachs von Harteneck, nicht lange. Was dieser ihm auf seinem letzten Gange zugerufen hatte: „Du aber, der du fest zu stehen wähnst, siehe zu, daß du nicht fallest!" war in prophetischem Geiste gesagt worden. Noch war nicht ein volles Jahr verflossen seit Hartenecks Tode, als der mächtige Kanzler des Landes vor den nämlichen Richtern sich verantworten mußte, welche jenen wegen Hochverraths zum Verluste des Lebens und sämmtlicher Güter verurtheilt hatten. — Die Pläne in Beziehung auf die politische Umwälzung Siebenbürgens, welche Graf Bethlen in dem 13. Kapitel dieser Geschichte entwickelt, sind nicht etwa eine müßige Erfindung des Verfassers dieses Buches, sondern sind wirklich in dem Haupte des Grafen Bethlen, dieses unruhigen, politischen Ränkemachers entsprungen und von ihm selbst in einer Abhandlung weitläufig entwickelt worden, welche den Titel führt: Columba Noë cum ramo Olivae, sive Amphora adquae ad

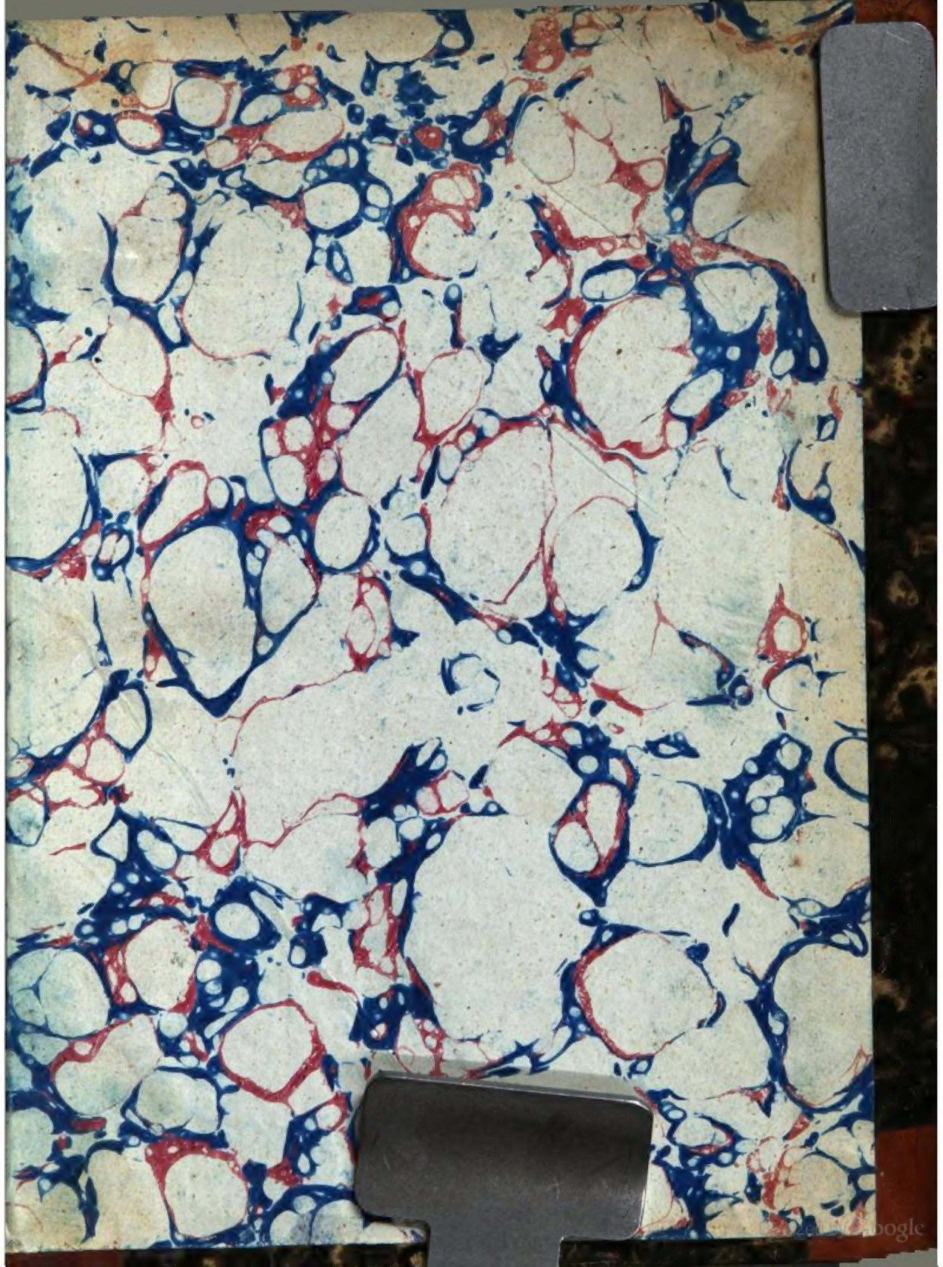
Hungariae et Transsilvaniae incendium exstingvendum. — Ja nach dem blutigen Tode Hartenecks schritt er auch zur Ausführung dieser Pläne. Er sandte diese Abhandlung in der That an den Lord **Stepnei** an Hammel **Brenninx**, den englischen und niederländischen Geschäftsführer, und an Herrn Bertholdi, den preußischen Gesandten am Wienerhofe, mit der Zumuthung zur Realisirung dieser Pläne mitzuwirken. — Die Intrigue wurde verrathen und der Kanzler Graf Bethlen in Anklagestand versetzt. Derselbe Landtag, welcher das Urtheil Hartenecks wegen Hochverraths gesprochen hatte, war noch immer in Hermannstadt versammelt; vor ihm mußte sich Bethlen nun gleichfalls wegen Hochverraths vertheidigen. Er that es, unterstützt durch alle Rechtsmittel, welche die Verfassung gestattete, konnte sich aber nicht rechtfertigen. Am 3. Nov. 1704 ward das Urtheil gesprochen — es lautete auf Verlust des Lebens und sämmtlicher beweglicher nnd unbeweglicher Güter. Das strenge Urtheil ward aber nicht vollzogen; der Kanzler ergriff die Appellation an den Allerhöchsten Hof. Sie wurde gestattet und er selbst nach Wien gefordert. Nach einiger Zeit wurde Graf Bethlen begnadigt (oder freigesprochen?) und ihm gestattet sich auf seine Güter in Siebenbürgen zurückzuziehn, wo er nach Benkö's Bericht im J. 1716 starb.

Digitized by Google


Österreichische Nationalbibliothek
+Z165066904

Digitized by Google





Digitized by Google